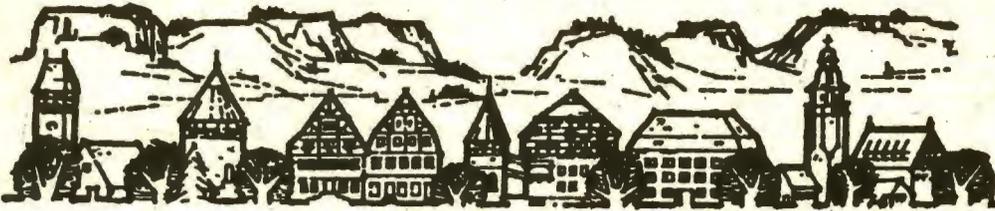


Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 30

31. Januar 1983

Nr. 1

Vor 50 Jahren: Die Machtergreifung im Oberamt Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

Am 30. Januar 1933 ernannte der Reichspräsident von Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. Auf den ersten Blick war das ein Ereignis, dem alles Sensationelle abging. Die Ernennung eines Reichskanzlers war ein fast alltägliches Ereignis – Adolf Hitler bildete die 23. Regierung in 14 Jahren Weimarer Republik. Es war ein selbstverständliches Ereignis, denn Adolf Hitler war Führer der stärksten Partei, der bei den Reichstagswahlen des Jahres 1932 weitaus die meisten Mandate zugefallen waren. Es war ein höchst normales Ereignis, denn es war wie üblich eine Koalition, die im Reichstag über keine Mehrheit verfügte und die außer Hitler nur noch zwei Nationalsozialisten umfaßte.

Und doch wurde aufmerksamen Beobachtern schon bald klar, daß dieser Regierungswechsel aus dem Rahmen des Üblichen weit herausfiel: Am Abend des 30. 1. 1933 zog ein kilometerlanger Fackelzug von Hitleranhängern durchs Brandenburger Tor und an Hitler vorbei. „Deutschland ist im Erwachen!“ jubelte Goebbels, der Propagandachef Hitlers, nachdem er schon vorher in seinem Tagebuch notiert hatte: „Hier (d. h. aus der Reichskanzlei) bringt er uns keiner wieder lebendig heraus,“ (womit er übrigens recht behalten sollte, denn sowohl Hitler wie auch Goebbels begingen 1945 in der Reichskanzlei Selbstmord). Wie erlebte nun der „kleine Mann“ „in der Provinz“ die Ereignisse des Jahres 1932/33? Was erlebte der Bürger in Balingen und Ebingen in diesen Monaten von der „großen Politik“?

Zunächst ist festzustellen, daß die Leute der damaligen Zeit bei weitem nicht so unmittelbar die Ereignisse miterleben konnten wie heute, da es das Fernsehen noch nicht gab. Auch das Radio steckte noch in den Kinderschuhen; Direktreportagen bzw. -übertragungen waren noch fast unbekannt. Außerdem war der Kreis derer, die Radioapparate besaßen, verhältnismäßig klein.

Eine umso größere Rolle spielte die Tageszeitung, auch wenn sich sicher viele aus wirtschaftlichen Gründen ein Abonnement nicht leisten konnten. Die Tageszeitung vermittelte die Ereignisse, die in der „großen Welt“ geschahen, die Tageszeitung unterrichtete über die lokalen Vorkommnisse; die Tageszeitung war darüber hinaus das Instrument, mit dem die Parteien hoffen durften, auf die Wähler Einfluß zu nehmen.

Eine viel größere Bedeutung als heute hatten sicherlich die Parteiversammlungen, Kundgebungen, Feierstunden, Propagandamärsche usw. Diese Veranstaltungen waren viel stärker besucht als heute. Hier waren die Parteien präsent. Hier boten sie direkte Information vor Ort, hier zeigten sie ihre Stärke. Hier zeigte sich aber auch, welche Parteien effektiv organisiert und ideenreich geführt wurden. Und da lief die NSDAP allen anderen Parteien bei weitem den Rang ab. Für den, der sich rückblickend mit den lokalen Ereignissen beschäftigt, ist es immer wieder frappierend zu sehen, wie das, was sich etwa in Balingen oder Ebingen als rein lokale Aktion abspielte, in anderen Städten in ganz ähnlicher Weise ablief. Das waren also zentral geplante und örtlich organisierte Veranstaltungen. Und das gab es in keiner anderen Partei.

Württemberg im Jahr 1932

Württemberg war von der Weltwirtschaftskrise viel weniger stark erfaßt als das übrige

Deutschland, aber sie hinterließ auch hier tiefe Spuren.

Ende Januar 1933 gab es in Württemberg 133 604 Arbeitslose, d. h. der Anteil der Arbeitslosen an der Bevölkerung betrug 5 Prozent, im Reichsdurchschnitt aber 9,2 Prozent. Der Grund für diese günstigere Lage ist in der Sozialökonomischen Struktur Württembergs zu suchen. Die arbeitsintensive Veredelungsindustrie, die in Württemberg vorherrschte, war von der Krise viel weniger betroffen als die Grundstoff- und Produktionsindustrie etwa des Ruhrgebiets. Die Mannigfaltigkeit der Industrie sorgte dazu für einen gewissen Ausgleich zwischen den Branchen, die von der Krise stärker und solchen, die weniger betroffen waren. Klein- und Mittelbetriebe herrschten vor; sie konnten sich Krisen elastischer anpassen als Großbetriebe. Viele Arbeiter waren „Arbeiterbauern“, die noch in der Landwirtschaft verwurzelt waren, die dort einerseits wirtschaftlichen Halt fanden, deren Geist andererseits vom bäuerlichen Geist geprägt war, der politischem Radikalismus abhold ist.

Außerdem hatte die württembergische Landesregierung ein sehr effektives Arbeitsbeschaffungsprogramm verabschiedet, von dem der Ausbau und die Elektrifizierung des Eisenbahnnetzes und der Bau des Neckarkanales am bekanntesten sind.

Die Nationalsozialisten hatten bei den Landtagswahlen 1928 lediglich ein Mandat errungen, und bei den Reichstagswahlen 1930 war der Wahlkreis Württemberg mit nur 9,4 Prozent der Stimmen für die NSDAP der weitaus schwächste in Deutschland. In den folgenden Jahren allerdings änderte sich das. Bei der Landtagswahl im April 1932 zogen die Nationalsozialisten mit 23 Abgeordneten in den Landtag ein und waren damit stärkste Fraktion. Die bürgerliche Regierung Bolz regierte von nun an als Minderheitskabinett, toleriert von der SPD-Fraktion. So verdienstvoll sie auch arbeitete, so versäumte sie es doch, aktiv der Radikalisierung der Massen entgegenzutreten.

Das zeigte sich bei den Reichstagswahlen des Jahres 1932: Mit 30,3 bzw. 26,2 Prozent wurde die NSDAP jeweils stärkste Partei im Lande vor dem Zentrum. Wie stark die Radikalisierung voranging, zeigte sich auch daran, daß im November 1932 die KPD mit 14,5 Prozent der Stimmen die SPD mit 15,2 Prozent fast eingeholt hatte.

Allerdings täuschen die Wahlergebnisse auf Landesebene über das wahre Stimmverhalten der württembergischen Bevölkerung hinweg: Während im bäuerlich bestimmten katholischen Oberland die radikalen Parteien keine Chance hatten, sah es in den kleinbäuerlich bestimmten evangelischen Gebieten und in

Veranstaltungen 1983 Exkursionen

- 24. 4. Pfullingen, Lichtenstein (Klek)
- 9. 5. Baugeschichtliche Führung durch Altebingen. zus. mit Lehrerfortbildung (Dr. Stettner/Klek)
- 17.-19. 6. Bottwartal, Heilbronn, Wimpfen, Horrheim (Wedler)
- 10. 7. Rotenberg, Schorndorf, Waiblingen (Krauß)
- 25.-28. 8. Unteres Altmühltal (Dr. Stettner)
- 18. 9. (?) Kaiserstuhl (Dr. Maulbetsch)
- 9. 10. Donauversickerung, Aachtopf, Hohentwiel, Schloß Langenstein (Dr. Foth, Munz)
- Hauptversammlung 12. Nov. im Schloß Lautlingen.

den industriell geprägten Gebieten wesentlich anders aus – dort hatten einerseits NSDAP, andererseits KPD ihre festen Bastionen.

Das läßt sich auch sehr deutlich erkennen am Wahlverhalten der Bevölkerung des damaligen Oberamts Balingen. Während die katholischen Orte Margrethausen, Lautlingen, Unterdigheim, Geislingen und Erlaheim sichere Stützen des Zentrums waren, fielen die vorwiegend evangelischen Pfarrer der NSDAP zu. Besonders charakteristisch ist, daß im Herbst 1932 ein eigenartiges Pendeln der Wähler von der NSDAP zur KPD zu beobachten ist, besonders im Oberen Bezirk, d. h. Ebingen, Tailfingen usw., was dazu führte, daß bei der Reichstagswahl vom 6. 11. 1932 das Oberamt Balingen eine knappe relative Mehrheit der KPD hatte. Diese Partei lag mit 25,6 Prozent weit über dem Landesdurchschnitt von 14,5 Prozent. (Die NSDAP erzielte gleichzeitig 25,2 Prozent gegenüber dem Landesdurchschnitt von 26,2 Prozent). Wie wenig das allerdings echt kommunistische Gesinnung war, zeigte sich bei den Wahlen vom März 1933: Die Wählerschaft der KPD im Oberamt Balingen halbierte sich, während die NSDAP natürlich sprunghaft zunahm. (Nur am Rande sei vermerkt, daß Heselwangen immer, auch bei dieser Wahl, eine Hochburg der SPD war und blieb). Wo lagen die Gründe für den Aufstieg der NSDAP im Oberamt Balingen wie im ganzen Land Württemberg?

Da war zum ersten die Weltwirtschaftskrise, die mit ihrer Massenarbeitslosigkeit das Selbstvertrauen der Arbeiter zerstörte und die dem Bürgertum, das schon weitgehend durch die Inflation seine Lebensgrundlage verloren hatte, die Furcht einjagte, alles durch eine Revolution von links zu verlieren.

Da war zweitens die politische Ideologie. Viele Beamte, Geschäftsleute, Handwerker und Bauern, vor allem in den evangelischen Gebieten, wählten die NSDAP, weil sie, neben den Kommunisten, die einzige Partei war, die nie an der Regierung beteiligt gewesen war, also auch keine Schuld am herrschenden Elend trug, die im Gegenteil Abhilfe versprach durch einen radikalen Neuanfang, durch eine Besinnung auf die „alten“ Tugenden, durch ein radikales Durchgreifen gegen die Anhänger des „Systems“ (womit die Parteien der Weimarer Republik gemeint waren), das die Schuld an allem Elend, am Versailler Vertrag, an den Reparationen, an der Inflation und jetzt an der Weltwirtschaftskrise trug. Und Vertrau-

en erweckte bis zu einem gewissen Grade sogar der Antisemitismus („Die Juden sind unser Unglück“), Vertrauen erweckte das Anknüpfen an die alten Traditionen, Vertrauen erweckte die Ordnung und Disziplin der Veranstaltungen der NSDAP.

Vertrauen erweckte vor allem aber die pausenlose Aktivität der NSDAP, der SA und der HJ. Mit Großveranstaltungen, Reden, Filmen, Theatervorführungen, Bunten Abenden, Fackelzügen, Weihnachtsfeiern wirkte sie pausenlos auf die Massen und hämmerte ihre Ideologie in alle Köpfe. In den stark besuchten Versammlungen hatte der einzelne Teilnehmer das typische „Wir-Gefühl“, das Gefühl, in einer großen Bewegung inbegriffen zu sein, die das Unglück, das über alle und jeden einzelnen hereingebrochen war, wenden würde. Und daß die SA und HJ auch die Straße beherrschte und diese nicht den Kommunisten überließ, wirkte vertrauens-erweckend, selbst wenn dabei Blut floß. So erweckte die NSDAP den Eindruck einer jungen lebenskräftigen Partei voller Energie, der die Zukunft gehörte, mit einem geradezu charismatischen Führer an der Spitze, der die Massen mitriß.

Sehr wichtig für den Aufstieg der NSDAP war aber auch, daß die anderen Parteien wenig Tatkraft und noch weniger inneren Schwung besaßen. Die bürgerlichen Parteien führten ein mehr oder weniger beschauliches Sekundendasein; auch der SPD fehlten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der Wille und das Geschick, wirklich energisch gegen die braune Flut zu kämpfen. Vor allem fehlte den demokratischen Parteien aber der Wille zum Kompromiß und die Fähigkeit, unpopuläre, aber zwingend notwendige Entscheidungen zu treffen. Seit im Jahr 1930 wegen einer relativ belanglosen Frage (Erhöhung der Beiträge zur Arbeitslosenversicherung oder Herabsetzung der Unterstützungsleistungen) die letzte demokratisch legitimierte Reichsregierung zurückgetreten war, wurde das Reich mit Notverordnungen regiert, für die nur der Reichspräsident die Verantwortung tragen mußte. In Württemberg war eine gemeinsame Regierung von Zentrum und SPD wegen der ideologischen Gegensätze tabu; lieber regierte eine schwache geschäftsführende Regierung weiter, die keine parlamentarische Basis hatte.

Den Uniformen der NSDAP, den Hakenkreuzfahnen, den begeisterten Mitgliedern der SA und HJ hatten die anderen nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Und die dauernden Wahlkämpfe (allein 1932 waren zwei Wahlgänge zur Wahl des Reichspräsidenten, zwei Reichstagswahlen und eine Landtagswahl) zehrten an der Substanz aller Parteien, nur nicht, so schien es, an der der NSDAP, obwohl sie hochverschuldet war.

Hitler wird Reichskanzler

Als Hitler am 30. 1. 1933 in Berlin zum Reichskanzler ernannt wurde, versetzte das auch die Nationalsozialisten in Württemberg in Siegesstimmung. Zur Landtagssitzung am folgenden Tag, dem 31. 1. 1933, erschienen die Abgeordneten der NSDAP in Uniform. Die NS-Presse entfaltete eine hemmungslose Agitation gegen die Parteien des „November-Verrats“. Überall im Land fanden in den nächsten Tagen Großkundgebungen statt – die in Ebingen zog allein mehr als 4000 Teilnehmer an!

Und sofort begann ein neuer Wahlkampf – der Reichstag war aufgelöst worden und sollte am 5. 3. neu gewählt werden. Der Höhepunkt des Wahlkampfes in Württemberg sollte ohne Zweifel der Auftritt Hitlers am 15. 2. in Stuttgart werden. Seine Rede, eine scharfe Abrechnung mit dem Zentrumspolitiker Bolz und seiner Regierung, konnte nicht wie geplant im Rundfunk übertragen werden, da das Übertragungskabel (wie sich später herausstellte – von Kommunisten –) abgeschnitten worden war. Hitler und Goebbels schäumten vor Wut. „Wir lassen unsere Arbeit nicht sabotieren und machen vor keiner Landesregierung halt!“ drohte Reichsinnenminister Frick, auch wenn es vorerst bei der Drohung blieb.

Am 27. 2., eine Woche vor der Wahl, brannte

das Reichstagsgebäude in Berlin ab. Für Hitler und Goebbels war das ein Geschenk des Himmels: Sie gaben den Kommunisten die Schuld, die den Umsturz planen würden. Eine Notverordnung gab der Reichsregierung große Vollmachten und setzte die Grundrechte weitgehend außer Kraft. Es begann eine hemmungslose Verfolgung von allem, was man als kommunistisch ansah. Zugleich breitete sich eine allgemeine Unruhe, ja Angstpsychose im ganzen Land aus. In unserer Gegend verbreitete sich z. B. das Gerücht, daß in Ebingen ein kommunistischer Anschlag auf den Gaskessel geplant sei. Infolgedessen wurde die SA in Alarmbereitschaft gesetzt, und überall fanden Hausdurchsuchungen nach Waffen statt.

Trotz aller Einschüchterung fanden die württembergischen Politiker noch deutliche Worte gegen Hitler. Reinhold Maier, der Vor-

sitzende der Demokraten, erklärte: „Hände weg von unserem Land Württemberg. Wir brauchen keinen Nazi-Vogt über unser Land... Wir haben es wahrhaftig nicht nötig, eine entrechtete Reichsprovinz, eine Filiale von Berlin zu werden... Wir werden uns wehren bis zum Schluß, und wir werden und wollen zusammenhalten wie Pech und Schwefel“.

Am Vorabend des Wahltags fand in Balingen noch ein großer Propagandaknäuel der NSDAP statt: Ein als „interpolitische Veranstaltung rein örtlichen Charakters“ getarnter Fackelzug der NSDAP zuerst auf den Heuberg, dann vors Rathaus zog viele hundert Schaulustige an. In Wirklichkeit war diese Veranstaltung sorgfältig geplant und fand in ähnlicher Weise in vielen deutschen Städten statt.

Fortsetzung folgt

Vom oberen Kinzigtal zur Südwestalb

Von Fritz Scheerer (Schluß)

An diesen Bergen leuchten Felsenkränze und große Rutschen bis hinüber zum Schwarzwald. Das blendende weiß der **Weißjurakalke** ist erreicht. Auf „tönernen“ Füßen stehen die mächtigen weißen Felswände, auf hellgrauen mergeligen Kalken, die zugleich ein Quellhorizont für die in den klüftigen Kalken versickerten Wasser sind. Die Schlamm hat hinter dem Lochenhörnle und ihre Nebenbäche (Rötegrabenbach, Waldhausbach usw.) auf diesen Mergeln ihren Ursprung („Impressamergel“).

Zu der normalen, geschichteten Ausbildung kommt die Schwammfazies der Lochen-schichten, besonders schön im Lochengründe. Dort ist die Verzahnung mit der glatten Fazies ungewöhnlich fossilreich (Schwämme, Seeigel, Seelilien, Muscheln, Schnecken, Ammoniten usw.). Der Schwammrasen erhebt sich über den einstigen Meeresgrund nicht als steil aufsteigendes Riff wie bei den heutigen Korallen, sondern als kuppelförmige Aufwölbung. Die Verschwammung beginnt hier wie am Hochberg, am Oberhohenberg schon in den Mergeln und setzt sich in den **Wohlgeschichteten Kalken** (Beta) fort, die in der Südwestalb die Albkante bilden und die höchsten Erhebungen aufweisen (Lemberg 1015 m, Oberhohenberg 1011 m, Plettenberg 1005 m). So sind schon von weitem die jäh emporsteigenden, massigen Schwammfelsen an der steil abfallenden Westflanke des Hochbergs zu sehen, die im Wald besonders eindrucksvoll hervortreten.

Königlich steigen die Berge über dem Alvorland auf, so der Lemberg als der höchste über 300 m. Er bildet mit Oberhohenberg und Hochberg (1008 m) einen großen Block, der völlig vom eigentlichen Albkörper getrennt ist, denn gegen Osten folgt bei Deilingen ein

fast ebener, annähernd 200 m tiefer Einschnitt von über 1 km Breite, über den die europäische Wasserscheide (Rhein/Donau) verläuft, so daß sich die Wasser des Deilinger Rathauses „zur Nordsee und zum Schwarzen Meer“ ergießen (826 m).

Auf den harten Oolithen des oberen Braunjura schiebt sich in der breiten Gosheimer Pforte die Wasserscheide weit nach Westen vor (s. Bild). In der Lücke schaut der blaue Himmel herein. Vom Vorland aus scheint eine große Lücke im Gebirge zu sein, die viele Ästigerer Bäche angenagt haben. Die hier entspringende Bära ist „geköpft“, Ihr Ursprung muß vor Millionen Jahren weiter im Nordwesten gelegen sein, und der Lembergblock war noch mit den übrigen Bergen zusammenhängend. Erst das Rückschreiten des Albraufs hat ihn abgedrängt, hat einen Stufenrandberg gemacht.

Der Lembergblock mit dem Oberhohenberg gehört auch zu den historisch ausgezeichneten Bergen unserer Alb, denn mit der einst weitgerühmten Burg der Grafen von Hohenberg sind für weite Teile Schwabens (von Ebingen bis Wildberg) drei Jahrhunderte schwäbischer Geschichte eng verknüpft. Auf unserer Wanderung von Schiltach (323 m) im kristallinen Grundgebirge bis auf den Lemberg (1015 m) mit seinem Weißjura haben wir landschaftliche Unterschiede festgestellt, die sich auf Besiedlung und wirtschaftliche Verhältnisse auswirken, haben wir ein „Musterlager“ unserer süddeutschen Landschaft kennengelernt. Bis um die Jahrtausendwende rauschten im Westen, bis die Rodung begann, Urwälder, während östlich des Buntsandsteingebietes eine „Kulturgrenze“ verläuft, da auf den Gäu- und Liasplatten jahrtausendealtes Bauernland ist, über dem Lemberg, Oberhohenberg, Plettenberg erhaben für die Hochalb stehen.



Blick vom Lemberg auf die Gosheimer Braunjura-Pforte. Im Hintergrund der Albsteilrand am Klippeneck.

Unsere Ortsnamen

Von Fritz Scheerer

Die Ortsnamen ziehen immer wieder die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich, zumal sie uns in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte unserer Heimat, für die Heimatkunde und dem rechten Wanderfreund manche Anregung zu geben vermögen. Im folgenden soll daher an Beispielen heimischer Ortsnamen Verständnis dafür geweckt werden, welche Bedeutung sie haben und welche Aufschlüsse sie über die Siedlungsgeschichte vermitteln mögen. Dabei soll hin und wieder auch ein Blick über die engere Heimat hinaus geworfen werden, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Bodenkunde, der Wirtschaftsgeschichte und der allgemeinen Siedlungskunde, damit wir nicht Gefahr laufen, unzureichend begründete Behauptungen aufzustellen.

In der Landschaft bilden die Siedlungen eines der hervorstechenden Merkmale. Aus den weitgehenden Feldfluren des Kleinen Heubergs, die von kleineren Waldstücken durchwirkt sind, leuchten stattliche Ortschaften mit ragenden Türmen heraus. Auf dem Schild dieser Landschaft dagegen grüßen den Wanderer einzelne Höfe inmitten ihrer Feldstücke. In den Tälern der Schmiecha, Eyach, Starzel und Fehla und am Fuß unserer Berge liegen Städte und Ortschaften mit rauchenden Schloten, mit geräuschvollen Werkstätten, mit rasch pulsierendem Leben. Alle diese vielgestaltigen Ortsbilder fassen wir mit dem Wort Siedlung zusammen. Eine Siedlung ist auch der Bronnhaupter Hof, der mit seinem Wohnhaus und den dazu gehörigen Wirtschaftsgebäuden inmitten seiner Feldflur liegt. Es heben sich also Anlagen voneinander ab, die aus vielen Anwesen mit Grund und Boden für viele Menschen bestehen und solche die nur ein einziges Haus haben. Vom Einzelhof bis zur Stadt mit ihrem Häusermeer kommen viele Übergänge vor (über Weiler, Dorf usw.). Auch der wirtschaftliche Charakter der Siedlungen muß berücksichtigt werden (Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Industrie). Das Ortsbild gibt meist darüber Auskunft.

Neben dieser Verschiedenheiten der Siedlungsart sind dann als mögliche Ursachen der Mannigfaltigkeit in der Ortsbenennung die Verschiedenheiten in den Besitzverhältnissen zu beachten. Die alemannischen Gräber des 7. Jahrhunderts zeigen in ihrer Ausstattung eine starke Abstufung: reiche Grabausstattung (Balingen, Täbingen, Gammertingen usw.) wechselt mit ärmlichen Beigaben. Darin dürften sich die damaligen sozialen Unterschiede widerspiegeln. 768 war in Digisheim ein reicher Herr begütert, der 8 servi (Hörige) mit ihren Familien samt ihren Huben dem Kloster St. Gallen schenkte. Um 1250 werden als Freie fast nur Mitglieder des Hochadels erwähnt. Freie Bauern treten damals nicht auf, wohl aber Freizinser. Wahrscheinlich waren diese Neusiedler der Ausbauzeit, „denen bei der Niederlassung Freiheit für die Zeit versprochen worden war, während der sie ein bestimmtes Gut bewirtschafteten“. Man könnte sie als „Freie minderen Rechts“ nennen (Familiennamen „Frei“), die sich im Laufe des Mittelalters in Leibeigenschaft begaben. In Geislingen waren um 1600 von 369 Personen nur 5 frei.

Da die Ortsnamen sprachliche Gebilde sind, haben sie im Wandel der Zeiten auch die Entwicklung der Sprache mitgemacht. Sie nahmen am Lautwandel, der Lautverschiebung und Umlautbildung Diphthongierung teil, kennen den Ausfall von unbetonten Silben, Abschwächung und Verlust von Endsilben. Es gibt Ortsnamen, die schon früh ihre abschließende Endform gefunden haben. Sigmaringen hat nach Abschwächung seiner Dativ-Endung („Sigmarigun“) schon lange seine heutige Form Sigmaringen erreicht. Andere brauchten länger, z. B. Dautmergen, dessen Name 1275 und 1293 Tutmaringen, 1297 Tautmoringen 1299 und 1300 Tutmaringen lautet (Krs. Beschr. Bd. II S. 169). Später wurde er zu Dautmergen abgeschliffen, so daß seine Herkunft vom Personennamen Tutmar nicht ohne weiteres ersichtlich ist.

Anlässe zur Mannigfaltigkeit der Ortsbenennungen gibt es viele. Die Fülle der Ortsnamen teilt Karl Bohnenberger („Die Ortsnamen Württembergs in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte“ 1926) in drei Hauptklassen

ein: Siedler-, Siedlungs- und Stellenbezeichnungen. Waldstetten (heute ein Teil von Weilstetten) wird erstmals 793 Als Walahsteti erwähnt, als ein Graf Berthold u. a. auch hier Güter an St. Gallen schenkte. Bis um 1500 hieß der Ort Walstetten. Dieser Name deutet auf eine Ansiedlung von Welschen hin, die vermutlich im 7. Jahrhundert erfolgte. Ähnlich ist es bei der bei Tailfingen am Hohenberg abgegangenen Siedlung Walstetten, wo sich der Namen Walental findet (1454 und 1531 Walstetter Tal). Bei Ostdorf, Schalksburg, Oberhausen, Friedenweiler (Nusplingen, heute Friedenweiler), auch in dem neuen Namen Albstadt, ist im Grundwort -dorf, -burg, -hausen, -weiler, -stadt (stetten) eine ausdrückliche Bezeichnung der Siedlung gegeben. Der Namen Bronnhaupten aber als „Ort an einer Quelle“ stellt wie Hohenberg, Wannental, Geyerbad, Häsenbühl, Wenzelstein usw. eine Bezeichnung der Stelle vor, auf welcher die Siedlung liegt. Die Beispiele zeigen auch daß die Siedlungs- und die Stellenbezeichnungen meist aus zusammengesetzten Wörtern bestehen, in denen das dem Grundwort vorgesetzte Bestimmungswort eine genauere Bedeutungsbestimmung gibt (besondere Eigenschaft der Siedlung oder Stelle oder die Zugehörigkeit zu einer Person: Bechtolsweiler).

Ingen-Namen

Auf dem Kleinen Heuberg (Täbingen, Dautmergen, Dormettingen, Leidringen, Isingen, Geislingen), in der Tiefenlinie am Fuß unserer Berge (Hechingen, Wessingen, Bisingen, Grossefingen, Balingen, Endingen, Erzingen, Schörzingen, Wilflingen usw.), im „Talgang“ (Onstmettingen, Tailfingen, Truchteltingen, Ebingen, Oitringen abg. bei Straßberg, Kaiseringen), an Talschlüssen und Paßstellen (Peffingen, Tieringen, Lautlingen, Burladingen, Gauselfingen, Owingen, Rangendingen), auf der Hochhalb (Blättringen, Benzingen, Winterlingen, Nusplingen, Ringingen usw.) fällt in den Namen die Gleichförmigkeit der Endung auf. Sie alle haben die Form des Wem-Falls in der Mehrzahl mit dem heutigen Ausgang -en, wie mit dem zugrunde liegenden althochdeutschen -um und drücken die Zugehörigkeit von Siedlern zu einem Siedlungsoberhaupt aus. Zugrunde liegen bei der Mehrheit Personennamen, z. B. bei Geislingen Gisilo, Balingen-Balgo, Onstmettingen-Ansmuot (Gott-gemut), Tailfingen (Tagwolf), Ebingen-Ebo, Erzingen-Arzo, Isingen-Uso (bis um 1500 vorwiegend Usingen geschrieben) usw. Wir haben damit eine germanische Schicht von Personennamen.

Ein Nachzügler dürfte Peffingen sein (793 Faffinga). Dieser Name ist von Pfaffe herzuleiten wie Münchingen (Gäu) von Mönch oder Bischoffingen (Kaiserstuhl) von Bischof. Vermutlich gehörte Peffingen einem Pfaffen oder wohnte dieser dort. Winterlingen wird vielleicht erstmals 793 unter dem Namen Winterfilisninga erwähnt. Sicher bezeugt ist der Ortsname 842 unter Winterfulingen. Ob nun das Bestimmungswort vom Personennamen Winterful oder Vidrapul herzuleiten ist, bleibt fraglich (Krs. Beschr. Bd. II S. 903). Vielleicht kann „Winter“ auch das unterscheidende Beiwort im Sinne von nördlich, höher gelegen von dem ebenfalls 793 genannten Vilsingen bei Sigmaringen sein.

Die Bildungssilbe -ingen bezeichnet die Zugehörigkeit zu Personen. Die Geislinger sind also die zu einem Gisilo gehörigen Leute und Geislingen heißt so: (bei) den zu Gisilo gehörigen

Leuten. In den -ingen-Ortsnamen liegt die Art der Siedlerbezeichnung vor und ist die Siedlung nach den Bewohnern benannt (wie in Landnamen: Schwaben, Franken, Sachsen). Ob nun die Namen auf Siedlungen mit genossenschaftlicher Grundlage und mit Gemeinigen oder auf grundherrliche Verfassung oder mit Sondereigen hinweisen, ist heute noch umstritten.

Die -ingen-Orte rund um den Kleinen Heuberg haben teilweise Namen, die einen fremdländischen Eindruck erwecken (Lidringen, Tagawingen, Tutmaringen, Toromoatingen - Leidringen, Täbingen, Dautmergen, Dormettingen), sind weniger abgeschliffen. Sie sind deshalb wohl jünger als die anderen Ingen. Der Name Lautlingen (793 Lutilinga) deutet nach Jänichen (in der Nähe des römischen Kastells auf der Wasserscheide) auf fränkische Zusammenhänge: Hlutilo ist eine Kurzform des merowingischen Königsnamens Hlodweh, Hlodher.

Die Lage der -ingen-Siedlungen ist größtenteils sehr günstig. Vielfach beherrschen diese Ortschaften das siedlungsfreundliche Gelände, leicht bebaubare Landstriche. Sie meiden die waldigen Gebiete wie die Keuperlandschaft im Westen und die engen Talgänge (Eyachtal zwischen Balingen und Lautlingen, Starzeltal zwischen Hechingen und Hausen, Eyachtal um Haigerloch, Schlichemtal von Tieringen bis Böhringen). Die Hochflächen waren trotz ihrer Höhe siedlungsfreundlich (Böttingen 911 m, Hossingen 897 m). Die Orte liegen aber meist in einer Mulde. Die -ingen-Orte sind in der Hauptmasse Siedlungen aus der Landnahmezeit der Alemannen. Sie zählen zu den ältesten unserer Heimat. Nur bei wenigen fehlt ein Reihengräberfriedhof. Da aber die meisten Friedhöfe erst dem 7. Jahrhundert angehören und urkundliche Nennungen erst 735 (Pettenweiler abg. bei Nusplingen oder Vilsingen) einsetzen, lassen sich über die Wohnplätze der ältesten alamannischen Zeit nur Vermutungen anstellen. Meist haben auch ihre Markungen einen stattlichen Umfang (Ebingen 3792 ha, Nusplingen 2075 ha) oder sind die Orte Urdörfer eines Bezirks mit Urfarrei (Isingen, Ebingen).

Heim-Namen

Neben den -ingen-Orten treten häufig -heim-Orte auf, die im Fränkischen geradezu beherrschend sind. Das Grundwort Heim enthält ursprünglich den Begriff „bewohnte Stätte bzw. Wohngebäude“, dann auch den der Ortschaft. Das Gelände, das sie einnehmen, ist nicht ungünstig. Meist treten sie in Gruppen auf. Im Gebiet von Bära und Prim/Faulenbach findet sich eine solche Gruppe: Hartheim, Digisheim, Ensisheim (abg.), Egesheim, Obernheim, Bubsheim, Königshheim, Gosheim, Aixheim, Talheim, Balgheim, Dürbheim, Rietheim, Weilheim.

Wie nach einem Plan vermessen, finden sich auf der Posidonienschieferfläche bei Schömberg 6 -heim-Orte.

In der Mitte liegen die abgegangenen Nordheim (Flurnamen „Northen“ beiderseits der Straße nach Neukirch) und Sontheim (= Südheim), heute Sonthof, bis 1841 mit einer Martinskirche. Parallel dazu liegen im Schlichemtal Altheim (abg. bei Schömberg mit einer Peterskirche) und Holzheim bei der Schömberger Mühle, beide schon 785 erwähnt. Auf der andern Seite liegt Epfenheim (heute Zepfenhan, aus „zu Epfenheim“) und Neukirch, ebenfalls mit einer Peterskirche. Nach der Gründung der Stadt Schömberg sind die ersten abgegangen bzw. Sontheim nach der Zugehörigkeit zu Rottenmünster zu einer Domäne geworden.

Die -heim-Endung tritt auch in dem schon 782 erwähnten Brittheim (Brittiheim) auf, als ein vermutlich dem Hochadel angehörender Wolfhart seinen dortigen Besitz dem Kloster St. Gallen schenkte, und in 3 abgegangenen Bergheim (2 bei Rosenfeld, 1 bei Truchteltingen). Die ältere Namensform von Erlaheim lautet meist Erla, Erlen (wie heute noch mundartlich) und ist wohl von der Erle abzuleiten. Hier ist unsicher, ob der Ort zu den Gruppensiedlungen der -heim-Orte gehört. Die Namen

der Dörfer Digisheim, Bubsheim und Königsheim dürften auf Herrschaften und Grundherren als Gründer hinweisen. Auf jeden Fall besaßen in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts große Herren ganze oder halbe Dörfer (s. oben Amalbert in Digisheim). Auffallend ist bei den -heim-Namen die Vorliebe für Himmelsrichtungen: West, Nord, Ost, Sünd (d. ist Süd). Dazu kommen die Bezeichnungen der Geländegliederung (Talheim, Bergheim, Obernheim), des Bewuchses (Thanheim, Hartheim) und der Bodenbeschaffenheit (Dürbheim, Rietheim). Über das Verhältnis der -ingen-Namen zu den -heim-Namen gehen die Ansichten der Forscher auseinander. Bohnenberger weist die Ingen den Alemannen, die Heim den Franken zu. Im Code Laureshamensis werden für das Kloster Lorsch an der Bergstraße nicht weniger wie 2550 -heim-Namen genannt. Von den andern Namensforschern werden beide als Modegruppen der Landnahme- und Folgezeit angesehen, die zu gleicher oder annähernd gleich früher Zeit für Siedlungen auf fruchtbarem Boden gebraucht sein können. Auch über die rechtlichen Verhältnisse besteht keine einheitliche Meinung. Neben der Ansicht, daß ein Urmeier mit bedeutsamen Vorrechten im Dorf, ein Sippenältester, Gründer gewesen sei, tritt die vom ortsgründenden Grundherr.

Neben dem Platz eines römischen Gutshofes, einer Villa, wurde **Weilheim** bei Balingen gegründet. Der Ort wird erstmals 838 in einer Urkunde, die auf dem benachbarten Fronhof zu Frommern ausgestellt wurde, als Wilon erwähnt, als ein Pabo Weilheimer Besitz an St. Gallen schenkte. Nach 1318 wird der Ort Wilon genannt. Später bürgert sich die Namensform Wilhaim und Weilheim ein. Auch der im 17. Jahrhundert um die Leidringer Kirche genannte Ortsteil „Unter Weilen“ verdankt seinen Namen einer römischen Villa und dürfte der älteren Ausbauperiode angehören. Die im Boden befindlichen Überreste des zerfallenen Römerbaus haben hier Anlaß zur Benennung gegeben. Ähnlich ist es bei den zahlreichen Weil-Orten (Rottweil, Wannweil, Weil der Stadt usw.). Der heutige Namen der Siedlung unter der Lochen, Weilstetten, ist ein künstlicher, der aus je einem Bestandteil der Ortsnamen Weilheim und Waldstetten 1936 gebildet wurde.

Namen der älteren Ausbauezeit

Auf die Zeit der Landnahme folgte die des Ausbaus, der im 6. Jahrhundert beginnt, im 9. Jahrhundert zur verstärkten Auswirkung kommt und im 11. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht. Zu den bereits genannten Siedlernamen treten in der frühen Ausbauezeit die Namengruppe auf -stetten, -dorf, -hofen, -hausen, später -weiler und -burg.

Für bäuerliche Orte in günstiger Lage ist die Mehrzahlform **-stetten** sehr häufig verwendet, besonders zwischen Geislingen/Steige und Ulm oder zwischen Münsingen und dem unteren Lautertal. Viele dieser Orte sind auch stattliche Dörfer mit ausgedehnter Markung, vor deren Anlage die Besiedlung der betreffenden Gegend eine noch recht dünne gewesen sein muß. In unserer Gegend finden sich Meßstetten, Heinstetten, Frohnstetten, Stetten am kalten Markt, die abgegangene Weinstetten bei Winterlingen, Waldstetten bei Tailfingen (s. oben) und Waldstetten bei Balingen (Hirschbergstr. mit Reihengräbern), dann Waldstetten (Ortsteil von Weilstetten) (s. oben), Leitstetten bei Edingen (abg.). Nur mit „Stetten“ ohne Bestimmungswort werden genannt die abgegangene Stetten auf der Lautlinger Wasserscheide und Stetten am früheren Südbahnhof Balingen (Reihengräber), dann Stetten bei Haigerloch und Stetten bei Hechingen. Stetten unter Holstein bekam seinen Beisatz von der darüberliegenden Burg Hölstein. Der Namen Meßstetten ist aus dem Deutschen schwer zu erklären (854 erstmals erwähnt, meist Mes-steten geschrieben, noch im 18. Jahrhundert „Mehstetten“). Der Ort dürfte im 7. Jahrhundert entstanden sein, wie die Reihengräber dartun. Bei den Wal-(Wald)-stetten handelt es sich um Ansiedlung welcher, also romanischer Siedler oder aber sind

noch Reste der voralemannischen Bevölkerung vorhanden. Auf jeden Fall weisen diese Namen in sehr alte Zusammenhänge.

Für Wüstungen wurde in der Neuzeit der Namen „Hofstetten“ verwendet (für Altheim bei Binsdorf oder das abgegangene Reichenbach bei Truchteltingen). Der Name Ehestetten auf Markung Ebingen lebt nur noch in einer Häusergruppe „Im Höfle“ weiter. Der Ort wird 1094 erstmals urkundlich erwähnt (Ehestetin, 1084 erscheint ein Hug de Estetin). Der Name dürfte einen Ort bezeichnen, der mit besonderem Recht begabt war.

Im 7. oder 8. Jahrhundert wurden in Fortsetzung des Landausbaus Orte gegründet, die den Namen **-dorf** führen. Sie sind im allgemeinen umfangreiche Niederlassungen. Es ist anzunehmen, daß sie von Anfang an Gruppensiedlungen waren. Um Oberndorf bzw. Alt-oberndorf befindet sich am oberen Neckar eine Gruppe **-dorf-Orte**: Beffendorf, Seedorf, Lackendorf, Gölldorf, Epfendorf, Römlindorf, die sich in einer Kette zu uns herüberzieht: Hochdorf (abg. bei Bickelsberg), Binsdorf, (D)Achdorf (abg. bei Erlaheim), und Ostdorf. Hans Jänichen weist in „Dorf und Zimmern am oberen Neckar“ die Gründung durch Grundherren nach. Die Markung Ostdorf scheint aus der Geislinger Markung ausgeschnitten zu sein wie Seedorf aus den benachbarten Markungen Dunningen und (Wald-)Mössingen. Ostdorf hat als einziger württembergischer Ort den merowingischen Kirchenheiligen Medardus. Von Oberndorf aus liegen alle unsere **-dorf-Orte** auf einer Linie gegen Osten.

Weitere **-dorf-Siedlungen** dürften in den Fluren Bierendorf und Nettendorf auf der Markung Harthausen auf der Scheer gewesen sein, die aber abgegangen sind.

Teilweise sind in den Dorfnamen Personennamen enthalten (Epfendorf, Beffendorf). Andere Bestimmungswörter sind Stellenbezeichnungen (Ach- bzw. Dachdorf mit freien Lehen). Ostdorf ist das östlichste Glied der Kette, der Name von Binsdorf dürfte von Binse (843 Pinestorf, 1024 Binztorf) oder von einem Personennamen stammen.

Die Ortsnamen auf **-hausen** und **-hofen** zeigen wie die auf **-ingen** in ihrer Endung die Form des Dativs in der Mehrzahl. Zu „Haus“ ist der mehrzahlige Wem-Fall ehemals als „hausen“, nicht „Häusern“ gebildet worden und zu „Hof“ hieß die entsprechende Form „Hofen“. Die Mehrzahl dieser Siedlungen dürften also Gruppensiedlungen gewesen sein. Der Anlaß zur Unterscheidung von „hausen“ und „hofen“ wird nach Bohnenberger zunächst in der Art der ersten und namengebenden Gebäude liegen. „Wie im heutigen Sprachgebrauch ‚Haus‘ gegenüber ‚Hof‘ das geringfügigere Gebäude darstellen kann, bei dem Stall und Scheuer fehlen . . . so darf man das auch für frühere Zeiten annehmen“.

Bei uns finden sich Steinhofen mit alter Peterskirche, die abgegangene Gaihofen bei Owingen und Stetten, Bubenhofen im Rosenfelder Tal und das nördlich von Zillhausen gelegene Ufhofen, das 1451 eine eigene Kapelle und auch drei Zellen hatte, also eine eigene Markung besaß. Die Ufhofener Breite wurde von 1860 ab überbaut. Bereits um 1500 war die Siedlung in Zillhausen aufgegangen und bildete nach dem Seelenregister von 1688 einen Teil von Zillhausen (Krs.Beschr. Bd. II S. 924). Für Bubenhofen siehe Heimatk. Blätter 1974 S. 1001 ff.

Die **-hausen-Siedlungen** waren bei uns an bestimmte Boden- und Herrschaftsverhältnisse gebunden. Rund um den alten Herrschaftssitz Burgfelden, in den Braunjuratälern der Eyach und des Schalksbachs, finden sich Zillhausen (793 Zillinhusir), dessen Namen vom Personennamen Zilli oder Zollo abzuleiten ist, Stockenhausen (1094 Stokinhusa, Name weist auf Rodung), Waldhausen und Hauboldshausen (beide abg. bei Laufen) Bezenhausen (abg. bei Zillhausen) und Hausen (= Margrethausen). Letzterer Ort wird 1275 „Husen Margarete“ und ab 1361 Margrethausen genannt, um

ihn von den andern Hausen zu unterscheiden. Der dortigen Margaretenkirche kam eine besondere Bedeutung zu. Fast all diese Orte liegen, wie Jänichen nachweist, auf dem Boden der Ursparrei Burgfelden.

Ähnlich sind die Verhältnisse um den alten Herrenhof Winzeln bei dem um 1550 entstandenen Gutshof Oberhausen und um den Plettenberg, ebenfalls im waldigen und wenig fruchtbaren Braunjura. Es sind die heutigen Orte Dotternhausen, Ratshausen, Hausen a. Tann und die abgegangene Kernhausen bei Ratshausen, Weiherhausen und Waltershausen (beide abg. bei Hausen a. T.). Hausen selbst hatte verschiedene Beinamen und bestand bis um 1500 nur aus wenigen Höfen; „ob Lochen“, „unter Lochen“, „unterm Tann“, „im Thann“ und dann ab 1543 „am T(h)ann“. Die Gründung dieser Orte ist Ende des 7. Jahrhunderts oder im 8. Jahrhundert durch Herrschaften erfolgt. Die Siedlungsgruppe dürfte zur Adelherrschaft Winzeln gehört haben (Jänichen, „Siedlungen im oberen Schlichemtal von der Merowingerzeit bis im 19. Jahrhundert“).

Auch die andern **-hausen-Orte** unserer Gegend schließen sich zu einer Gruppe zusammen, sind aber alle abgegangen; Anhausen bei der Böllatmühle (Ostdorf), Nammelhäusen bei Binsdorf, Haarhausen bei Brittheim und Juchhausen bei Täbingen. Sie lagen alle am Rande der Keuperstufe hinter den **-ingen-Orten** des Kleinen Heubergs. Man wird sie daher mit dem Herrnsitz Isingen-Rosenfeld in Verbindung bringen dürfen. Daß von 16 **-hausen-Siedlungen** unserer Gegend 10 abgegangen sind, hat sicher in ihren ungünstigen Grundlagen ihren Hauptgrund.

Die wenigen **-inghofen-Orte** wie Ägelkofen bei Oberdigisheim, Bezickkofen bei Zillhausen und Delkhofen bei Deilingen sind mit Ausnahme des letzteren ebenfalls abgegangen. Im Süden unseres Landes sind die **-inghofen** bzw. **-zigkofen** häufig (Inzigkofen usw.). Sprachlich betrachtet stellen sie **-hofen-Orte** dar, die durch vorgesetzte Personennamen auf die Bildungssilbe **-ing** ausgehen.

Der älteren Ausbauezeit gehören auch die **Zimmern** und **Beuren** an: Zimmern u. d. Burg, Zimmern bei Hechingen, Heiligenzimmern, Kleinzimmern (abg. bei Leidringen im Schlichemtal), Rotenzimmern, Zimmern ob Rottweil und Herrenzimmern, dann noch Marschalkenzimmern. Weiter haben wir ein abgegangenes Beuren im Beuremortal an der Straße nach Vöhringen und das schöngelegene Beuren am Fuß des Dreifürstensteins (s. Jänichen „Dorf und Zimmern“) (1134 schenkt Egi-no de Zolro dem Kloster Zwiefalten in „Villam Burron“). Auch die **-zimmern-Orte** dürften grundherrliche Gründungen sein. Der Name Zimmern wurde für stattliche Holzbauten verwendet, während „Beuren“ die Mehrzahl zu einer Nebenform unseres neuhochdeutschen „Bauer“ darstellt (vgl. „Vogelbauer“). Bohnenberger nimmt an, daß es sich zunächst um Kleingebäude besonders einfacher Art gehandelt hat. Zimmern unter der Burg wird 1275 als Zimbern, später als Zerbrochen Zimmern, Zimmern im Löchlin und ab 1600 als Zimmern u. d. Burg erwähnt (südwestlich des Ortes stand eine Burg). Heiligenzimmern ist ein „Scheinheiliger“, denn das Bestimmungswort hat nichts mit einem Heiligen zu tun. Es hat sich aus Horgenzimmern (Horgen = Sumpf wie in Horb oder Haarhausen = Horhusen) über „Holgen“ fälschlicherweise zum heutigen Namen entwickelt.

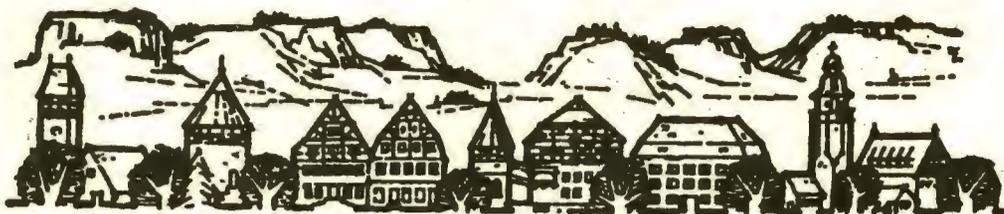
(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Ein Bilderwerk von besonderer Ausdruckskraft

Die Christus-Johannesgruppe

Unter den Andachtsbildwerken des frühen 14. Jahrhunderts – Vesperbild (Pietà), Schutzmantelmadonna, Schmerzensmann, Heiliges Grab – nimmt die Christus-Johannesgruppe eine besondere Stellung ein, bringt sie doch die innige Verbundenheit des Gottessohnes mit dem Menschen, hier vertreten durch den Lieblingsjünger Johannes, deutlich zum Ausdruck.

Liebe, Vertrauen, Geborgenheit, Zuneigung, Hingabe, Ruhe und Frieden sprechen aus diesem Bilderwerk, seelische Werte, wie sie in der deutschen Mystik, vor allem auch von Heinrich Seuse (Suso) (1295 – 1366) im Bodenseeraum und in Ulm gepflegt wurden. Kein Wunder, daß diese Christus-Johannesgruppen in erster Linie im schwäbisch-alemannischen Raum entstanden sind. Die lyrisch innige Sprache Susos enthält Züge des Minnesangs jener Zeit. So lesen wir in seinen „Deutschen Schriften“ z. B. „... wie oft das minnigliche Lieb mit liebenden Augen, mit weit geöffnetem übertiefen Herzen umfassen und in das minnereiche Herz lieblich gedrückt ward, das wäre nicht zu sagen...“ oder „... o weh, geliebter Herr des Himmels, was ist es, oder wie ist es beschaffen, was so recht heimlich in mir brennt?“ oder „... Herr, so gedenke heute der unerschöpflichen Liebe, mit der du dich von dem hohen Throne, von dem königlichen Stuhle des väterlichen Herzens unter Elend und Verachtung beugtest...“ Im Ausdruck dieser Bildwerke des frühen 14. Jahrhunderts lebt etwas von Seuses Wesensart und Denkweise, am deutlichsten in der Gruppe von Heiligkreuztal bei Riedlingen, die wir dort noch in einer Nische des Chores bewundern können. Sie ist wohl die jüngste und reifste



Christus – Johannesgruppe, Gegend Zwiefalten, jetzt Cleveland Museum of Art um 1300.

Gestaltung dieser Art, von einem unbekanntem Meister.

Wie beim Vesperbild handelt es sich bei der Christus-Johannesgruppe auch um eine Herauslösung aus einem größeren Geschehen, hier aus dem Abendmahl, bei dem der jüngste Jünger an der Seite Jesu saß. Und das Bilderwerk diente, wie das Vesperbild, als Andachtsbild, vor allem in den Dominikaner- und Dominikanerinnenklöstern. Heinrich Seuse war auch Dominikaner und zwar im Inselkloster in Konstanz.

Es soll noch etwa 40 dieser Schnitzwerke geben. Aus dem schwäbischen Raum sind allerdings nur die drei abgebildeten bekannt. Aus dem Raum Zwiefalten stammt die älteste Gruppe, die sich heute im Museum of Art in Cleveland befindet und die aus Sigmaringen stammende, die im Berlin-Dahlemer Museum zu sehen ist.

Vergleicht man die Gruppe aus Heiligkreuztal mit der von Sigmaringen, so fällt die Ähnlichkeit so deutlich ins Auge, daß man bei beiden denselben Meister vermuten kann. Die Gewandführung, die Falten des Gewandes, die Handhaltung, die Fußstellung und die Gestaltung der Haare verstärken diese Vermu-



Heiligkreuztal, Anfang 14. Jahrhundert

Veranstaltungen 1983 Exkursionen

- 24. 4. Pfullingen, Lichtenstein (Klek)
 - 9. 5. Stadtgeschichtliche Führung durch Altebingen zus. mit Lehrerfortbildung (Dr. Stettner/Klek)
 - 17.-19. 6. Bottwartal, Heilbronn, Wimpfen, Stromberg (Wedler)
 - 10. 7. Rotenberg, Waiblingen, Schorndorf, Kloster Adelberg (Krauß)
 - 25.-28. 8. Altmühltal (Dr. Stettner/Markert)
 - 18. 9. Kaiserstuhl (Dr. Maulbetsch)
 - 9. 10. Donauversickerung, Aachtopf, Hohentwiel, Schloß Langenstein (Dr. Foth/Munz)
- Hauptversammlung am 12. November im Schloß Lautlingen.

tung. Auch die Möglichkeit einer Kopie ließe sich denken.

Die Gruppe aus dem Zwiefalter Raum unterscheidet sich zwar nicht grundsätzlich von den andern, aber verschieden sind die zaghafte Berührung der Hände, die Stellung der Füße, die Faltengebung und der Gesichtsausdruck von Jesus, der im übrigen bei allen drei Gruppen verschieden ist.

Man übersieht bei der Betrachtung dieser Kunstwerke leicht, daß die Zuneigung, die Hingabe und die Geborgenheit nicht nur durch die Neigung des Kopfes, die Berührung der Hände und das Handauflegen Jesu auf die linke Schulter des Johannes ausgedrückt wird. Dazu gehört auch das von Jesus ausgehende Band, das beide Gestalten umschlingt. Es ist bei der Sigmaringer Gruppe am deutlichsten zu erkennen. Fortsetzung nächste Seite



Christus – Johannesgruppe nach 1300 Sigmaringen, jetzt Museum Berlin-Dahlem

Vor 50 Jahren: Die Machtergreifung im Oberamt Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth (Schluß)

Der Wahltag brachte Hitler zwar nicht die erhoffte absolute Mehrheit, machte aber die NSDAP zur weitaus stärksten Partei. Die Wahlbeteiligung war im Reich so hoch wie nie zuvor – sie kam ausschließlich der NSDAP zugute: Die von Hitlers Propaganda mobilisierten, im Grunde unpolitischen Wähler stimmten für die neue Regierung und bestimmten damit die deutsche Geschichte in höchst verhängnisvoller Weise.

Im Oberamt Balingen war die Wahlbeteiligung mit 82,3% etwas geringer als im Reich; mit 43,2% war die NSDAP weitaus am stärksten, wenn auch von der absoluten Mehrheit weit entfernt. Auffallend ist, daß die SPD mit 15,8% ihre Position gegenüber der letzten Wahl verbessern konnte. Es handelte sich wohl meist um abgesprungene Wähler der KPD, die aber immerhin noch 12,2% der Stimmen erhielt, weit mehr als der Landesdurchschnitt (9,3%).

Ein Bildwerk ... (Schluß)

Die Bildwerke sind oder waren gefaßt, also bemalt. Die Farben, die man hier leider nicht zeigen kann, verstärken den Ausdruck und haben symbolische Bedeutung. – Diese nun fast 700 Jahre alten Schöpfungen sind geprägt vom christlichen Geist der Liebe und des Friedens, und sie tragen in ihrer Schönheit zeitlosen Charakter.

400 Jahre später als die ersten Bildwerke dieser Art, im 18. Jahrhundert, hat sich ein Künstler gefunden, der dieses Thema wieder aufgegriffen hat. Während im 14. Jahrhundert eine schlichte Sitzgelegenheit für die beiden genügt, sitzen sie hier auf einem barocken Thronstuhl. Die Ruhe gerät trotz des schlafenden Johannes in Bewegung in Geste und Gewand. Die Geborgenheit wird beinahe zur Dramatik. Die Ausdrucksformen des Barock wollen zur Geltung kommen. Vielleicht ist das Motiv dafür ungeeignet. Trotzdem ist diese Christus-Johannesgruppe in der Stadtkirche von Schömberg ein gutes Kunstwerk des Barock, das versucht, die seelischen Werte des Mittelalters wieder zu beleben. Ob dies gelungen ist, dies festzustellen, sei dem Betrachter beim Vergleich überlassen. Kurt Wedler



Schömberg, Barock 18. Jahrhundert

Das ganze Land sollte nun sehen, wer den Staat beherrschte und den „Geist der neuen Zeit“ bestimmte. Nachdem schon unmittelbar nach der Wahl Nationalsozialisten auf den öffentlichen Gebäuden in Stuttgart ihre Parteifahne, die Hakenkreuzflagge, gehißt hatten, geschah dies wenige Tage später im ganzen Land. So marschierte am 8. 3. 1933 ein Trupp SA, zum Teil in Stahlhelmen und mit Gewehren bewaffnet unter Führung des NS-Landtagsabgeordneten Kiener zum Balingen Rathaus und hißte nach einer kurzen Ansprache und dem Absingen des Deutschlandlieds dort die Hakenkreuzfahne; ebenso geschah es auch auf dem Oberamt, dem Amtsgericht und der Post.

In Stuttgart wurde zunächst die Regierung entmachtet: Ein von Hitler eingesetzter Reichskommissar übernahm praktisch die Regierungsgewalt und vor allem die Verfügung über die Polizei. Wenige Tage später mußte die Regierung Bolz offiziell zurücktreten. Zum Nachfolger als Staatspräsident wurde der NS-Gauleiter Wilhelm Murr „gewählt“. Wie er in Württemberg zu regieren gedachte, sagte er noch am gleichen Abend auf einer Großkundgebung: „Wir sagen nicht Aug' um Auge, Zahn um Zahn, nein, wer uns ein Auge einschlägt, dem werden wir den Kopf abschlagen, wer uns einen Zahn ausschlägt, dem werden wir den Kiefer einschlagen.“ Und dazu jubelte eine fanatisierte Menge begeistert!

Die Gleichschaltung

In den nächsten Wochen und Monaten versuchte die NSDAP, im ganzen Land alle staatlichen und gesellschaftlichen Bereiche und damit zugleich die gesamte Bevölkerung in den Griff zu bekommen. Es ist hier nicht der Platz, den Vorgang der Gleichschaltung auf Reichs- oder Landesebene zu schildern. Nur soviel sei festgestellt: Die Länder verloren jede Eigenstaatlichkeit, der Parlamentarismus und die Parteien verloren jegliche Bedeutung, die Menschenrechte wurden aufgehoben – alle Gewalt lag in den Händen Hitlers und seiner Beauftragten.

Aber wie stellte sich nun dieser Vorgang in Balingen und seiner Umgebung dar? Durch pausenlose Aufmärsche, Kundgebungen und Reden sollte die Bevölkerung gleichsam in einen Rausch der Begeisterung versetzt werden und ihr immer wieder die Parolen der „nationalen Erhebung“ eingehämmert werden. Wer andererseits nicht mitmachte, wer abseits stand oder gar „dagegen“ war, der sollte durch Terror und Willkür mundtot gemacht und ausgeschaltet werden. So vollzog sich der Akt der Gleichschaltung gleichsam auf mehreren Ebenen.

Da waren zunächst die Feste: Am 18. 3. 1933 ein Fest der Schuljugend, am 21. 3. der Tag von Potsdam (der auch in Balingen begangen wurde), am 20. 4. Hitlers Geburtstag, am 1. Mai der Tag der nationalen Arbeit, am 26. 5. eine Schlageter-Feier aus Anlaß des 10. Jahrestags seiner Hinrichtung, am 24. 6. aus Anlaß der Sonnenwende der Tag der Jugend, am 1. 10. das Erntedankfest, am 9. 11. der Gedenktag aus Anlaß des Marsches zur Feldherrnhalle (oder besser des Hitlerputsches) von 1923. Alle diese Feste spielten sich, mit kleinen Abänderungen, nach demselben Schema ab: Tage zuvor erscheinen die großen Aufrufe zur Teilnahme, am Tag selbst ist die ganze Stadt beflaggt und gegebenenfalls mit frischem Grün geschmückt. Am Morgen werden die Bewohner von der SA-Kapelle geweckt. Dann treten die Formationen wie SA und HJ und die Betriebe geschlossen an und marschieren zum gemeinsamen Gottesdienst in die Kirchen, wo die Geistlichen der Bedeutung des jeweiligen Festes in der Predigt gedachten. Dann kam der große Festakt mit der „zündenden Ansprache“, und am Abend fand der Fackelzug statt hinauf auf den Heuberg und wieder zurück

zum Rathaus. Und die Massen, die dabei bewegt wurden, wurden immer größer – waren es Anfang 1933 in Balingen erst einige Hundert, so stieg die Zahl bald auf tausend, und im März 1934 bei der Einweihung des Wilhelm-Murr-Hauses, der Kreisleitung der NSDAP (dem Gebäude der heutigen WEG) waren es nicht weniger als 15 000 (bei einer damaligen Einwohnerzahl von 5 000)!

Neben den Festen stand der Terror. Brutale Drohungen, Hausdurchsuchungen, Razzien, Verhaftungen, Einlieferungen ins KZ Heuberg waren die gängigen Methoden, um den Widerstand Widerspenstiger zu brechen. Und das alles geschah nicht etwa im Geheimen, sondern vor den Augen der Öffentlichkeit, um den Abschreckungseffekt zu erhöhen. Die Presse berichtete darüber ausführlich und genau, mitunter vielleicht etwas geschönt, aber doch deutlich mit der Absicht, daß jeder, der sich der neuen Gemeinschaft nicht einfügte, wissen sollte, was die neuen Gewalthaber beabsichtigten, nämlich „diese Elemente mit Gewalt, und ich mache keinen Hehl daraus, auch körperlich auszurotten“, wie es der neue Polizeiunterkommissar Mattheiß, übrigens von Beruf Richter (!) mit aller Offenheit kundtat.

Im April berichteten alle württembergischen Zeitungen sehr ausführlich über das KZ Heuberg, wo 1900 Häftlinge gefangengehalten wurden. Über viele Dörfer brachen Razzien herein, z. B. über Heselwangen und Dotternhausen – „Verächtlichmachung der Reichsregierung, zügellose Kritik und Schimpfereien und Verhetzung anderer Volksteile“ lauteten die an den Haaren herbeigezogenen Haftgründe.

Um Oppositionellen möglichst jeden organisatorischen Zusammenhalt zu erschweren, wurden alle Vereine teils aufgelöst, teils mit neuem NS-Vorstand versehen.

Nachdem die „Vereinigten Gewerkschaften Balingen“ noch für den 1. Mai 1933 ihre Mitglieder aufgerufen hatten, ihre persönlichen Bedenken beiseitezustellen und sich restlos an den Feiern zu beteiligen, wurde am 2. Mai auch in Balingen das Gewerkschaftsbüro besetzt und die Gewerkschaftssekretäre verhaftet. Die Gewerkschaften wurden aufgelöst und in die DAF übergeführt, die Unternehmer und Arbeiter unter Aufsicht der NSDAP zusammenfaßte. Das war keine Interessenvertretung der Arbeiter mehr, sondern eine Einrichtung der Partei, um ihre Interessen bei den Arbeitern durchzusetzen.

So ähnlich erging es allen Berufsverbänden, ob den Bauern oder Lehrern, den Richtern oder Handwerkern. In ähnlicher Weise wurden auch die Vereine gleichgeschaltet, gleichgültig ob es sich um die TG Balingen, den Schachverein oder den Feuerbestattungsverein handelte: Es gab keinen Freiraum mehr – alle Bereiche wurden von der NSDAP infiltriert und kontrolliert.

Und erst recht geschah das natürlich mit den politischen Parteien und Institutionen. Der Balingen Gemeinderat war eine Stätte lebhafter politischer Debatten gewesen; noch am 2. 3. 1933 war es zu einer heftigen Kontroverse gekommen über die Benützung des Rathausbalkons für die Kundgebung am Vorabend der Reichstagswahl. Aber schon drei Wochen später, am 22. 3., mußten die vier SPD-Mitglieder des Gemeinderats resignieren: Sie traten aus ihrer Partei aus und legten die Mandate nieder; auch der Ortsvorsitzende der SPD, der beim Arbeitsamt beschäftigt war, verließ seine Partei. Die SPD in Balingen löste sich am Tag darauf offiziell auf.

Am selben Tag machte der Gemeinderat Hindenburg und Hitler zu Ehrenbürgern. Hatte sich die SPD-Gemeinderäte dieser Abstimmung entziehen wollen, denn wie sie auch abgestimmt hätten, sie hätten es „falsch“ gemacht? Sie konnten nicht für Hitler stimmen, und sie konnten nicht gegen Hindenburg stimmen, den ihre Partei im Jahr zuvor als Reichspräsidenten vorgeschlagen hatte. So erscheint diese Verleihung der Ehrenbürgerrechte an Hitler und Hindenburg als ein besonders raffinierter Schachzug, die SPD in Balingen auszuschalten.

Im November 1933 wurde auch der Kreisleiter der NSDAP zum Ehrenbürger von Balingen.

gen ernannt, eine Ehrung, die weit über das in anderen Städten Übliche hinausging.

Der Bürgermeister Rommel, der sich der neuen Richtung nicht beugen wollte, ging 1934 in „Krankheitsurlaub“, aus dem er nicht zurückkehren sollte. Damit war der letzte Repräsentant der „alten Zeit“ ausgebootet – Balingen war eine NS-Stadt.

Schlußwort

Was damals in den Herzen der Menschen vorging, ist heute nicht mehr zu rekonstruieren, sondern kann nur vermutet werden. Sehr viele sahen im Nationalsozialismus die letzte Rettung und wollten aus ehrlicher Begeisterung und mit bestem Gewissen Hitler helfen, Deutschland zu retten und wieder zu Macht und Größe emporzuführen. Viele andere sahen zwar manche Schattenseiten am Nationalsozialismus, aber auch für sie schien das

Gute zu überwiegen, und sie machten mit, wo man es von ihnen verlangte, vielfach sogar im Glauben, durch ihre Mitarbeit das Schlechte einzudämmen und dem Guten zum Durchbruch verhelfen zu können. Und dann gab es natürlich die Konjunkturritter, die schnell erkannt hatten, welche beruflichen und geschäftlichen Möglichkeiten ein uneingeschränktes Bekenntnis zum „Dritten Reich“ bot. Nur wenige waren aus den verschiedensten Gründen völlig ablehnend eingestellt, aber auch sie gaben den offenen Widerstand meist bald auf, da sie ihn als aussichtslos erkannten. Nur sehr wenigen war es damals gegeben, zu verstehen, was der Nationalsozialismus und was Hitler wirklich war und wohin er Deutschland führen würde. Das erkannten die meisten erst während des Krieges und beim Zusammenbruch 1945. Und da war es zu spät ...

Unsere Ortsnamen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Auch einige Orte mit Stellenbezeichnungen müssen schon in der älteren Ausbauzeit entstanden sein. **Bickelsberg** dürfte eine Ausbausiedlung von Leidringen sein, denn der Ort gehörte zum Leidringer Pfarr- und Zehntsprengel. Er wird 782 erstmals urkundlich erwähnt („Buchilerperc, vielleicht vom Personennamen Bukilo). **Laufen** (nach dem Wasserfall, den Stromschnellen so genannt, wie Laufenburg am Rheinfall bei Schaffhausen oder Laufen bei Rottweil und Lauffen a. Neckar) wird 793 erstmals erwähnt, als dem Kloster St. Gallen u. a. auch Güter und Rechte in „Loufo“ geschenkt wurden.

In der gleichen Schenkung werden **Frommern** (unter dem Namen Frumara) und **Heselwangen** als „Hesiliuanc“ bezeugt. Der Name Frommern wird verschieden gedeutet. Man hat schon das lateinische Wort prunus (Pflaume) herangezogen. Man könnte auch an den Personennamen Frumari denken (460 ein subischer Fürst) oder an denselben Gattungsnamen = Dienstmann. Heselwangen („Hesel“ = Hasel, „Wang“ = geneigte Fläche) und Dürnwangen (1064 „Durniwa(n)ch“, „Durn“ = Turm) haben Reihengräberfriedhöfe aus dem 7. Jahrhundert. Roßwangen (1094 „Rossiwang“) dürfte nicht viel jünger sein. Der Name deutet auf Roßweide, denn hier kann ein „Roßberg“, eine „Roßgasse“ und ein „Roßgarten“ festgestellt werden.

Burgfelden wird zwar urkundlich erst 1064 als „Burchveld“ erwähnt, dürfte aber aus dem 7. Jahrhundert stammen, wie das unter der Kirche aufgefundenen Adelsgrab bekundet. Dafür sprechen auch der Name „Burg“-felden sowie die zentrale Bedeutung der alten Michaelskirche. Burgfelden war ein Herrschaftssitz, der später auf die Schalksburg verlegt wurde. Vermutlich war ursprünglich nur ein Hof vorhanden, der im 14. Jahrhundert als Dinghof bezeugt ist (1477 waren in Burgfelden nur drei Häuser). Der Name bedeutet wohl so viel wie ein Ackerfeld, das zu einer Burg gehört.

Namen der jüngeren Ausbauzeit

Obwohl unsere Gegend schon um 800 mit einem dichten Netz von Siedlungen überzogen war, hielt die Gründung von neuen Siedlungen bis um 1300 unvermindert an; dann setzte eine Zeit rückläufiger Siedlungsbewegung ein, bei der vor allem Kleinsiedlungen in der Nähe von Städten und größeren Dörfern und Siedlungen mit ungünstiger Lage und schlechten Verhältnissen (s. -hausen-Orte) bedroht waren.

Wir finden bei uns verhältnismäßig wenig Siedlungen mit dem Grundwort **-weiler**, im Gegensatz zum Schwarzwald in der Calwer und Freudenstädter Gegend und in Oberschwaben. Die Häusergruppe Neuweiler bei Tailfingen ist erst um 1850 auf der Markung des abgegangenen Ortes Weiler (Wiler), der zur abgegangenen Weilersburg gehörte, angelegt worden. Das Wort Weiler ist aus dem Spätlateinischen ins Romanische und Deutsche übernommen worden und zur Sachbezeichnung

einer Siedlungsbezeichnung gemacht worden. Es sind kleine Gruppensiedlungen gewesen, wie die abgegangene Armweiler bei Weilen u. d. R. und Brunweiler bei Ebingen.

Der Name von Weilen bei Schömberg tritt erstmals 1327 als „Wyler“ auf und nimmt erst um 1600 die Form „Weilen“ an. Im Anfang des 18. Jahrhunderts kommt der Zusatz „unter den Rennen“ (vorher „bei Schömberg“ und „unter Hohenberg“), der seit etwa 1890 in der verunstalteten Form „unter den Rinnen“ gebräuchlich ist. Er bezieht sich wohl auf das Rennsträßle auf der Wasserscheide gegen Deilingen, das ein Stück des Rottweiler Wegs war.

„Ze Wiler hinter Zollern“ verkauft 1397 Werner Schenk von Stauffenberg einen Hof an Bürger in Onstmettingen. 1550 geht die Markung von Weiler ob Schlatt in der von Jungingen auf.

Der Name des Ortes **Engstlatt** tritt erstmals urkundlich um 1134 auf, als „Oudilhilde (Udilhild) comtess de Zolro“ neben andern Dingen eine Hube „ad Ingislatt“, eine Hube „ad Harde“ beim Ziegelwasen, eine Hube „ad Striche“ (Streichen) und zwei Huben „ad Daneheim“ (Thanheim) dem Kloster Zwiefalten schenkte. Der Name Engstlatt ist wahrscheinlich aus dem Personennamen Ingi und dem Bestimmungswort „slat“, das „sumpfiges Gelände“ bedeutet, zusammengesetzt (s. auch Schlatt bei Hechingen: 1234 „Slate“). Die Benennung des Ortes **Streichen** bezeichnet vielleicht die Lage oder besondere Eigenart eines Flurteils.

Ofters tritt der Name „**Hard**“, „**Hart**“, „**Hardt**“ auf (s. oben). Harde beim Ziegelwasen (früher war hier eine Ziegelhütte) ist abgegangene, seine Markung ist in der von Waldstetten aufgegangen. Hardt war der dem Viehtrieb dienende Weidewald. Das Gebiet zwischen Bära und Schmiecha trägt den Namen Hardt (Ebinger Hardt, Meßstetter Hardt), ist aber etwas in Vergessenheit geraten durch den Truppenübungsplatz Heuberg. Im Bestimmungswort des Ortsnamens Harthausen auf der Scher ist nicht die Eigenschaft hart, sondern das obige Hart gemeint. Degenhard zwischen Roßwangen und Dotternhausen ist abgegangene, seine Markung wurde auf die umliegenden verteilt. Im Namen Hart bei Haigerloch oder in Harthöfe bei Nusplingen, die erst nach 1825 angelegt wurden, haben wir immer den Namen des der die Feldmark umgebenden Weidewalds. Teilweise diente das „**Loh**“ („Bueloch“) als offener, lichter, kleinerer Wald auch der Weide. Diese Bedeutung steckt vielleicht auch im Namen Haigerloch, sofern nicht der tiefe Einschnitt des Eyachtals im Muschelkalk für die Namengebung maßgebend war.

Die Geländegliederung, Bodenbeschaffenheit, Gewässer haben Ortsnamen mit Berg, Tal, Boll (Hügel), Stein, Bach, Wag (Hörschwag, Werenwag = tiefe Wasserstelle) ergeben. So gab es ein **Reichenbach** bei Truchelfingen (Reichenbach an der Unteren Bära). **Käsental** bei Margrethausen und Uhentäl bei Zillhausen sind abgegangene; Wannental, des-

sen Hof Oberwannental wahrscheinlich von der Herrschaft Schalksburg erbaut wurde, liegt in der Fruchtwanne und Getreideschwinge ähnlichen Vertiefung am Fuße des Böllats.

Nach **Winzeln**, dessen Name ungeklärt und der wahrscheinlich vordeutscher Herkunft ist, nannte sich hinter der Lothen von der Mitte des 11. Jahrhunderts ein hochadeliges Geschlecht, das eine Vorliebe für den Vornamen Landold hatte. Im Burgnamen Wenzelstein steckt die Wurzel von Winzeln. Auf dem dreieckigen Sporn in der Talgabel von Weingartenbach und Stunzach wurde von Isingen aus die Stadt **Rosenfeld** angelegt. Der Sporn bot eine geschützte Lage. Die Stadt wird erstmals 1255 als „Rosinvelt“ erwähnt. Diese Namensform läßt verschiedene Deutungen zu. Das Bestimmungswort Rose hängt nicht mit dem Wappen der Stadtgründer zusammen, den Herzögen von Teck, die in ihrem Schild die teckschen Wecken (Rauten) erst seit 1251 führten. Die Rose des Rosenfelder Wappens dürfte auf die Grafen von Eberstein zurückgehen, die mit den Herzögen von Teck verwandt waren. 1244 teilt Papst Innozenz der Tochter des Herzogs von Teck mit, daß ihre Ehe mit dem Grafen von Eberstein trotz bestehender Verwandtschaft gestattet sei. Die Grafen von Eberstein führten eine Rose in ihrem Wappen.

1255 verlieh Graf Friedrich von Zollern seinem Freunde Konrad von Tierberg (Name vom Wappen der Tierberger Herren, das ein Reh oder eine Hirschkuh, ein „Tier“, über einem Dreieck hatte) die Balingen Kirche in „campo apud Sconberc“ (im Felde bei **Schömberg**). 1269 wird dann Schömberg als civitas (Stadt) erwähnt. Die Stadt wurde auf dem vorspringenden Sporn zur Schlichem angelegt. An der Römerstraße Sulz-Häsenbühl-Laiz liegt **Straßberg**.

Auch **Bitz** (umzäuntes Landstück) mag im Hochmittelalter entstanden sein, nachdem in der Nähe des Ortes eine ältere Siedlung, zu der vermutlich der Reihengräberfriedhof gehörte, abgegangene war. Von verschiedenen Kleinsiedlungen sind Mühlen übrig geblieben, wie von Dietensteig (heute Elektrizitätswerk Eppeler) und Schlechtenfurt (= ebene Durchfahrt) bei der einstigen oberen Mühle Ostdorfs (heute Kläranlage). Kleinere Siedlungen entstanden nach dem Aufkommen der Höhenbürgen als Städtchen, so am Oberhohenberg (abg.) und als Wirtschaftshöfe, so Ochsenberg, Tierberg und wohl auch die abgegangene Höfe auf dem Plettenberg (Gut „Plaikten“) und bei Tanneck.

Siedlungsnamen, die als Grundwort die Bezeichnung eines Wohngebäudes geistlicher Personen oder Gebäude enthalten, bilden eine besondere Klasse. Die **Zelle** hat immer eine Wohnung solcher Personen dargestellt. Am Fuß vom Zellerhorn (Name!) befindet sich das Kirchlein Mariazell, das zu einer Siedlung Zell gehörte (s. Heimak. Blätter 1974 S. 1012). In **Killer** (Name von „Kirchweiler“) war die Mutterkirche für das Killertal. 1275 wird erstmals die Pfarrei erwähnt. Filialen waren Hausen, Starzeln, Weiler ob Schlatt (abg.) und Jungingen. 1488 werden Hausen und Jungingen abgetrennt und durch Graf Eitelriedrich von Zollern zu eigenen Pfarreien erhoben.

Zusammenfassung

Ein Kenner deutscher Ortsnamen, Ferdinand Menz, ist über die Wesensstruktur der Ortsnamen zu dem Schluß gekommen: „Alle deutschen Ortsnamen (mit Ausnahme ganz junger), auch die meisten Ländernamen sind ursprünglich Lokative (Ortsfälle), deren Form mit der des Dativs zusammengehalten ist“ (Menz, Ortsnamenkunde S. 69 f.). Es gibt aber auch Fälle, wo nach „ad“ der Nominativ steht, z. B. 804 „ad Totenhusir“, oder Ortsnamen, wo keine Dativform nachgewiesen werden kann (768 Altheim).

Manchmal ist die Präposition mit dem Ortsnamen verwachsen und zum Bestand von diesem (Epfenheim zu Zepfenhan, Zuffenhausen usw.). Gelegentlich erscheint auch das Mittelwort der Vergangenheit (Perfekt Partizip) in der Ortsnamenbildung: Zerbrochen Zimmern. Ortsnamenbildungen mit adjektivischer Bildung sind selten. Hiefür gibt es ein gutes Beispiel im Kinzigtal in „Halbmeil“ bei Wol-

fach (1482: „zur Halbmeil ob Wolfach“). Manchmal kann eine Entwicklung vom Gattungsnamen (Appellativ) über Flurnamen zum Ortsnamen festgestellt werden: Burgfelden. Eine umfangreiche und bedeutsame Schicht der Ortsnamen ist aus Flurnamen (Stellenzeichnungen) hervorgegangen.

Sinnentstellung bei Ortsnamen kann auch soweit gehen, daß die Herkunft des Namens nicht mehr verstanden wird: Heiligenzimmern aus Horgenzimmern oder Palmbühl (1331

Barmbühl, Barn, Balm = vorgeschichtlich Fels), 817 Ingelteswies, zu Engelswies, Allgemein gilt, die Ortsnamen weisen in Form und Inhalt manches Besondere auf, dem nachzugehen sich lohnt, denn aus vielen Steinchen läßt sich ein farbenfrisches Bild zusammenfügen. Sie sind in engerem Sinn Benennungen menschlicher Siedlungen, sprachliche Gebilde, aber geographisch und geschichtlich bedingt und gebunden, als Namen individuell und eigenwillig gestaltet und geformt.

Vom Schwäbischen Vulkan

Von Fritz Scheerer

Auf der Uracher Alb in der Seeburger/Wittlinger Gegend befinden wir uns in der „durchlöchersten“ Gegend des „Schwäbischen Vulkans“ (im Wald „Hockenloch“), wo sich auch die von Dr. Weinland in seinem „Rulamann“ verherrlichte Schillerhöhle (Schillingsloch) befindet. Zwischen Scharnhäusern auf der Filder im Norden und Kleinengstingen und Apfelstetten im Süden, zwischen Pfullingen im Westen und Laichingen im Osten liegt das Hauptgebiet der vulkanischen Ausbruchsstellen.

Die bekanntesten kegelförmigen „Vulkanembryone“ sind Georgenberg (Reutlingen) und Metzinger Weinberg, Calver Bühl (Dettingen/Erms), Florian (Grafenberg), Jusi (Kohlberg) und die Limburg (Weilheim/Teck). Die mittlere Alb und ihr Vorland ist geradezu gespickt mit Vulkankratern, deren man heute weit über 300 zählt, aus denen vor 11 bis 15 Millionen Jahren Gasfontänen und vulkanische Asche mit Basaltbrocken ausgespien worden sind.

In den Jahren 1894/95 hat W. Branco sein grundlegendes Werk über „Schwabens 125 Vulkanembryone und deren tuffgefüllte Ausbruchsröhren, das größte Maargebiet der Erde“ veröffentlicht. Er konnte dabei auf eine über 100jährige Forschung zurückblicken. Denn schon G. F. Rösler hatte in seiner Beschreibung des Herzogtums Württemberg 1790 vulkanischen Tuff beschrieben als „merkwürdige Art Sandstein“ mit ungleich großen Körnern „hie und da fleischrother Feldspat... und etwas Hornblende und noch ganz sparsamer Glimmer eingemengt“. Zudem hatte er am Florian „feinkörnigen Granit mit graulichem Quarz, weißem Feldspath und vielem schwarzem Glimmer“ gefunden. Später konnte Branco die Funde von Scharnhäusern hinzufügen, in denen sich Braunjura und Weißjura Beta befanden und damit nachgewiesen ist, daß der Verlauf des Albrandes zur Zeit des Ausbruchs mindestens 23 km vor dem heutigen in der Stuttgarter Gegend lag, also im Obermiozän die Landoberfläche hier bis 600 m höher lag.

Branco konnte schon 133 vulkanische Gebilde auf einer Karte eintragen. Inzwischen hat sich ihre Zahl erhöht, 1956 waren es schon 179, heute sind es über 300. Untersuchungen von Diplomgeologe Mäussnest haben ergeben, daß in mehr als 4 km Tiefe sich ein noch immer sehr heißer Vulkanherd befindet. Indizien dafür sind auch Thermalwasservorkommen wie in Urach, Beuren, kohlen-saure Quellen für den Bäderbetrieb wie in Überkingen und sogar Kohlen-säure-Gasquellen wie bei Eyach. Manche Schloten führen nur Tuff, andere Tuff und Basalt, einige nur Basalt (Grabenstetten, Sportplatz Grafenberg, Hohenneuffen). Der

größte Schlott ist das Randecker Maar mit 1300 mal 1100 m und der Jusi mit etwa 1100 mal 1100 m Seitenlänge. Manche sind über 500 m lang, die meisten 100 bis 200, viele auch nur 50 oder sogar nur dünne Spaltenfüllungen.

Den Glutfluß der Tiefe haben wir heute als vulkanischen Tuff (in feinsten Verteilung als Asche oder etwas größer als Lapili erstarrt) und als Basalt. Der Basalt kann schmale Gänge ausfüllen (Grabenstetten). Das größte Vorkommen ist am Eisenrüttel bei Dottingen mit 7 bis 8 ha, wobei der ganze Schlot etwa 25 ha umfaßt. Der Schlotraum ist hier durch eine Weißjurawand in zwei Teile getrennt. Der Eisenrüttel besteht also aus zwei Teilschloten, zu denen noch zwei kleine Teilschloten gehören. An seinem Südrand entspringen Quellen. Herzog Karl Eugen ließ 1765 eine Wasserleitung von hier zum Schloß Grafeneck legen. Der Basalt wurde von 1867 bis 1900 abgebaut und im staatlichen Basaltquetschwerk Georgenau zu Straßenschotter verarbeitet.

Auffallend ist, daß die größten Basaltvorkommen in den höchsten, am wenigsten abgetragenen Schloten und Gängen liegen: Sternberg 844 m, Eisenrüttel etwa 800 m, Grabenstetten 700 m. In den tieferen Schichten, besonders im Albvorland, ist er kaum erschlossen, er muß also in größerer Tiefe stekken geblieben sein.

Schollen und Reste im tieferen Gestein im Tuff (Granit usw.), wie sie am Jusi zutage treten, beweisen eine kräftige Aufwärtsbewegung. Dies beweist auch der 7 Zentner schwere Granitblock vom Florian, der mindestens 700 m höher liegt als ursprünglich. Er dürfte wahrscheinlich bei einer Explosion noch mindestens 700 m höher geschleudert worden und dann in den ausgeblasenen Schlot zurückgefallen sein.

Für den Werdegang unseres Schwäbischen Vulkans nimmt Hans Cloos an, daß im Miozän des Tertiärs vor rund 10 Millionen Jahren stark basischer Glutfluß unter der mittleren Alb hochstieg und sich in einer Tiefe von 5 km in etwa 50 km Länge und Breite einnistete. Bei der ersten Druckentlastung durch klaffende Spalten wird das „virulente Magma“ aktiv und kocht auf. Wirbelnde, gasreiche

Massen suchen sich den Weg nach oben. An den weiter offenen Schnittkanten der Spalten geschah dies am raschesten und erreichte zuerst die Erdoberfläche, wo Tuffe abgelagert wurden. „Pflanzt sich nun die Druckentlastung nach unten fort, so tritt an die Stelle des tastenden Vordringens, Emporzüngelns, der Injektion, die stürmische Entwicklung, der glatte Durchschuß... Er führt zur Aussprengung des Schlots, zur Bildung des Kraterwalles“ (Georg Wagner). Wie findet man nun Schloten?

Bei der starken Verwitterung in 10 Millionen Jahren sind zahlreiche Vorkommen durch die Pflanzendecke und Lehm verhüllt, so daß es schwer ist, den Tuff nachzuweisen. Doch austretende Quellen und feuchte Stellen führen zum Schlotverdacht. Durch Grabungen und erdmagnetische Messungen, wie sie vor allem von Mäussnest durchgeführt wurden, können entscheiden. Denn Basalt und Tuff enthalten magnetische Mineralien, vor allem Magnetisenstein. Die Magnetnadel wird dann nicht nur seitlich abgelenkt, sondern auch aus der Horizontalen. Auf Schloten steigt sie auf 400 bis 4000 Gamma und mehr (normal 10 bis 30 Gamma). Auf diese Weise hat Mäussnest annähernd 200 Ausbruchsschloten neu entdeckt, aus denen vor über 10 Millionen Jahren Gasfontänen und vulkanische Aschen mit Granitbrocken ausgespien worden sind. Er zog mit seinen Instrumenten von einem verdächtigen Geländepunkt zum anderen - dorthin, wo Bauern auf ihrem Feld einen Krater vermuteten, wo schwärzliche Verwitterungsböden über Kratern liegen, denn normalerweise liefert das Juragestein braune Böden. Massierte Fuchs- und Dachsbauten deuten ihm auf lokales Untergrundgestein und damit auf Vulkantuffe. Selbst Flurnamen wurden Hinweise. So wurde ein Krater im Gewann „Fuchslöcher“ nördlich des Römersteins gefunden.

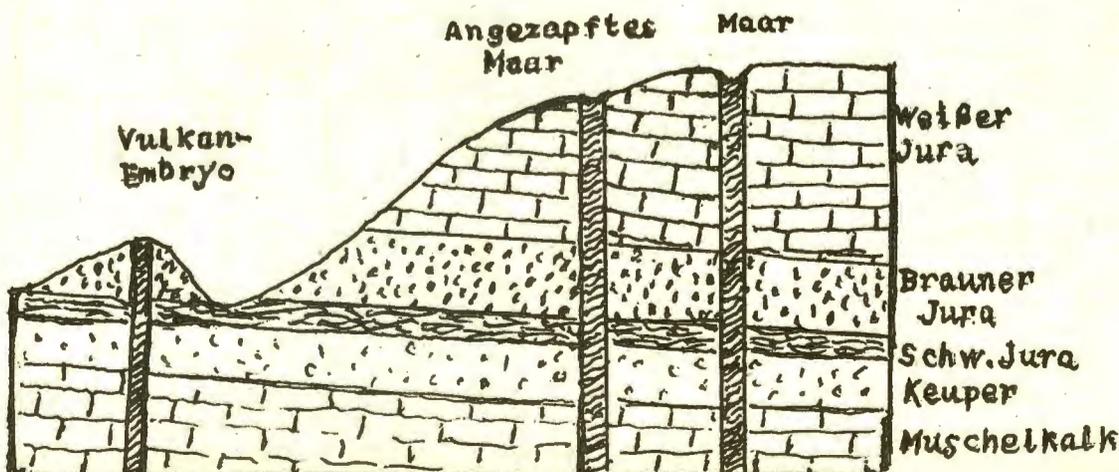
Auch gegrabene Dorfbrunnen auf der mittleren Alb sind immer verdächtig. „Wenn ein Teil eines Dorfes Dachbrunnen, der andere Quellbrunnen und Hülen hat, kann man sicher sein, daß letzterer auf Tuff steht, ersterer noch auf Juraboden“ (Branco). So wurden auch die Schloten von Rietheim, Ufingen und Ochsenwunden gefunden. Dann sind Funde von Glutflußmineralien, besonders von Hornblende und Glimmer immer beweisend.

Die Verteilung und Anordnung der Krater in einem geschlossenen Gebiet zeigt auch, daß es sich nicht um „individuelle“ Vulkane handeln kann, sondern um Eruptionspunkte eines einzigen, riesigen Vulkans, der sich geteilt hat in Hunderte von kleinen Kratern, von denen sich ihre Gase langsam ihren Weg nach oben gebahnt haben.

Auch die mineralischen Untersuchungen der Eruptionsgänge, die der Tübinger Professor Weißkirchner durchführte, zeigen, daß sich die Eruptionsgesteine der vielen Krater auf ein einheitliches Magma zurückführen lassen, das sich bei seinem Aufstieg durch den Kontakt mit dem Untergrundgestein verändert hat.

Wie hat sich nun das Landschaftsbild der Maare verändert? Zur Beantwortung dieser Frage sei auf die Eifelmaare verwiesen, die erst in der Diluvialzeit entstanden sind. So wird der Laacher See auf 9000 bis 10 000 v. Chr. datiert. Hier sind die Kraterwälle noch erhalten, während auf der Alb alle Auswurfmassen abgetragen sind, die Kraterwälle sind verschwunden und damit auch der Kratersee. Im klüftigen Gestein am Kraterstand fanden die Wasser einen neuen Abflußweg und die Seen füllten sich durch neue Ablagerungen.

(Fortsetzung folgt)

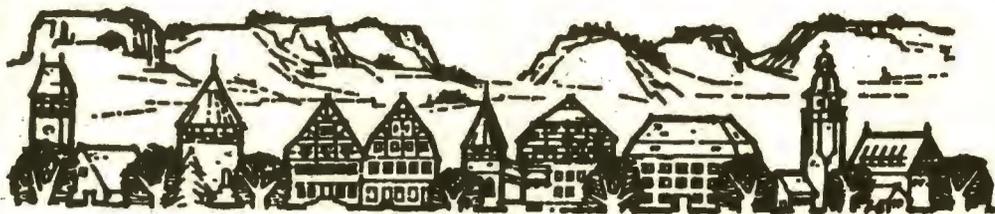


Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Andreas Butz aus Roßwangen – Berühmter Orgelbaumeister des 17. Jahrhunderts

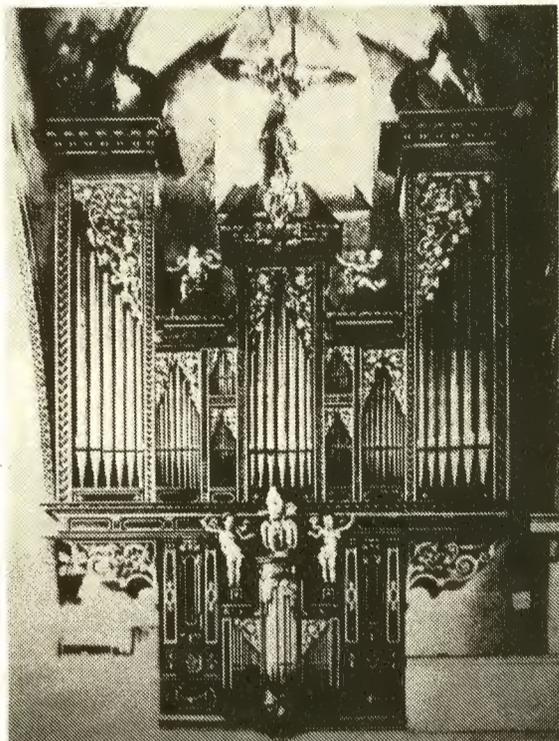
Von Eugen Gröner

Der 1961 vom Statistischen Landesamt in der Reihe „Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg“ herausgegebene Band II der „Amtlichen Kreisbeschreibung des (ehemaligen) Landkreises Balingen“ berichtet – teilweise recht umfangreich – über „bemerkenswerte Persönlichkeiten“, die aus den einzelnen Gemeinden hervorgegangen sind. Die Beschreibung der damals noch selbständigen Gemeinde Roßwangen (seit 1975 Stadtteil der Kreisstadt Balingen) enthält keine diesbezüglichen Angaben. Und doch hätte ein Sohn dieser Gemeinde es verdient gehabt, in die Reihe der „bemerkenswerten“ Persönlichkeiten aufgenommen zu werden: Andreas Butz, der Stammvater einer Orgelbauerfamilie, deren Mitglieder unter den Orgelbauern jener Zeit im süddeutschen Raum eine achtbare Stellung eingenommen haben. Der Name Butz ist in Roßwangen noch heute der am zahlreichsten vertretene Familienname, das Adreßbuch 1982 von Balingen zählt 50 Träger dieses Namens auf, die alle in Roßwangen wohnen oder dort geboren sind.

Andreas Butz (meist wird er als Putz bezeichnet) ist in Roßwangen geboren um 1580. Sein Geburtstag kann nicht mehr festgestellt werden, weil Roßwangen im Dreißigjährigen Krieg nahezu völlig zerstört wurde und aus früheren Zeiten keine Geburtsregister mehr vorhanden sind. Man kann nur annehmen, daß

er ein Sohn des um 1580 als Grundbesitzer in Roßwangen nachgewiesenen Andreas Butz und seiner Ehefrau Anna ist. Letztere erscheint nach dem Tode ihres Mannes im „Pfarrurbar“ als „Andreas Butzens Wittib“ und Besitzerin der Güter ihres verstorbenen Ehemanns. Den Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg sind nur zwei Häuser entgangen, darunter ein erst im Jahre 1936 abgebrochenes Fachwerkhaus, das als „Butzhaus“ oder auch „Butz-Arche“ bezeichnet wurde (vielleicht wegen seiner Größe oder wegen seines Alters). Der seinerzeit mit dem Abbruch dieses Hauses betraute Zimmermeister soll zum Ausdruck gebracht haben, daß er in seinem ganzen Leben noch keine solch starken Balken in einem Holzhaus gesehen habe. Daß Andreas Butz in seiner Heimat vergessen wurde, ist wohl darauf zurückzuführen, daß seine Herkunft lange Zeit im Dunkeln geblieben war. Füssen wurde in der einschlägigen Literatur als sein Geburtsort angegeben, andere bezeichneten ihn als Passauer oder als Südtiroler, bis der verdienstvolle Orgelforscher Prof. Dr. Walter Senn einen Wappenbrief entdeckte, der Andreas Butz am 29. Januar 1621 vom Fürstbischof von Brixen (Südtirol) verliehen worden war und aus dem eindeutig entnommen werden konnte, daß Butz aus Roßwangen stammt. Fürstbischof von Brixen war damals kein Geringerer als Erzherzog Karl von Österreich, also ein Bruder des Kaisers. Er war zugleich Bischof von Breslau und residierte meist in Neiß. Diese Auszeichnung und die Ernennung zum Hoforgelbauer dürften ein Beweis für die Tüchtigkeit des Butz sein. Wo Andreas Butz den Orgelbau erlernt hat, ist nicht nachzuweisen. Vielleicht hat er – wie dies früher oft der Fall war – das Schreinerhandwerk gelernt und ist später auf der Wanderschaft zum Orgelbau gekommen. Als er 1613 erstmals urkundlich erwähnt wird, war er schon Meister. Am 25. November 1613 wurde zwischen ihm und dem „Parfueßerkloster“ (Franziskanerkloster) in Bozen/Südtirol ein Vertrag abgeschlossen, der wie folgt beginnt:

„Erstlich soll er, Maister Putz, die Orgl von 18 Registern, wie solche er, Maister Putz, selbstens aufs Papier in memori bracht, auf das pest, gerecht und fleißigst machen und die eben an das Orth, alda anitzt ain alte Orgl steht, aber etwas weyters heraus, auf das man darumb herumbgehen und aller Orthen leichtlich darzu sehen kan, als wie davon mündtlich merers geredt worden, setzen. Sibenhundert Gulden teuscher Wehrung, den gebürlichen Leytkauf und Erung herin vorbehalten“ (gemeint ist das „Douceur“ oder Trinkgeld) wurde als Kaufpreis vereinbart, dazu sollen aber die „Hern Parfueßer“ alle Materialia herzugeben und zu disem auch ine, Maister Putzen, sambt den Tischlergesölen, die er herzu gebracht, mit gebürlicher notwendiger Speys und Trank zu underhalten schuldig sein“. Es folgt die Aufzählung der zu bauenden Orgelregister und u. a. der Hinweis, daß „er, Maister Putz, auf negst Weynachten den Anfang machen und fürderlich vortarbayten soll“. Die Aufstellung der projektierten Orgel schob sich aus unbekanntem Gründen hinaus. Butz arbeitete

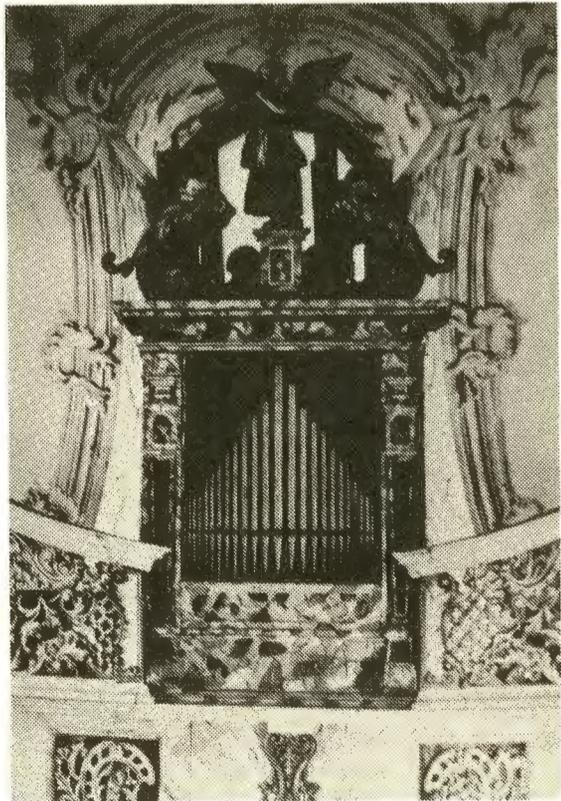


Die große Orgel der Kirche des Prämonstratenserstifts Schlägl in Oberösterreich, das Meisterwerk von Andreas Butz, 1634/38 entstanden. Das mit Engelsfiguren reich geschmückte Gehäuse schuf der Passauer Bildhauer Georg Christoph Obermayer. Die prächtige Renaissance-Organ ist nahezu im Originalzustand erhalten, sie ist in die Emporenbrüstung eingebaut.

tete zwar daran, mit ihm der Passauer Orgelbauer Matthias Aigner, offenbar sein Kompagnon. Erst 1617/18 konnte das fertige Werk aufgestellt werden, nachdem zuerst noch mit obrigkeitlicher Genehmigung ein Altar abgebrochen worden war. Die von den beiden Meistern (duo Architecti Organici) gebaute Orgel war beträchtlich größer geworden als ursprünglich geplant, sie kostete 1500 Gulden, also mehr als das Doppelte des vereinbarten Preises. Man war aber offensichtlich mit der Arbeit der beiden Meister zufrieden, denn der Guardian des Klosters spendete darüber hinaus noch 50 Gulden.

Bis 1899 blieb das Werk (nach mehreren Umbauten) erhalten, dann wurde es abgebrochen, übrig geblieben sind die beiden doppelseitig bemalten Orgelflügel (Breite 246 cm, Höhe 412 cm), ihr Schöpfer stammte ebenfalls aus dem Schwabenland: Georg Vischer (Fischer) aus Riedlingen.

Der Bau der Bozener Orgel war für Butz der Beginn einer erfolgreichen Laufbahn als Orgelbaumeister. Orgeln in Passau (Kapuzinerkloster), im berühmten oberösterreichischen Stift Kremsmünster, Brixen (Klarissenkloster, fürstbischöflicher Dom, Pfarrkirche) gingen in den folgenden Jahren aus seiner kunstvollen Hand hervor. Die letzten von Butz im südtiroler Raum gebauten Orgeln stehen in der Stiftskirche SS Candidus und Corbinian und in der Pfarrkirche St. Michael zu Innichen im Pustertal, im östlichsten Zipfel Südtirols. Beide Orgeln wurden mehrmals umgebaut, von der Stiftskirchen-Organ ist das schöne Renaissancegehäuse mit bemalten Flügeln, aber nur noch wenige alte Pfeifen, erhalten, von der Pfarrkirchen-Organ lediglich noch das Gehäuse, die Orgel ist z. Zt. nicht spielbar.



Die Orgel der einstigen Pfarrkirche St. Michael in Innichen, 1629/30 von Andreas Butz in seiner Werkstatt in Passau gebaut. Bis Hall bei Innsbruck auf einem Schiff, von dort aus mit Pferdewerke wurde die Orgel nach Innichen befördert. Von der Orgel ist nur noch das Gehäuse im Originalzustand erhalten.

Während seiner Innicher Tätigkeit wurde Butz samt seiner Frau, seiner Tochter und seinem Gesellen Nikolaus Lembricht (aus „Saxen“) in die Innicher Heiligkreuz-Bruderschaft aufgenommen. Schon während dieser Zeit hatte er sich endgültig in Passau niedergelassen. Die Innicher Pfarrkirchenorgel wurde in der Passauer Werkstatt gebaut, dann zu Schiff bis nach Hall bei Innsbruck befördert, von wo sie zwei Fuhrleute (wohl über den Brenner) nach Innichen transportierten, bei den damaligen Straßenverhältnissen keine kleine Aufgabe.

In Passau besaß Butz ein stattliches Haus. Schon 1629 bat er in einem Schreiben den Domdekan von Innichen, ihm „die gnad zu erweisen und zweyhundert gulden schicken, dan ich hab auf Ostern ein grose summa Gelts an meinem erkauften Haus zu bezalen“. Zahlreiche Orgeln wurden in Passau gebaut für bayerische und österreichische Auftraggeber. In Passau entstand auch sein Meisterwerk, die große Orgel der Prämonstratenser-Stiftskirche in Schlägl im oberösterreichischen „Mühlviertel“ nahe der Grenze zur Tschechoslowakei. Diese Orgel mit ihrem monumentalen, reichgeschmückten Renaissance-Prospekt und ihrem strahlenden Klang hat uns ein gültiges Geschick bis zum heutigen Tage nahezu im Originalzustand erhalten.

Zum Schluß soll noch der übrigens aus der

Familie Butz hervorgegangenen Orgelbauer gedacht werden. Mit Andreas zusammen arbeitete sein Bruder Jakob, geboren vor 1580 in Roßwangen, gestorben 1649 in Passau. Die beiden Söhne des Andreas, Johann Georg (geb. 1621, gest. 1694 in Tulln/Niederösterreich als „ehrengedachter und kunstreicher Bürger und Orgelmacher“) und Jakob (1625-1678) arbeiteten in der väterlichen Werkstatt und führten sie nach dem Tode des Vaters (1657) weiter. Orgeln von ihnen waren in Passau, Burg hausen, Münzkirchen und Berchtesgaden und vielen anderen Orten zu finden. Von den weiteren Orgelbauern in Passau, Joseph, Martin und Johann Jakob Butz ist nicht bekannt, ob es sich um Söhne von Andreas oder von Jakob Butz handelte.

Sie alle haben dazu beigetragen, daß der Orgelbau in Passau im 17. Jahrhundert eine große Blütezeit erlebte, in der gleichen Zeit, in der in Sachsen und im Elsaß die heute noch berühmten Orgeln der Brüder Andreas und Gottfried Silbermann entstanden. Im Südosten des damaligen Reiches gehörten die Butz zu den bedeutendsten Orgelbauern ihrer Zeit.

Quellen: Josef Saam - Die alten Passauer Orgelbauer; Oskar Eberstaller - Orgeln und Orgelbauer in Österreich; Walter Senn - Andreas Putz, Beiträge zu seiner Tätigkeit in Tirol; Alfred Reichling - Orgellandschaft Südtirol.

Das Wort „Heimat“ neu zu begreifen

Ahnen oder gar wissen wir Heutigen noch, welche Befindlichkeit unsere Vorfahren mit dem Wort „Heimat“ zu fassen versuchten? Das Wort ist ja längst so abgegriffen, daß wie auf einer lang her gebrauchten Münze Wappen und Zahl kaum mehr zu entziffern sind. Ja, es ist wie Falschgeld in Verruf gekommen.

Aber einmal war es neu geprägt und bereicherte den Menschen, der es handhaben konnte. Vielleicht lohnt es sich, seine Umriss wieder ein wenig sichtbar zu machen. Vom Sprachlichen her hat es die Betonung auf „heim“, und „Heim“ ist das Zuhause, wo es „heimlich“ im Sinn von „heimelig“ und im Gegensatz zu „unheimlich“ ist.

Wie bei mancher Erkundung kann es hilfreich sein, zunächst einmal in die Sprache hineinzuhorchen und zu diesem Zweck eine Reihe von Worten aufzuklären zu lassen. Manchmal zeichnet sich dadurch bereits an der Wortgestalt etwas vom Wesen dessen ab, was der Begriff abdeckt. Einer ersten Wortgruppe läßt sich da zuweisen: heimkommen, heimbringen, heimholen, heimkehren, einheimen, anheimeln, Heimchen (Grille, die am Abend in der Wärme zu zirpen beginnt). Es sind dies Worte, die etwas bezeichnen, das mit Freude, Erfolg, Wunsch nach Sicherheit, Geborgenheit und Wohlfinden zu tun hat.

Einer zweiten Gruppe können wir Ausdrücke wie anheimfallen, anheimstellen, Geheimnis, Heimsuchung, Heimbürge (Dorfrichter), Heimbürgin (Totenfrau), Heimdal (in der nordischen Mythologie der Wächter der Götter und ihres Sitzes) zuordnen. Sie fassen etwas, das Gefahr, Verlust oder Weggabe von Wesentlichem zum Ausdruck bringt, aber auch die

Geborgenheit in einer göttlichen Welt, in der nichts verloren gehen kann. Schließlich haben wir die Redewendung „er ist heimgegangen“ für „er ist gestorben“, und das Wort „Heimweh“ für ein Gefühl bodenloser Verlassenheit.

Es wäre nicht schwer, weitere, ins einzelne gehende Untersuchungen vorzunehmen. Das Angeführte kann aber bereits eine Vorstellung davon vermitteln, welches Grundgefühl, welche Urwahrnehmung das Wort „Heim“ einfangen will. Anzuführen ist, daß im deutschen Sprachraum 2000 Ortsnamen mit „heim“ gebildet sind, im englischen 1000 mit „home“ oder „ham“, was darauf hinweist, daß im Wort ein Urbedürfnis des Menschen bei Landnahme und Sesshaftwerdung ausgedrückt wird.

Nun kommt beim Wort „Heimat“, mittelhochdeutsch „heimót“, althochdeutsch „heimuot“ ein zweites, ebenso bedeutendes und mit dem Verstand allein nicht auszuschöpfender Sinnträger dazu. Nach Wasserziehers „Ableitendem Wörterbuch der deutschen Sprache“ ist die Silbe „at“, „ót“, „uot“ auch in den Wörtern „Kleinod“ und „Einöde“ zu finden. Ein Kleinod aber ist ein hochkarätiges Wertstück, etwa ein bedeutendes Kunstwerk. Wenn das ein kleines „Od“ ist, was ist dann ein „Od“? In „Einöde“, „Ein-Od“ ist noch etwas vom Urgestaltigen, kaum Faßbaren zu spüren.

Nach diesen Betrachtungen ist vielleicht ahnbar, was mit der Sprachschöpfung „Heim-Od“ = „Heimat“ einmal bezeichnet wurde. Eduard Spranger sagt: „Im Heimerlebnis schwingt tief Religiöses mit. Wenn wir von jemand sagen, er habe keine Heimat, so meinen wir, sein tieferes Dasein habe keinen Mittelpunkt.“ Alfred Munz

Vom Schwäbischen Vulkan

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Georg Wagner wies nach, daß das Randecker Maar einst ein Quellsee der Urlone war. Hier sind Seeablagerungen nachgewiesen. Der Seespiegel stand wohl bei 760 m. Der Abfluß erfolgte über die Torfgrube bei Schopfloch (ein Moor auf der wasserdurchlässigen Alb!), gegen die Pfulb, die obere Fils, zur Amstetter Pforte und damit zur Lone. Heute stellt das Randecker Maar mit seiner kesselartigen Mulde von fast 1 km Durchmesser die größte Krater ruine der Alb dar. Der Krater rand ist noch zu drei Vierteln erhalten und von Jurablöcken umsäumt. Der Durchbruch im Norden zur Zipfelbachschlucht ist später entstan-

den. Untrügliche Zeugen eines Tertiärsees sind Insekten und Blätter in den Schiefen. Von den über 300 Vulkanembryonen seien hier nur einige wenige namentlich angeführt. Als man 1580 auf dem Dorfplatz zu **Kleinengstingen** nach Trinkwasser graben wollte, entdeckte man einen Sauerbrunnen, der aus einem Vulkanschlot sprudelt und viel Kohlen säure enthält. Das Wasser ist heute noch im Dorf geschätzt und wird viel getrunken. Siedlungsreste der Bronze-, Hallstatt-, Latènezeit und auch der Römerzeit beweisen, daß diese Stelle schon früh aufgesucht wurde.

Mitten auf der verkarsteten Alb findet sich

bei Münsingen das Dorf **Rietheim**, dessen Namen auf Sumpfland hinweist (riet = Sumpf). Der Ort wurde schon in der ältesten Ausbauezeit als Siedlungsplatz ausgewählt, wie Reihengräber beweisen. In den Wiesen zwischen Rietheim und Hirschhalde entspringen mehrere Quellen, u. a. der „Teufelsbrunnen“. Rietheim liegt samt diesen Quellen auf Basalttuff.

Dottingen liegt in einer maarartigen Mulde am Südfuß der Buchhalde. In der Mulde entspringt eine Quelle, die aber nach kurzer Zeit versickert. Alemannische Reihengräber im Ort sind nachgewiesen. Doch war die Gegend schon in der Hallstattzeit besiedelt, wie 34 Grabhügel auf einer Fläche von 90 m Länge und 30 m Breite beweisen, allein 16 Grabhügel sind mit Brandbestattung.

Die -ingen-Orte zwischen Erms- und Echaztal (Sirchingen, Upfingen, Würtingen, Gächingen usw.) entstanden auf Vulkanschloten, die wasserführend sind. Sirchingen hatte früher 4 Gemeindebrunnen. In Gächingen entspringt die Quelle der Großen Lauter (682 m), die der Wasserversorgung dient. In diesem Gebiet wimmelt es von Vulkanschloten.

„Die selbständigste und ausdrucksvollste Gipfelbildung der ganzen Münsinger Alb“ ist der **Sternenberg** (Gradmann) (844). Die Bergkuppe besteht aus Basalttuff mit Basalt. Der Schlotdurchmesser beträgt 300 m. Der Berg überragt das Lautertal um annähernd 200 m. Der Weißjura, der den Vulkanembryo umgab, ist abgetragen, so daß die Schlotausfüllung als Pfropfenberg hervortritt. Erhalten ist fast ganz der Maarkessel, in dem heute der Sternbrunnen entspringt, der seine Entstehung dem wasserstauenden Basalttuff verdankt. Der 29 m hohe Turm bietet eine herrliche Aussicht und einen Gesamtblick über das stark verstümmelte Talsystem der Ur-Lauter. Hervorragend ist auch die Alpenfernsicht von den Salzburger Alpen bis zum Berner Oberland.

Der **Calver Bühl** (509 m) bei Dettingen/Erms gewährt eine prächtige Aussicht ins Ermstal. Er ist ein Vulkanembryo, der größtenteils aus Basalttuff besteht, nur an der Nordseite hat er Basalt. Der umgebende Braunjura wurde größtenteils abgetragen, so daß der Vulkanschlot als „Bühl“ hervortritt. In dem Gestein findet sich u. a. Magnetkies, der das magnetische Feld verstärkt. Hier ergaben Versuche sogar mit einem einfachen Kompaß große Ablenkungen. Man nimmt daher an, daß der Blitz häufig in den Calver Bühl einschlägt. Der kegelförmige Bühl mit seiner kahlen Kuppe ist das „Wahrzeichen“ Dettingens. 300 m entfernt findet sich die Vulkanstelle „Hirschschlachen“.

Ein wohlgeformter vulkanischer Pfropfenberg ist der **Georgenberg** (602 m) bei Reutlingen, der seinen Namen von einer abgegangenen, St. Georg geweihten Kapelle hat. Als die Alb noch weiter nach Norden reichte, lagen über ihm noch rund 300 m Juragestein, wie die in seinem Schlot liegenden Gesteinsreste vom Grundgebirge bis zum Weißjura beweisen, die einst in den offenen Schlot zurücksanken und ihn vermischt mit Vulkanasche fast ganz ausfüllten. Das im Maar, in der trichterförmigen Einsenkung, sammelnde Wasser bildete den Maarsee. Auch hier wieder in der Nähe (350 m entfernt) findet sich auf der Nordseite ein Basaltuffgang von rund 30 m Länge. Die gegenüberliegende Achalm ist nicht vulkanischen Ursprungs, sie ist ein Zeugenberg mit einer Kappe wohlgeschichteter Kalke.

Das Rückschreiten des Albraufs seit den Vulkanausbrüchen um 25 km hat viele Maare in Bühle, Bölle, Bohle und Buckel verwandelt: bei Metzgingen Dachsühl, Geigersühl, Hofbühl, Staufensühl, Autmutsbölle, bei Owen/Brucken Bölle, Roßbühl, Linsenbühl und Katzenbuckel bei Dettingen usw. Normal erscheinen die ersten Bühle, wenn daneben nicht mehr die widerständigen Weißjurakalke anstehen, sondern die Impressamergel oder der Braunjura erreicht ist, und dann der Schlot über seine Umgebung hinausragt.

Die Vulkanschloten auf der Albhochfläche waren für die **Besiedlung** der wasserarmen Gebiete sehr wichtig, da sie Wasserspender sind. Der Vulkantuff heißt geradezu der „Wasserstein“. Von 32 Dörfern der Albhochfläche

unseres Gebiets liegen 24 in alten Maaren (s. oben). Am Rande der Maare versickert das dort zusammenrinnende Wasser in Erdfällen. Das der Torfgrube bei Schopfloch versinkt am „Stauchlock“ und am „Wasserfall“ und tritt nach zwei bis drei Tagen in der Quelle der Gutenberger Lauter und der Höllsteinquelle wieder zutage, wie Färbeversuche gezeigt haben. Das Maar von Würtingen entwässert zum Uracher Wasserfall, das Laichinger Maar zum Blautopf.

Mitten im Rutschenhoffeld, einer äußerlich abflußlosen Mulde, ist der letzte Überrest eines Vulkanmaares, in dem der Rutschenbrunnen gefaßt wurde. Das Wasser versickert in geringer Entfernung in einem Erdtrichter in Klüften. Zahlreiche Grabhügel sind in der Mulde. In früheren Notzeiten haben die

Bleichstetter Wasser am Rutschenbrunnen geholt.

Einer der schönsten, wie aus der Drehbank gekommener Basalttuffkegel ist die **Limburg**. Von ihrer Herzogsburg verlegten die Zähringer ihren Sitz in die Freiburger Gegend und gründeten das Kloster St. Peter im Schwarzwald. Die Burg bei Weilheim wurde schon früh zerstört.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß der Riesenvulkan keine ungeheuren Verwüstungen angerichtet hat, wie das heute noch die Vulkanzonen Islands tun. In den meisten Schloten blieb das Magma in der Halsröhre stecken, die Masse erstarrte zu hartem Basalt, der gegen die Abtragung widerstandsfähiger war als das Juragestein. So blieben Basaltpfropfen stehen und bildeten kegelförmige „Vulkanembryone“.

Zwerge und elbische Wesen

Das Erdmännle zu Laufen

In der Mühle zu Laufen, im Lautlinger Tale, hat sich früher ein Erdmännle aufgehalten und dem Müller bei seiner Arbeit geholfen. Er durfte abends nur die Kornsäcke bereit stellen und dann sich schlafen legen, so fand er am andern Morgen das Korn aufs feinste gemahlen. Weil das Erdmännle aber beständig ganz zerlumpte Kleider anhatte, ließ ihm der Müller einst ein neues „Häs“ machen. Das nahm es zwar, sagte aber, jetzt sei es ausgezahlt, und kam nicht wieder. (Mündlich aus Laufen)

Das Männlein auf dem Hirschberge

Vom Hirschberge bei Balingen, wo ehemals zwei Schlösser gestanden, begleitet die Fuhrleute oft ein kleines Männlein bis Frommern und spricht dann beständig von den Schätzen, die auf dem Hirschberge noch begraben liegen. (Mündlich aus Eendingen)

Das Männlein mit dem Stocke

Ein Mann fuhr einst von Weilheim nach Balingen. Da rief ein Männlein hinter ihm her: „Seht das Stöckle! Seht das Stöckle! Seht das Stöckle!“ „Ich will's nicht sehen!“ sprach der Bauer. Allein das Männlein hörte nicht auf zu rufen, bis der Hund sich umseh und es anbellte; da verschwand es. (Mündlich aus Balingen)

Götter und Halbgötter

Das Mutesheer auf dem Heuberge

Bei Nusplingen auf dem Heuberge zog nachts einmal das Mutesheer über einen Schäfer hin, warf ihm seinen Karren um und nahm mehrere Schafe mit. An einem Nagel des Pferches aber hingen zwei Pfund Fleisch von so seltsamer Art, daß niemand es konnte. Es war weder roh, noch geräuchert, noch gekocht; wahrscheinlich war es Hexenfleisch. Wäre der Schäfer nicht ein rechtschaffener Mann gewesen, so würde das Mutesheer ihn mitfortgenommen haben; denn er hatte, ohne es zu wissen, sein Nachtlager auf einem Platz aufgeschlagen, an welchen das Mutesheer Ansprüche hatte. – Übrigens zieht auch auf dem Heuberge ein guter Geist vor diesem Heere her und ruft beständig: „Außem Weg, außem Weg! Daß niemand beschädigt werd!“ (Mündlich vom Heuberge)

Der Durchzug des Mutesheeres

Durch das Dorf Tübingen, im Oberamt Balingen gelegen, kam sonst alljährlich das Mutesheer mit Saus und Braus und zog namentlich durch ein bestimmtes Haus, in welchem man deshalb immer Türen und Fenster aufmachen mußte, sobald man es kommen hörte.

Da dachte einstmal der Hausherr, er wolle doch einmal aufbleiben und zusehen, was es mit dem Mutesheer denn eigentlich auf sich habe, und blieb deshalb, als es eben hindurchfuhr, in der Stube sitzen. Da rief aber eine Stimme: „Streich dem da die Spältle zu!“ Und alsbald dächte es dem Mann, als ob ihm jemand mit dem Finger um die Augen herumfuhr, worauf er plötzlich erblindete.

Alle Mittel, die er anwandte, um wieder sehend zu werden, halfen nichts. – Da gab ihm eines Tags jemand den Rat, er solle doch das nächste Mal, wenn das Mutesheer wieder durch sein Haus fuhr, sich ins Zimmer setzen; schaden werde es auf keinen Fall. –

Diesem Rate folgte der Mann, und als das Heer im folgenden Jahre wiederum hindurchzog, so rief eine Stimme: „Streich dem da auch die Spältle wieder auf!“ Worauf der Mann eine Berührung um seine Augen herum fühlte und mit einem Male wieder sehen konnte. Da erblickte er auch das ganze Mutesheer; das war eine Schar von ganz verschiedenen Menschen, von alten und jungen, von Männern und Weibern, und die machten einen wilden Lärm. (Mündlich aus Tübingen)

Schrettele, Hexen, Zauberei

Das Schrettele

Im Lautlinger Tale, in Laufen, ferner in Tübingen, Ebingen, auf dem Heuberge, in Fridingen und sonst in Oberschwaben, in Konstanz, nennt man die besondere Art von Hexen, die das Alpdrücken hervorbringen, „Schrettele“ oder „Schrettle“. Sie legen sich

Sagen aus dem Zollernalbkreisgebiet, um 1850 von Prof. Meier gesammelt

Von Adolf Klek

Ergänzung zur Sammlung der Brüder Grimm

Als die beiden Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, beide als Bibliothekare in Kassel tätig, in den Jahren 1812–22 ihre drei Bände „Kinder- und Hausmärchen“ erscheinen ließen, war darin kein Sagen- und Märchengut aus dem Süden Deutschlands enthalten.

Diese Tatsache ließ dem Sprachwissenschaftler Ernst Meier keine Ruhe. Er stammte nicht aus Süddeutschland, sondern war 1813 in Rusbend in Schaumburg-Lippe geboren, 1833 mit seinem Lehrer an die Universität Tübingen gekommen und dort zum Professor für morgenländische Sprachen bestellt worden. Was er auf diesem Gebiet der Orientalistik mit Fleiß und wissenschaftlicher Genauigkeit leistete und veröffentlichte, ist heute ziemlich überholt und vergessen.

Ein bleibendes Verdienst ist aber, was er als Nebenbeschäftigung betrieb. Er sammelte von Tübingen aus im württembergischen Raum das, was er an Sprachgut des Volkes in mündlicher Überlieferung auffinden konnte. Hätte er es nicht aufgeschrieben, wäre gewiß manches inzwischen ganz in Vergessenheit geraten und somit verloren gegangen.

Meier wollte bewußt den Mangel ausgleichen, daß bisher nur Erzählquellen aus Nord- und Mitteldeutschland in Sagen- und Märchensammlungen Niederschlag gefunden hatten. „Der deutsche Süden dagegen“, schreibt er in der Vorrede zu seiner Märchensammlung, „und namentlich der schwäbische Teil desselben, ist bis jetzt fast noch völlig unvertreten geblieben und doch besitzt er an Sagen, Märchen und andern alten Überlieferungen so reiche und ungeahnte Schätze wie nur irgend ein anderer deutscher Landstrich“.

Wortgetreue, nicht dichterische Wiedergabe

Professor Meier läßt sich beim schriftlichen Festhalten dessen, was ihm mündlich im Volke berichtet wird, bewußt weniger als seine Vorgänger Grimm, Schwab, Uhland, Herder, Arnim, Brentano von einer romantisch veredelten Begeisterung leiten. In ihm gibt es nicht den Widerstreit zwischen dem Gelehrten und dem Dichter, bei dem der Dichter siegt. Er ist einfach Sprachwissenschaftler und geht sehr nüchtern vor. Er notiert und klassifiziert dann in der literarischen Wiedergabe.

„Treue und Wahrheit“ bezeichnet Ernst Meier als sein höchstes Ziel. Er schreibt nur auf, was ihm mündlich direkt mitgeteilt wird, möglichst unter Beibehaltung der Eigenarten des jeweiligen persönlichen Ausdrucks. Jeden verschönernden, erklärenden, Lücken ausfüllenden Zusatz will er bewußt vermeiden. Meier gibt in der Vorrede zu seiner Sagensammlung an, neben häufigen Ausflügen in die Umgebung von Tübingen habe er einen Teil der Schwäbischen Alb und das Neckartal bis Rottweil im Herbst 1847 besucht und überall sammeln können. Gustav Schwab's Reisebeschreibung von 1823 „Die Neckarseite der

schwäbischen Alb“ sei ihm zuweilen ein Wegweiser zu den Quellen gewesen. Er habe aber keine der dort von Schwab eingestreuerten Sagen übernommen, weil sie selten vollständig in Prosa angegeben, vielmehr meist balladenartig bearbeitet seien.

Das Gebiet des heutigen Zollernalbkreises, die Landschaft an der Neckarseite der schwäbischen Alb, ist also von Ernst Meier – auf Spuren Gustav Schwabs – bereist und ausgewertet worden. Die Herbst-Semesterferien des Revolutionsjahres 1848 hat Meier dazu benutzt, andere Teile von Württemberg zu besuchen.

Die Sammelergebnisse von Professor Meier liegen in vier Büchern klar sortiert gedruckt vor:

Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben, Tübingen 1851

Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852

Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Stuttgart 1852

Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien, Berlin 1855.

Aus der Sagen-Sammlung

Was von Ernst Meier an Sagen in seinem Werk „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche“ festgehalten wird, hat er nach einer inhaltsbezogenen Systematik geordnet. Der Ort, an dem ihn die Sache so erzählt wurde, ist am Ende in Klammern angegeben.

Nachstehend werden in seinem Ordnungssystem diejenigen Sagen mitgeteilt, deren „Fundort“ im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises liegt.

Erstes Buch: Mythologische Sagen

Göttinnen, weiße Frauen, Halbgöttinnen

Der Schatz im Gräbelesberg

Der merkwürdige Gräbelesberg im Lautlinger Tale soll einen Schatz enthalten, der von einem schwarzen Hunde gehütet wird. Auch ein Fräulein, das halb weiß, halb schwarz gekleidet ist, geht dort um. Man hat schon versucht, dies Fräulein zu erlösen, hat aber nicht Mut genug gehabt.

(Mündlich aus Tübingen)

Die angebotenen Schätze

Zwei arme Weiber aus Balingen lasen einmal Holz im Walde, als plötzlich eine wunderschöne Frau vor dem einen Weibe stand und ihm die herrlichsten Sachen von Silber und Gold anbot. „Sieh doch nur die prächtigen Sachen!“ rief sie der andern Frau zu, hatte aber nicht den Mut, etwas zu nehmen. Es befahl sie eine große Angst, und als sie heimgekommen war, mußte sie sich legen und ist wenige Tage darauf gestorben. Sie hätte wahrscheinlich jene Frau im Walde erlösen können, wenn sie etwas von den angebotenen Kostbarkeiten genommen hätte. (Mündlich aus Balingen)

dem Menschen über die Brust oder auf den Hals, so daß es ihm Angst und beklommen wird und er um Hilfe rufen will; aber er kann keinen Laut von sich geben. Nur wenn ihn jemand bei seinem Namen ruft, weicht das Schrettele von ihm und er erwacht. Man sagt dann „das Schrettele war bei mir“ oder „das Schrettele hat mich wieder gedrückt“.

Hexenbäume

Auf dem Heuberge bei Obernheim steht ein Baum, der das „Hexenbäumle“ genannt wird, weil hier die Hexen alle Woche einmal tanzen. Ihre Hauptversammlung halten sie aber in der Neujahrsnacht. Ein besonderer Platz heißt auch die „Hexenheid“. – Einst sah jemand das Mutesheer über das Hexenbäumle bei Obernheim hinziehen und sah darunter viele rote Strümpfe und Weiberfüße. (Mündlich)

Tiere

Die Schlange und das Kind

Eine Mutter in Tieringen gab ihrem Kinde Milch und Brot zu essen und setzte es damit ins Nebenstübchen. Bald rief das Kind nach mehr Milch. Als die Mutter sich darüber wunderte, daß die Milch schon getrunken war, während das Brot noch meist ungegessen lag, sagte das Kind, ein Vögelein habe mitgegessen. Die Mutter gab ihm nun frische Milch, hörte es aber bald laut reden, indem es rief: „Iß et no Schlappe, iß au Mocke!“ Und als die Mutter hinsah, schlug das Kind eine Schlange, welche ihm die Milch ausfraß, mit dem Löffel auf den Kopf. Die Schlange ertrug das von dem Kinde, ohne ihm ein Leid zuzufügen, und deshalb ließ die Mutter sie gewähren. (Mündlich aus Tieringen)

Himmel und Gestirne

Der Mann im Mond

Der Mann, den man im Vollmonde sehen kann, heißt das Besenmännle, weil er am Sonntag Besenreis geschnitten. Da traf ihn aber Gott der Herr im Walde und zog ihn sogleich zur Verantwortung und stellte es im frei, ob er in die Sonne oder in den Mond verwünscht sein wollte. Da antwortete der Mann: „Haun is daun, so komm i in Maun; haun i g'sponne, so komm i in d' Sonne.“ Darauf ist er in den Mond verwünscht worden. So erzählt man in Oberschwaben, in Tieringen und sonst, und nennt den Mann auch das Mondmännle, Maunmännle.

Vermischte Sagen

Der Jäger von Hohenzollern

Eine Viertelstunde von Hechingen entfernt liegt die Heiligkreuzkapelle, bei welcher früher ein Bildstück mit einem Kruzifixe stand. – Da war einmal ein frecher Jäger, der diente auf Hohenzollern bei dem Grafen Friedrich und wäre gern ein guter Schütz geworden; deshalb wollte er drei Pfeile auf jenes Kreuzbild abschließen; denn es hieß, wer das tue, der könne alles treffen, was er nur erreichen wolle. – Nachdem dieser Jäger nun zwei Pfeile dem Christusbilde in die Seite geschossen, schwitzte das Bild Blut aus. Als der Schütz aber den dritten Pfeil auflegte, sank er bis an die Knie in den Boden, und die Erde hielt den Frevler so lange fest, bis daß er auf der Stelle enthauptet worden. Dies geschah im Jahr 1390. Zwei Bilder in der Kapelle stellen diese Begebenheit dar. In Stetten hat man noch lange das Christusbild mit den beiden Pfeilen aufbewahrt. (Mündlich aus Hechingen)

Der Brennesselmann

Auf dem Hirschberge bei Balingen, da wo früher das alte Schloß gestanden, wächst an einer bestimmten Stelle alljährlich ein Brennesselmann mit ausgestreckten Armen und Beinen. Man hat die Nesseln schon mehrmals ausgerottet; allein es wachsen denn jedesmal neue und bilden immer dieselbe Figur. Was an jener Stelle geschehen sein mag, weiß niemand mehr anzugeben. (Mündlich aus Endingen)

Unverweste Leichen

Auf dem Balingen Kirchhofe ist schon dreimal ein und derselbe Leichnam eines Mannes unverwest wieder ausgegraben worden. Er

streckte drei Finger in die Höhe wie beim Schwören. Diese drei Finger aber waren schwarz und hatten lange Nägel. Man hat schon versucht, die Hand in eine andere Lage zu bringen und hat deshalb den Leichnam umgekehrt; allein er dreht sich immer wieder herum und hebt die drei Finger in die Höhe. Vor einigen Jahren hat man ihn zum dritten Male begraben und zwar in einem Winkel, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen kann. Übrigens spricht man nicht gern von dieser Geschichte. (Mündlich aus Balingen)

Der Balingen Brand

Im Jahre 1809 brannte Balingen zum fünften Male ganz ab. Der Blitz schlug ein, und obwohl kein Wind ging und man Wasser genug hineingießt, so griff das Feuer doch mit wunderbarer Macht um sich und war gar nicht zu löschen. – Die Leute der Umgegend sagen, dieser Brand sei eine Strafe gewesen, weil die Balingen am Peter- und Paulstage Heu gemacht hätten. – Man erzählt auch noch, ehe der Blitz einschlugen, sei eine Schwalbe vor dem Fenster eines Schullehrers ängstlich hin- und hergeflogen. Dieser habe das Fenster geöffnet, und so wie er seine Hand nach der Schwalbe ausgestreckt, habe der Blitz gezündet. (Mündlich aus Balingen)

Der Hammel an der Steinlach

Es ging einmal ein Mann mit seinem Hunde an der Steinlach hin und sah am andern Ufer des Flusses einen schönen Hammel. Nur mit Mühe ließ der Hund sich zurückhalten; er wollte beständig hinüber. Endlich entkam er auch wirklich seinem Herrn, sprang durch das Wasser und stürzte auf das Tier los. Wie der Hund aber dem Hammel so nahe war, daß er ihn hätte packen können, wandte er sich um; lief dann abermals und abermals hin, und kehrte in der Nähe des Hammels jedesmal wieder um. Da ging der Mann selbst über den Bach, um das schöne, herrenlose Tier womöglich einzufangen. Allein wie er ihm bereits so nahe gekommen war, daß er ihn fassen konnte und er die Hände schon nach ihm ausstreckte, war der Hammel ihm sogleich entrückt; lief aber noch immer dicht vor ihm her. Nachdem der Mann auf die Art eine gute Weile lang sich vergeblich abgemüht hatte, sah er plötzlich, wie der Hammel vor seinen Augen sich in ein prächtiges Stück Rindvieh verwandelte. Auch dies verfolgte er eine lange Strecke auf der Straße, aber umsonst. Kurz vor Balingen wurden endlich aus diesem Rinde drei Reiter, die in die Stadt ritten. (Mündlich aus Balingen)

Zweites Buch: Geschichtliche Sagen

Die Schalksburg

Es waren einmal drei Brüder, die hatten drei Schlösser auf der Alb, der eine auf dem Hohenzollern, der andre auf dem Hirschberge, und der dritte besaß die Schalksburg. Dieser letztgenannte spielte seinen Brüdern manchen Streich, weshalb er von ihnen den Zunamen „der Schalk“ erhielt. So war er z. B. einstmals krank und ließ das Gerücht verbreiten, er sei gestorben. Darauf eilten die beiden Brüder sogleich herbei und wollten, weil der Schalk keine Kinder hatte, sich in die Erbschaft teilen; gerieten aber darüber alsbald in heftigen Streit. Nach der Krankheit, dem Ende und der Leiche ihres Bruders fragten sie nicht, bezeigten auch durchaus keine Trauer über sein Ableben. – Während sie nun eben ganz erhitzt und ernstlich sich zankten, trat der Schalk, der sich bis dahin versteckt gehalten hatte, in ihre Mitte und sprach: „Jetzt kenne ich doch eure Gesinnung“, und verkaufte nachher heimlich seine Burg mitsamt der Stadt Balingen auf den Fall seines Todes an Württemberg um einen einzigen schlechten Hirschgulden. In dem verfallenen Turme der Schalksburg soll noch ein schwarzer Pudel auf einer Kiste sitzen, die mit Schätzen angefüllt ist. (Mündlich aus Lautlingen)

's Eassen ist der Moaster! 's Trinkan ist nix!

Dieses auf dem Heuberge gang und gäbe Sprichwort wird von folgender Begebenheit abgeleitet: Die Oberheimer hatten einst mit den Wehingern einen Prozeß, und begaben sich, um den Streit zu beenden, nach Wehin-

gen. Schon morgens um acht Uhr hatten sie sich hier versammelt, obwohl die Verhandlungen erst des nachmittags um zwei Uhr beginnen sollten, und hielten sich während der Zeit in den Wirtshäusern auf. Da verzehrte der eine die Portion Käs, die er mitgenommen, der andere seine Knackwürste („Schüblinge“), die er eingesteckt, und so ein jeder was er eben hatte. Als bald gesellten sich auch zu ihnen die bei dem Prozesse beteiligten Wehinger, welche in demselben Maße tranken, wie die Oberheimer aßen. Als nun nachmittags um zwei Uhr beide Teile auf dem Wehinger Rathaus erschienen und die streitige Sache besprachen, so willigten die trunkenen Wehinger alsbald in aller Forderungen der Oberheimer, worauf die letzteren die Redensart aufbrachten und verbreiteten: „'s Eassen ist der Moaster; 's Trinkan ist nix!“

(Schriftlich vom Heuberge)

Drittes Buch: Sitten und Gebräuche, Aberglauben

Unter den Niederschriften zu bestimmten Tagen im Jahreslauf (z. B. Lichtmeß, Karfreitag usw.) oder zu wichtigen Ereignissen im Lebenslauf (Taufe, Hochzeit usw.) findet sich aus einem Ort des Zollernalbkreises nur folgende, die von einem Fastnachtsbrauch berichtet:

In Schörzingen bei Schömberg wurde früher der Fastnachtsnarr auf einer Bahre im ganzen Dorfe herumgetragen. Voraus ging ein weißgekleideter Mann, und hinter der Bahre her kam der Teufel, der ganz schwarz war und mit Ketten rasselte. Ein anderer Begleiter sammelte Gaben ein. Nach dem Umzuge wurde der „Butz“ unter Stroh und Mist begraben. (Schörzingen)

Zweierlei Hirschgulden-Sagen

In der geschichtlichen Sage „Die Schalksburg“ ergeben sich beim Vergleich mit der „Sage vom Hirschgulden“, wie sie G. Schwab etwa 3 Jahrzehnte vorher veröffentlicht hat, einige Übereinstimmungen, aber auch interessante Unterschiede. Meier kannte Schwabs Werk „Die Neckarseite der schwäbischen Alb“ und die darin enthaltene Sagenfassung, für die der Verfasser als Quelle die Erzählung seines Wirts in Dürrwangen angibt. Trotzdem gibt Meier eine sprachlich und inhaltlich eigenständige Fassung wieder, die ihm in Lautlingen, dem übernächsten Dorf talaufwärts, erzählt worden ist.

Meiers Sagentext entspricht insofern der historischen Tatsache, als es hier der Besitzer der Schalksburg ist, der seine Burg und Herrschaft an Württemberg verkauft. Der Herr der Schalksburg spielt hier auch als „Schalk“ die Hauptrolle: bezeichnenderweise lautet die Überschrift „Die Schalksburg“.

In der Niederschrift von Schwab steht der Burgherr vom Hirschberg – den es in Wirklichkeit kaum je gegeben hat – im Mittelpunkt. Er tätigt den Verkauf. Es paßt zum Burgnamen Hirsch-Berg, daß vom Hirsch-Gulden noch mehr erzählt wird. Daß der Hirschgulden auch schon in der Überschrift genannt wird, hat später Wilhelm Hauff eingeführt. Schwabs Titel des Sagentextes hieß „Sage von drei Brüdern“. Die Sagenfassung von E. Meier ist bisher in den amtlichen Kreisbeschreibungen weitergegeben worden.

Märchen und Volkslieder

Für das Sammeln von Märchen scheint das Gebiet des heutigen Zollernalbkreises für Professor Meier übrigens unergiebig gewesen zu sein. Sein Band „Deutsches Volksmärchen aus Schwaben“ enthält kein einziges Märchen aus dieser Gegend, dafür mehr aus Ortschaften um Tübingen.

Die Sammlung „Schwäbische Volkslieder“ von E. Meier gibt ein paar Lieder aus Hechingen und Beuren wieder, darunter das Schäferlied „Schäferle sag, wo willst du weiden?“ mit einer lebhaften Melodie.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 30

30. April 1983

Nr. 4

Zur Wirtschaftsgeschichte unserer Dörfer

Von Fritz Scheerer

Schriftliche Nachrichten zur Wirtschaftsgeschichte unserer Dörfer fehlen bis in die Zeit von 750 und sind bis etwa 1500 äußerst spärlich. Die drei Zelgen oder Ösche (Esche) mit der Nutzungsfolge

Zelge A 1. Jahr Winterfrucht
2. Jahr Sommerfrucht
3. Jahr Brache
4. Jahr Winterfrucht

Zelge B Sommerfrucht
Brache
Winterfrucht
Sommerfrucht

Zelge C Brache
Winterfrucht
Sommerfrucht
Brache

also in dreijährigem Turnus bebaut, werden von 1350 ab zunächst für einzelne Dörfer genannt und sind dann für alle Gemeinden noch vor 1500 bezeugt. Für das dieser Dreifelderwirtschaft unterworfenen Ackerland wechseln auf einigen Markungen die Namen öfters. Für gewöhnlich werden die Zelgen nach der Lage benannt (Rosenfeld: „ob den Weingärten“, „Kronbachsteig“, „Hohegart“) oder nach angrenzenden Gemeindegemarkungen (Bickelsberg: „gen Rosenfeld“, „gen Leidringen“, „gen Häslen“) oder nach Flurteilen (Balingen: „Binsenbohl“, „Heuberg“, „Auf Schmieden“).

Die drei Zelgen waren vom Ortsetter durch den Etterzaun geschieden, der an den Ortseingängen von Falltoren unterbrochen war. Durch den Zaun wurde dem Vieh der Zutritt verwehrt. Bevorzugt wurde ein einfacher Stangenzaun, bei dem die horizontalen Stangen mittels Weideruten an den Pfosten befestigt waren. Bei den Falltoren, z. B. 1488 in Leidringen: „vallenhor“, Isingen 1574: „fallenthor“, 1514 in Obernheim: „vor dem Thor“, fiel die Tür beim Loslassen wieder zu. Es gab auch lebendige Zäune, Heckenreihen, die ebenfalls Durchlässe für das Vieh hatten und dazu treppenförmige Übergänge für Menschen, Stigel genannt (Tailfingen „Stiegel“ als Flurnamen). Der lebendige Zaun aus Dornestrüpp und Hecken heißt auch „Hag“, weil für diesen oft die Weißbuche verwendet wurde, heißt diese auch „Hagenbuche“. Die Weißbuche eignete sich besonders für solche Zäune durch ihren starken Stockausschlag. In den verschiedenen Gemeinden erhaltenen Lückenbüchern ist festgelegt, wie und wann die Durchfahrten und Schlüpfen durch den Hag freizuhalten waren.

Die Bauern mußten bestrebt sein, in jeder Zelg ungefähr gleich viel Ackerboden zu besitzen, damit für sie ein etwa gleichmäßiger Ernteertrag gesichert war. Durch die spätere Realteilung wurde jedoch dieses Prinzip durchbrochen. Auch dürften die einzelnen Zelgen anfänglich gleich groß gewesen sein. Durch die spätmittelalterlichen Wüstungsvorgänge aber, bei denen die leerstehenden Ödmarkungen öfters unter die Nachbargemeinden aufgeteilt wurden, entstanden Störungen im Flurbild. Beispiele hierzu gibt es viele. So kamen auf Markung Engstlatt zur Zelg „Hür-

sten“ Teile des Ackerlandes des abgegangenen Weilers Schlechtenfurt, von dem bereits 1300 nur noch eine Mühle (Obere Ostdorfer Mühle, heute Klärwerk) übriggeblieben war. Weitere Beispiele siehe Heimatkundliche Blätter März 1972.

Die drei Ösche finden sich auch auf den Wüstungsmarkungen. Im Süden der heutigen Winterlinger Markung befanden sich noch 1496 die drei Zelgen „Hysberg“, „Hungenbühl“ und „Reissach“, die zur abgegangenen Siedlung Weinstetten gehörten, deren Namen in einem Flurnamen erhalten ist. Andere Wüstungen, wie Holzheim bei Schömberg, Anhausen im Kühlen Grund, Kleinenzimmern bei Leidringen im Schlichemtal, Haarhausen bei Brittheim, Winzeln am Fuß des Wenzelsteins usw., hatten eigenen Zwing und Bann und werden bei ihrem ersten Auftreten als Dörfer bezeichnet, so daß Dreifelderwirtschaft auch bei ihnen anzunehmen ist.

Eine große Veränderung in der Dreifelderwirtschaft brachte der Anbau der Brache, der um 1800 begann. Die Stallfütterung und der damit verbundene Düngeranfall, die Ablösung des Kleinzehnten (um 1820) und des Großzehnten (nach 1850) förderten den Brachenanbau, und nach dem Aufkommen des Kunstdüngers wurde die Brache fast ganz verdrängt. So war sie um 1880 in Stockenhausen und Binsdorf ganz, in Ostdorf zu 3/4, in Tailfingen zur Hälfte usw. angebaut. Weitere Änderungen brachten dann die Flurbereinigungen des 19. und 20. Jahrhunderts und die Aufhebung des Flurzwanges.

Sonderstücke der Zelgen

Zum normalen Ackerland zählten Egert (Egart) und Luß. Die Egerten tauchen im 14. Jahrhundert in den Urkunden und Lagerbüchern auf (Kleiner Heuberg). Im Mittelalter gehörten sie zum Ackerland. Ihr Name ist noch nicht geklärt. Zuweilen wurde auch besonderes Ackerland als Egert liegen gelassen. Andere Egerten wurden „Länder“ für Sonderkulturen wie für Hanf und Flachs, später für Kartoffeln. Waren sie steinig und lagen sie weit entfernt, so wurden sie wegen des unfruchtbaren Bodens und steinigen Grundes in Wiesen, Weiden, sogar in Wald umgewandelt.

In Heselwangen trägt eine Ackerflur den Namen Luß, der auf Lus/Los, d. h. durch Auslosung zugeteilte Flurstücke zurückgeht. Brachliegende Landstücke, die zur Allmend oder zum Herrenland gehörten, oder auch gerodete Waldstücke wurden unter die „berechtigten Gemeindeglieder oder die zum Hofverband gehörenden Bauern aufgeteilt“ (Jänichen) und zum Ackerbau erschlossen. Nach Möglichkeit erhielt jeder einen gleichwertigen Anteil. Damit dies der Fall war, wurden gleichmäßige Stücke geschaffen und dann verlost. In der Regel waren wohl mehr als zehn berechnete Empfänger von Losen vorhanden. Da war eine Aufteilung in streifenförmige Gewanne beim Umbruch mit dem Pflug vorteilhaft.

Daß Aufteilungen in möglichst gleichwertige Stücke durchgeführt wurden, zeigt ein urkundliches Zeugnis von Leidringen über die Aufteilung der „Breite“ des Dinghofs. Im

Frühjahr 1401 bekundeten 14 Bauern des Dorfes, daß der Abt von St. Georgen die Bauäcker des Dinghofs in 14 Schuposen zu je 4 Jauchert Äcker in allen drei Öschen („gen Heuberg“, „gen Hölzern“ und „gen Rosenfeld“) geteilt habe. Auch die drei herrschaftlichen „Brühle“ und anderes Wiesenland seien vom Abt geteilt worden. Jeder der 14 Bauern habe eine Schupose und einen Teil am Wiesenland erhalten. Geteilt wurden in der Zelg „gen Heuberg“ 54 J (1 Jauchert etwa 1 1/2 Morgen), in der Zelg „gen Rosenfeld“ die „Gebraite“ mit 24 1/2 J. und in der Zelt „gen den Hölzern“ die „Gebraite“ im Umfang von 8 J. (Generalandesarchiv Karlsruhe: Kopialbuch 1240). Jeder der 14 Bauern zahlte denselben Zins für sein Lehen. Die Breiten sind 1401 in Streifen zerlegt worden, 1491 wurden weitere Teilungen vorgenommen (Lagerbuch v. 1491). Nach den Ermittlungen von Viktor Ernst nehmen die Breiten, Braiken, die in fast allen Gemeinden vorhanden waren, im allgemeinen den besten Ackerboden der Markung ein. Sie wurden ursprünglich geschlossen bewirtschaftet im Eigenbetrieb der Herrschaft durch den beauftragten Maier und dessen Hilfspersonal (Knechte und Mägde) (s. Heimatk. Blätter Dezember 1961). Auch bei vielen im Spätmittelalter abgegangene Siedlungen fehlten sie nicht.

Reuten und Weitreitinen

Während des Mittelalters und noch in der Neuzeit ist immer wieder gerodet worden. Auf dem neugerodeten Land wurden größtenteils Äcker angelegt. Die Rodungen betrafen meist Gemeindegewälder, wie 1690 in Tailfingen, wo damals der Wald „Gemeinmerk“ ausgestockt wurde. In Bickelsberg sprach man 1712 von Äckern die „Reutenrecht“ hatten. Dieses bestand darin, daß man den Wald wieder hochkommen ließ oder den Anbau verändern durfte, wie 1580 zu Dotternhausen, wo man „Wildreitinen“ zu Wiesen machte. Wenn die Stücke mangelhaft ausgestockt waren und noch viel Wurzelwerk im Boden steckte, mußte Hackbau betrieben werden. In diesem Fall wurde bald wieder aufgegeben. Im 20. Jahrhundert wurden manche Stock- und Reutäcker endgültig aufgeforstet. In Bitz zählte man 1683 535 Morgen Reutäcker.

In der Nachbarschaft von Winterlingen, Bitz und Harthausen finden sich in größerer Entfernung vom Dorf Weitreitinen, die Eigentum des Landesherrn waren. Die Stockäcker in der Herrschaft Kallenberg sind wahrscheinlich ursprünglich Weitreitinen gewesen. Als Abgabetreten hier Landgarben auf, so in Bitz noch 1826. Um 1600 wurden in Hausen a. Tann über 1000 Morgen Wald ausgestockt und den Untertanen als Äcker und Wiesen verliehen. Das eigentliche Stockfeld war auf der Alb gegenüber dem Vorland umfangreicher. Die unzelglichen Äcker betrug 1732 in den Alborn Winterlingen, Tieringen, Oberdigisheim, Hossingen und Meßstetten etwa ein Drittel der zelglichen Äcker (KB Tabelle 19). Daneben waren aber noch beträchtliche Allmenden vorhanden, die in der Neuzeit größtenteils als Schafweiden dienten oder aufgeforstet wurden.

Trepp- und Tretrechte

Am Kopfstück des Ackers mußte der Pflug gewendet werden. Das Wende-Areal wird wohl ursprünglich Allmende gewesen sein. Diese „Anwand“ war also nicht Sonderbesitz, sondern stand allen Anstößern zur Verfügung.

Die brachliegenden Querstreifen wurden dann mit der Zeit ebenfalls für den Getreidebau benützt. Die Nutzung konnte auf zweierlei Art erfolgen. 1. Das anstoßende Stück wurde vom Anstößer angeeignet. Er benutzte es als Pflugwende, bearbeitete es im Hackbau oder durch Querpflügen. Die 2. Art war die Benutzung durch einen Bauer als „Anwander“ (1488 und 1496 „Anwandel“) mit gewissen Überfahrts- und Pflugwenderechten der Anstößer. Viele Äcker waren so mit Überfahrtsrechten der Nachbarn belastet.

Nach dem württembergischen Verwaltungsedikt von 1822 bestand das Trepprecht darin, daß man beim Pflügen und Eggen mit dem Spannvieh auf dem Grundstück des Nachbarn wendete. Der Pflug durfte aber auf dem Grundstück des Nachbarn nicht angesetzt werden. Dann darf das Trepprecht nach Georgi (23. April) nicht mehr ausgeübt werden. Es war für den Besitzer eines Anwenders bestimmt eine große Last. Doch das Pflugwenderecht, wenn auch hinderlich genug, war lange noch nicht das schlimmste.

In vielen Markungen war das Wegenetz sehr minimal. Die Anwander dienten so als Zufahrtsweg für Pflug, Egge, Erntewagen und Mistfuhren, auch als Fußweg. Um 1500 wurden dann vor allem bei Angrenzung an den Wald Holzabfuhrwege geschaffen, da bei Langholztransporten immer großer Schaden angerichtet wurde. Anwander werden erwähnt 1513 in Binsdorf: „Anwanderli“ und 1507 zu Straßberg: „einen hohen Anwander ob dem hitzer“ (Kraus)

Aufschlußreich sind die Wege- und Luckenbücher des 17. und 18. Jahrhunderts (Streichen). Auch ältere Überfahrtsordnungen können mancherlei Aufschluß geben, so eine Anweisung für Erzingen vom März 1568: „ein sehr nützliche anordnung deß flecken Erzingen, wie ein jedweder ohne merklichen schaden der güter möge mit mist und garben fahren“ (HStAst: A 135, B 6). In Erzingen müssen also komplizierte Rechtsverhältnisse geherrscht haben. Manche Ackerinhaber mußten die Überfahrt mit Mist zulassen, während sie die mit Erntewagen nicht zu dulden brauchten. Bei der Betonung, daß die Bestimmungen auf Herkommen beruhen, ist für ihr Alter nichts ausgesagt. Es kann sich um 5, um 10 Jahre, ja um etliche Jahrhunderte handeln. Wesentlich ist, daß die Trepp- und Überfahrtsrechte entweder auf Übereinkunft beruhten oder aber vom Inhaber von Zwing und Bann angeordnet wurden. Solche Anordnungen konnten mündlich, später auch schriftlich in Urbaren, Dorfordnungen und ähnlichen Satzungen festgelegt werden.

Die Ackerfrüchte

Zusammenfassend können wir bis jetzt feststellen, daß die drei Zelgen den Grundstock der Gesamtackerflächen bilden. Durch Rodung und Umbruch von Öd- und Weideland ist die Ackerfläche vermehrt worden um Reut- und Stockäcker (Balingen: Flurnamen „Stockacker“, heute teils Wald) und Egerten. Der Neuzugang an Ackerland steigerte die Erträge und konnte durch die Allmendaufteilungen weiter erhöht werden. Neuzeitliche Methoden, Abschaffung aller Lasten wie Zehnten, Landgarben, Gülten usw. brachten seit dem 19. Jahrhundert den größten Aufschwung.

Der Dinkel (s. Heimatk. Blätter August 1962) ist schon in den St. Gallischen Urkunden die Hauptfrucht. 1287 taucht er in Ostdorf unter dem Namen Spelt auf. Von 1300 an erscheint er als Vesen = ungegerbter und als Kernen = abgerbter Dinkel. Der Haber ist die 2. Hauptfrucht, ebenfalls seit 1200 bekannter Roggen wird bei uns im Vergleich zu Dinkel und Haber selten erwähnt, die Gerste zunächst nur im Albvorland, so 1444 und 1477 in Schömberg, 1583 in Täbingen. Der Weizen wird in älteren Zeiten nie genannt. Die 1. Erwähnung findet sich 1583 in Täbingen, um 1665 in Geisingen. Emer (= Sommerdinkel) und Einkorn werden in den Quellen erst seit etwa 1500 genannt. Andere Feldfrüchte sind Ackerbohnen, Linsen und Erbsen (vor 1500 selten erwähnt) (Linsen 1456 in Winterlingen). Hanf und Flachs sind seit dem 14. Jahrhundert

im ganzen Bezirk bezeugt. Über den Anbau von Kartoffeln (1. Erwähnung 1720 für Täbingen) und von Öl- und Futterpflanzen darf auf die Kreisbeschreibung Balingen Band I Seite 309 verwiesen werden. Zu dem Verhältnis der Feldfrüchte zueinander und ihrer Erträge mag eine Übersicht vom Widumgut in Nusplingen aus den Jahren 1790 und 1791 dienen, das folgende Erträge aufweist:

	1790	1791
Garben Korn (Dinkel)	1641	1636
Garben Haber	2339	1403
Garben Roggen	331	518
Garben Gerste	472	371
	1790	1791
Bund Erbsen	810 bzw.	355
Bund Linsen	319 bzw.	1989
Bund Bohnen	- bzw.	43
	(KB I S. 310)	

Daraus ist ersichtlich, daß auf der Alb die Anbaufläche für Haber größer war als die des Dinkels. Im Albvorland ist es umgekehrt, z. B. Dotternhausen 1804 Kernen 382 J., Haber nur 140 J. Flurnamen wie Hanfland, Hanfgarten, Flachsöl u. a. beweisen, daß die Faserpflanzen Hanf und Flachs (schwäbisch „Flas“, auch „Har“ in älterer Zeit genannt) in Beunden, Ländern oder Gärten häufig gepflanzt wurden. Auch ihre Bearbeitung drückt sich in Flurnamen aus. Es sei an die „Brechtete“ in Rosenfeld, die „Bleiche“ und der „Bleichgarten“ in Balingen erinnert. Von der Ernte bis zum Endpunkt (Leinwand) waren viele Arbeitsgänge notwendig (Brechen, Schwingen, Hecheln, Reiben, Spinnen usw.).

Hurm und Hurmbogen

„Hurm“ gehört der Sprache des Ackerbaus an. Beide Begriffe sind aber bis heute noch nicht ganz geklärt. Jänichen neigt dazu, Hurm (Hurn) als Vorrat an Sommer- und Wintergetreide, insbesondere als Saatgut und unter Umständen auch als die heranwachsende Saat zu deuten, während J. A. Kraut (Hohenzollerische Heimat 1962 S. 63) bezweifelt, ob es sich dabei um Getreide handelt. Er vermutet auf Grund einiger Quellen, z. B. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 11, 234: „Es soll das Gut bessern mit mist, strow und hurn“, (1497 Kloster Habstal). Doch wird „Hurn“ öfters erwähnt, wenn die Inhaber eines Bauerngutes wechseln, wobei festgelegt wird, was der Abziehende mitnehmen darf und was er zurücklassen muß. Der Begriff ist sehr häufig mit dem Haberanbau gekoppelt. Die Beziehung geht so weit, daß „Haberhurm“ soviel

	der Kelhof	die 12 Huben
Äcker (Jauchert)	192	208
Wiesen (Mannsmahd)	30	62
Gärten (J.)	5	8
Hölzer (J.)	30	8
zusammen	257	286

Da das Areal des Widumhofes aus dem Herrengut herausgeschnitten sein dürfte, ist zum Vergleich der Widumhof angeführt. Die 12 Huben waren ihrer Größe nach durchschnittlich je 17 Jauchert, also eigentlich Schuposen. Die Widumhöfe waren zur Ausstattung der Kirchen gestiftet. Der obige Gesamtkomplex wurde Anfang des 14. Jahrhunderts württembergisch, da schon 1317 Württemberg den Ort erwerben konnte.

Von den Allmenden

Neben den Öschfeldern bestanden in allen Gemeinden unzelgig gebaute Äcker, die ursprünglich zur Allmend zählten. Die Allmende (mhd. almd, almeinde) hat sich als allgemeine, d. i. Gesamteigentum der Allgemeinheit in Teilbegriffe aufgesplittet. Schon in alter Zeit bedeutet Allmende den ungeteilten Grundbesitz an Wasser, Wald, Weide, auch an Wiesen, seltener Äcker. Einige Sonderfälle über den Erwerb von Allmende seien hier angeführt. Nach dem Lagerbuch der Kellerei Balingen von 1560 haben die Ostdorfer 9 Jau-

chert Äcker in der Wüstenmarkung Anhausen im Kühlen Grund erworben und zu einer Allmende gemacht. Solange die Äcker Gemeindeland bleiben, ist an den Landesherrn jährlich von jeder Jauchert 13½ Schilling Landeswährung zu zahlen. Gehen sie in anderen Besitz über, dann muß auch der Zehnt entrichtet werden.

Hurst

Das Bickelsberger Lagerbuch von 1435 verzeichnet in der Umgebung von Hechingen mehrfach Äcker die Hurst heißen, z. B. in Wessingen („1 hurst lit uf Ebnit ist 1 j.“) oder in Schlatt („1 hurst lit uff ist 1½ j.“). Demnach wäre der Hurst durchschnittlich ein Jauchert groß. „Es besteht nach Lage, Größe und Rechtsverhältnissen kein Unterschied zwischen einem Acker und einem Hurst“ (Jänichen). Auch in urkundlichen Belegen erscheinen „Hürste“ (Mehrzahl), so z. B. in Beuren bei Hechingen (1405: „1 j. an den hürsten“). Wir begegnen diesem Namen auch in Ostdorf (1496: 3 j. anwander in der Hürste“, HStAst: H. 101 Nr. 52). Bei uns treffen wir diesen Namen vorwiegend im Albvorland. Jänichen führt Beispiele auch für Oberschwaben an. Fischer (Schwäbisches Wörterbuch) deutet den Namen als Ackerstreifen, der so breit ist, als ein Sämann werfen kann, meist zwei Wasserfurchen breit. Das kann aber nur eine Sonderbedeutung sein. In der Rheinebene sind in der Gegend von Offenburg und Rastatt viele Siedlungs- und Geländenamen auf „-hurst“. Bei uns lebt der Namen noch in Flurnamen weiter.

Fronhof und Kelhof

Fronhof (Frommern, Truchteltingen), Maierhof, Dinghof (Leidringen), Herrenhof oder Kelhof (Ostdorf) werden von einem Maier mit Knechten und Mägden umgetrieben. Die Inhaber der zugehörigen Güter leisten Frondienste und leisten bestimmte Abgaben. Zum Fronhof in Truchteltingen gehörten um 1250 7½ Vollhuben (1 Hube ungefähr 30 bis 40 Jauchert), 7 Schuposen (s. unten), 1 Taverne (Herberge), dazu in Pfeffingen eine weitere Taverne. Ähnlich bestand der Fronhofverband in Frommern aus 3 Vollhuben, 5 Buringeshuben (der Zinsbauern), 9 Schuposen, 1 Mühle, 2 Tavernen am Ort, ferner 7 Buringeshuben in Laufen, 3½ in Endingen, 1½ in Zillhausen, je 2 Schuposen in Weilheim und Hard (abgegangen beim Ziegelwasen), 1 in Balingen, dazu 1 Zinshof in Käsental bei Margrethausen (KB. Balingen Bd. II für Truchteltingen S. 815 und für Frommern S. 355). Die Schuposen werden vielfach Drittels- oder Viertelshuben gleichgesetzt.

Der Ostdorfer Kelhof wird schon 1287 erwähnt, die 12 Huben sind 1368 bezeugt. Nach dem Lagerbuch von 1560 umfaßten

die Täfer (Taverne)	der Widumhof	zusammen
5	103	508
1	25	118
-	3	16
-	5	43
6	136	685

Die Gemeinde Deilingen erwarb als Gemeindegüter Besitz im Bann Hohenberg, wo das 1449 von den Rottweilern zerstörte Städtlein Hohenberg gelegen war. Vöhringer kaufte 1412 den Weiler Beuren (Beuremer Tal) und 1608 auch die Burg Beuren. Die Markung des Weilers mit den Wäldern wurde Allmende. Ein Teil des Gemeindewaldes Erzingen lag auf der Roßwanger Markung und war ursprünglich gemeinsamer Besitz von Roßwangen und Erzingen, bis im 17. Jahrhundert 70 Morgen als Eigentum von Erzingen ausgeschieden wurden. Erzingen besaß auch in dem anstoßenden Bann von Bronnhaupten Allmenden, die von der Gemeinde zwischen 1778 und 1791 gegen anderen Besitz vertauscht wurden.

Öfters finden sich sagenhaft ausgeschmückte Überlieferungen, nach denen ein oder mehrere adelige Fräulein einen Wald oder eine Allmende gestiftet haben sollen. So soll für die Errettung eines Stuttgarter Edelfräuleins, das sich im Wald verirrt habe, der Stadt Rosenfeld um 1440 der große Kirnbergwald auf der heutigen Vöhringer Markung als württembergischer

Lehenwald überlassen worden sein. Tatsache ist, daß zu allen Zeiten durch Stiftungen Allmenden und Wälder in den Besitz von Gemeinden gekommen sind. Die Zimmerische Chronik berichtet, Herzogin Hadwig von Schwaben habe der Gemeinde Epfendorf bei Oberndorf die Allmenden geschenkt.

Waren die Ebinger Jakobiner?

Von Dr. Walter Stettner

Ein Historiker der DDR, Heinrich Scheel, hat 1962 ein Buch unter dem Titel „Süddeutsche Jakobiner“ veröffentlicht. Unter anderem hat er in dem im ganzen verdienstvollen Buch eine erstaunliche Begebenheit, die sich 1795 hier zugetragen hat aus dem Stuttgarter Hauptstaatsarchiv ans Licht gezogen und damit bekanntgemacht.

Ein kaiserlicher Offizier mit Namen Sigowsky hatte den Auftrag, eine Abteilung von mehr als 300 kriegsgefangenen Franzosen von Innsbruck nach Kehl zu bringen, wo sie ausgetauscht werden sollten. Etwa 40 österreichische Soldaten waren ihm zur Bewachung zugeteilt. Der Hauptmann hat nach Erledigung seines Auftrags dem österreichischen Kommando in Freiburg i. Br. einen Bericht übergeben, und dieser Bericht ist über einige Zwischenstationen an die württembergische Regierung gelangt.

Als er sich am 8. Dezember 1795 der württembergischen Stadt Ebingen näherte, stürzten dem Transport einige hundert erwachsene Kinder (!) mit größtem Jubel entgegen, näher an der Stadt aber sogar einige Bürger, welche in die Reihen der Franzosen drangen, diese als lange Bekannte umhalsten, solche paarweise unter den Arm nahmen und auf solche Weise frohlockend der Stadt zu auf den Platz, allwo bereits mehrere hundert Bürger, Weiber und noch mehr Kinder versammelt waren, eilten. Ich sah diesem zu auffallenden Jubel mit nicht gleichgültigen Augen zu und eilte vor, um den Transport in Ordnung zu stellen, aber es war vergebens, denn die Bürger drängten sich mit einer auffallenden Vorliebe und Begierde in die Glieder herein, daß sie gar nicht die Austeilung der (Quartier)-Billette erwarteten, sondern einige riefen: Gebt mir nur Franzosen und keine Kaiserlichen, solche sodann paarweise unter die Arme nahmen und sagten: das sind meine Brüder, der andere wieder: das sind meine Kinder. Ich wollte dieser so ganz unerwarteten Schwärmerei durch die Gewalt der Gewehre meiner Kommandierten Einhalt tun, aber da wurde der Lärm noch größer, und ich wurde durch den unglaublichen Zulauf des Volkes so zusammengedrängt und überschrien, daß ich es mir gefallen lassen mußte, wie der meiste Teil der Bürger die Billette dem Quartiermeister aus der Hand riß oder gar nicht abwartete, seine Franzosen unter den Arm nahm und dahin eilte. Ich hatte gehofft, daß man auch hier wie in allen übrigen Stationen dem kaiserlichen Soldaten, welcher sein Blut für das deutsche Reich und Vaterland opfert, mit mehr Achtung begegnen würde. Ich könne nun mit Recht aus dieser so unerwarteten Behandlung der Bürger auf ihre inneren Gesinnungen schließen, wie sie denken und was man bei widrigen Vorfällen sich von ihnen zu versprechen haben werde. Man lachte über meine gemachte Anmerkung und entfernte sich mit seinem Franzosen unter dem Arm. Meine Leute blieben allein auf dem Platz stehen und mußten ihre Quartiere selbst suchen.

Nach Beendigung der so gut französisch gesinnten Äußerung der Bürger ging ich endlich auch in mein Quartier. Nach ungefähr einer Stunde kam schon der meinem Transport angehängt gewesene Unterjäger Cajetan von Howark nebst meinem Corporal mit der Beschwerde, daß mehrere meiner Leute gar so schlechte Kost hätten und die Franzosen alles im Überfluß bekämen. Ich ging auf der Stelle zum dortigen Stadtschreiber, nunmehrigen Oberamtsverweser, zeigte ihm den ganzen

Vorgang bei meiner Einrückung in die Station an und beschwerte mich zugleich über die Behandlung in Hinsicht auf die schlechte Bewirtung meiner Leute und suchte um Vermittlung an, welche er mir auch auf der Stelle mit der größten Bereitwilligkeit verschaffte, von den Wirtsleuten aber die Antwort erhielt, daß sie nicht gewußt hätten, daß die kaiserlichen Soldaten Hausmannkost bekämen, und sie hatten doch schon öfters kaiserliche Soldaten im Quartier. Endlich forderte ich vom Stadtschreiber als damaligem Ortsvorsteher über das strafmäßige Betragen eines dortigen Kürschnermeisters Genugtuung, welcher sich in der letzten Station Stadt Veringen im öffentlichen Wirtshaus in Gesellschaft einiger französischer Gefangener über die Kaiserlichen zu schimpfen und die französische Nation zu erheben erfrecht hat, welches mir erst nach der Hand gemeldet wurde. Dieser Bürger wurde also gleich vorgefordert und ihm sein Handel hart vorgehalten. Er leugnete alles mit den größten Grobheiten. Ich ließ ihn aber durch den Unterjäger überzeugen, und er wurde wegen seiner schimpflich ausgestoßenen Reden zur Frelvelstrafe von drei Gulden verurteilt. Ich äußerte mich überhaupt über die Stimmung der Bürger für die Franzosen, woraus sich ihre inneren Gesinnungen erschließen lassen, und er konnte mir nicht widersprechen, da sich so viele in Friedenszeiten die meiste Zeit in Frankreich aufgehalten, folglich das französische Gift eingesogen und deswegen eine vorzügliche Neigung zu den Franzosen haben und ihre Anhänglichkeit an solche bei jeder Gelegenheit äußern.

Dieser rechtschaffen scheinende Ortsvorsteher ließ überhaupt seine guten Gesinnungen wahrnehmen und verabscheute auf der anderen Seite das gefährliche Betragen seiner Bürger, welches er durch mich erfahren mußte und doch nicht zu ahnden traute. Er bat dann vielmals um Vergebung, welches auch einige auf den Abend in mein Quartier gekommene gutgesinnte Bürger taten.

Übrigens wurde noch selbigen ganzen Nachmittag und Abend hindurch von den Bürgern und Franzosen gezecht und gelärmt, und ich hatte den anderen Morgen Mühe, diese noch meist betrunkenen Leute zusammenzubringen, welche aus mehr als 300 Quartieren zusammengesucht werden mußten und endlich wieder auf eine ziemliche Strecke Wegs von ihren guten Freunden begleitet und auf das zärtlichste beurlaubt wurden. Nun muß ich nur noch den gefährlichsten Punkt ihrer gegenseitlichen Anhänglichkeit an die französische Nation bemerken, daß sich nämlich die Bürger in Gesellschaft der Franzosen in den Wirtshäusern, wo einige meiner Leute lagen, versammelt, den Franzosen bei den Wirten, was sie wollten, zu geben anschafften, endlich mit ihnen getrunken, die verschiedenen Freiheitslieder mit ihnen gesungen, wiederum die Gläser zusammengestoßen und ausgerufen: Es lebe die Freiheit, das Nationalkonvent, die Republik, worunter sich aber der Kürschner und noch ein anderer Bürger vorzüglich auszeichneten, welches mir aber erst den anderen Tag gemeldet wurde. Überhaupt mußte ich zu meinem größten Verdruß von den württembergischen Landeseinwohnern große Neigung zu den französischen Kriegsgefangenen bemerken und alles Erdenkliche anwenden, um sie in den gehörigen Schranken zu halten, welches alles ich meinem höchlöblichen k. k. Truppendivisionskommando pflichtmäßig gehorsamst anzeigen sollte.“

Ant. von Sigowsky, Hauptmann vom Neubauerschen 3. Btl.

Da der Herzog diesen Bericht nicht mit Begeisterung aufnahm, sondern über den Vorfall „äußerst aufgebracht“ war, wird niemand wundern. Aber bevor gegen die Ebinger etwas unternommen wurde, wollte man erst den Vertreter des Herzogs in der Stadt, den damaligen Stadtschreiber Geß als Oberamtsverweser hören. Er berichtete am 8. Januar 1796: „Als die Leute hier Quartier bezogen hatten, kam der Hauptmann zu mir und beschwerte sich 1) einige Bürger hätten gerufen, man solle ihnen einen Franzosen und nicht einen Kaiserlichen ins Quartier geben; 2) Seine Leute hätten geklagt, sie bekämen allzu schlechte Kost; 3) Sein Unterjäger habe ihm hinterbracht, daß ein hiesiger Bürger, der Kürschner Streich, in Veringenstadt, wo er zum Markt gewesen, sich mit einigen französischen Kriegsgefangenen in französischer Sprache über Monarchie, Revolution und über den gegenwärtigen Krieg unterhalten und zum Vorteil der Franzosen rasonniert habe.“

Diese Beschwerdepunkte sind sehr viel bescheidener, aber auch einsichtiger als das, was der Hauptmann nachträglich in seinem Bericht zusammengetragen hat, vielleicht aus Verdruß, daß man ihn hier nicht genügend hofiert hat. Geß nimmt dann zu den Beschwerden Stellung: Der Hauptmann konnte niemanden namhaft machen, der gerufen hätte: gebt mir lieber einen Franzosen und nicht einen Kaiserlichen. Der Oberamtsverweser konnte auch keinen ermitteln. Er möchte ergänzen: Wenn dieser Wunsch geäußert worden wäre, so beweist das keine französische Gesinnung und Anhänglichkeit; die hiesigen Bürger haben im allgemeinen gewiß patriotischen Eifer für den teuersten Regenten, ihr Vaterland, dessen vortreffliche Verfassung und für das deutsche Reich. Wenn die Bürger lieber einen Franzosen als einen Kaiserlichen im Quartier haben, so liegt der Grund darin, weil die Franzosen mit Hausmannkost vorlieb nehmen, mit allem, was ihnen ein armer Bürger vorsetzt, zufrieden sind und mit Dank und anständigem Betragen empfangen, während das kaiserliche Militär mehr als ihm konventionmäßig zusteht, mit Gewalt und unter angedrohten Mißhandlungen vom Quartierhalter begehrt. Und der Zustand der französischen Kriegsgefangenen, die mehrenteils ohne Hemden, Schuhe und Strümpfe bei gegenwärtiger Jahreszeit und schlimmer Witterung ankommen, weckte das Mitleiden der hiesigen Bürger, ihrer Mitmenschen, denen es leid tun würde, wenn sie ihr Gefühl diesfalls ausdrücken müßten, den französischen Kriegsgefangenen ihre Beschwerden auf dem Marsch in etwas zu erleichtern. Ein Oberleutnant von Tosch, der am 1. Dezember einen Transport von 331 gefangenen Franzosen nach Kehl escortierte, gibt ein Beispiel eines solchen menschenfreundlichen Gefühls, indem er mit Erlaubnis des hiesigen Oberamts die hiesigen Bürger zu freiwilligen Beiträgen von alten Strümpfen und Schuhen ermunterte, diese auf eigene Kosten ausbessern ließ und unter die französischen Kriegsgefangenen verteilte.

Was die Kost betrifft, habe ich die Quartiergeber erinnert, den Soldaten konventionmäßige Kost zu reichen. Danach ist der Bürger gegen täglich 8 Kreuzer nicht weiter als Zugemüse, ein Pfund Fleisch ohne Bein, ein Maß Bier und zwei Pfund Brot zu geben verpflichtet. Der arme Mann, der weiter nichts zu geben vermag, bleibt bei der Konvention, womit aber das kaiserliche Militär nicht zufrieden ist. Der vermöglichere Bürger gibt mehr, als ihm vorgeschrieben ist, er setzt seinem Soldaten, er sei kaiserlich oder Franzose, täglich zweimal warme Speisen mit Fleisch, Brot und Bier vor und reicht ihm vor dem Ausmarsch noch ein Frühstück. Bisher waren auch die Kaiserlichen mit den Quartieren und der Kostreichung zufrieden. Ich kann den hiesigen Bürgern im geringsten nicht zur Last legen, daß französische Gesinnungen und Anhänglichkeit gegen die Franzosen unter ihnen herrsche, sondern das wird ihnen durch die benachbarten österreichischen Ortschaften aus Neid und Verhetzung angedichtet.

Der Rosenwirt Streich hat bestritten, er habe mit den Franzosen über politische Sachen gesprochen, das seien lauter indifferente Dinge gewesen. Auch der Hauptmann war hinterher damit zufrieden, daß ich ihn nicht bestraft habe.

Der hiesige Ort hat bisher bei Einquartierungen von Kaiserlichen und anderen Truppen und Fuhrleistungen seine Schuldigkeit auf das beste zu beobachten gesucht und sich nie widerspenstig gezeigt. Dagegen fallen ihm die Verwünschungen mehrerer Kaiserlicher Offiziere, daß der Ort aus den Sargen herausgebrannt werden sollte, und die Härte, welche man von dieser Seite die hiesigen Bürger und andere württembergische Untertanen fühlen läßt, umso empfindlicher.

Ich hoffe damit ins Licht gestellt zu haben, daß das Betragen der hiesigen Bürger gegen die französischen Kriegsgefangenen nicht freundschaftliche Zuneigung als vielmehr menschenfreundliches Mitleiden sei und aus nicht schädlichen Absichten entspringe, auch daß die hiesigen Bürger nicht feindseliges, widriges oder unbotmäßiges Benehmen gegen das kaiserliche Commando äußern noch jemals geäußert haben. Nur wäre ihr devotester Wunsch, daß sie vor dem ausübenden Haß und Mißhandlungen derselben geschützt werden möchten.

Der Bericht des Stadtschreibers und Oberamtsverwesers Geß hat die Befürchtungen des Herzogs zu zerstreuen vermocht. Er entschied, daß die Sache bei den eingerichteten Umständen auf sich zu beruhen habe.

Ich sagte zu Anfang, der Historiker Heinrich Scheel habe das Verdienst, den Bericht des Hauptmanns Sigowsky ans Licht gebracht zu haben. Dieser Verdienst soll bestehen bleiben. Daß er aber den ergänzenden Bericht von Geß totgeschwiegen hat, obwohl der bei dem Bericht Sigowskys liegt, zeigt, daß es sich bei Scheel nicht um einen Historiker handelt, der die Wahrheit sucht, sondern um parteipolitisch gefärbte Geschichtsschreibung, wie sie heute in Ost und West weit verbreitet ist.

Zum Schluß soll die in der Überschrift enthaltene Frage aufgegriffen werden, ob die Ebinger Jakobiner waren. Die Frage, bewußt provokatorisch gestellt, ist in dieser Form falsch gestellt und damit eigentlich unzulässig. Denn gewiß bildeten die Ebinger keine einheitliche Masse mit einer einheitlichen „inneren Gesinnung“, gab es hier wie anderwärts Gegner und Anhänger Frankreichs und der von dort ausgehenden Freiheitsbewegung. Der Oberamtsverweser Geß hat die Ebinger in Schutz genommen. Wenn er den Bürgern revolutionäre Gedanken gänzlich abgesprochen hat, so ist er damit zu weit gegangen, aber ihm

konnte nichts daran liegen, daß sich die Stuttgarter Regierung genauer mit den Ebinger Zuständen befaßte. Das Verhalten der Ebinger bei dem Transport des Oberleutnant Tosch entspricht anderen Berichten über ihre Hilfsbereitschaft. Und wahrscheinlich stand die Treue der meisten, wenn nicht aller Bürger zum württembergischen Herrscherhaus, zu Volk und Vaterland außer Frage, was aber nicht unbedingt mit Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus gleichzusetzen ist.

Aber ohne Zweifel gab es hier auch Freunde und Anhänger der französischen Revolution und der durch sie ausgelösten Freiheitsbewegung. Der Hauptmann v. Sigowsky mag ein Aufschneider sein; daß sein Bericht völlig aus der Luft gegriffen wäre, kann ich nicht glauben. Er hätte sonst kaum gewagt, überhaupt einen Bericht zu schreiben, von dem er annehmen mußte, daß er der württembergischen Regierung zur Kenntnis käme. Viele Ebinger, hauptsächlich Handelsleute, sind in den Jahren 1790/95 ins Ausland gekommen, um ihre Waren abzusetzen, nicht zuletzt nach Straßburg, und da mag mancher das „französische Gift“ eingesogen haben.

Das Zahlenverhältnis zwischen Anhängern und Gegnern der französischen Revolution abzuschätzen ist unmöglich. Der Chronist Jerg erwähnt den Vorfall gar nicht, also wird er nicht spektakulär gewesen sein. Aber Jerg erwähnt an mehreren Stellen Franzosenfreunde und „Napolioner“ unter den Bürgern. Das werden vor allem jüngere Leute gewesen sein; die älteren hielten es zumeist mit Gesetz und Ordnung. Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 213 Bu. 6219.

Geislingen suchte einst nach Gold und Mineralwasser

Von Hermann Bienert

Von Geislingen aus ist es etwa eine halbe Stunde bis zum Gewinn „Bubentenn“ in den unteren Wäldern, wo der Mildersbach sich zwischen zwei Höhenzügen hindurchschlängelt in Richtung Owingen. Annähernd 180 Jahre mögen vergangen sein, seitdem in der weißen Sandgrube, die den Fegsand lieferte, nach Gold gegraben wurde. Beim Sandgraben war man auf eine Schicht gestoßen, die „Erz“ enthielt, das glänzte und schimmerte wie Gold.

Der damalige Verwalter der Gutsherrschaft von Stauffenberg schickte eine Probe „Gold-erz“ an das Mineralogische Institut, dessen Begutachtung eine Tief- und Bergbau-Gesellschaft aus Ulm veranlaßte, daß am Fundort größere Grabungen und Bohrungen vorgenommen wurden. Ein langer Stollen wurde in Richtung Erlaheim vorgetrieben, der so tief war, daß ein Reiter auf dem Roß durchreiten konnte. So haben die Dorfältesten von ihren Groß- bzw. Urgroßeltern gehört. Ein großer Schmelzofen wurde errichtet und ein Wohnhaus für die Bergarbeiter erbaut, zu dem später noch zwei weitere Häuser kamen.

Zuversichtlich wurde gearbeitet, denn am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles. Immer wieder fand man blitzende Erze. Es wurden weitere Untersuchungen angestellt mit dem Resultat, daß das Erz wohl als „goldhaltig“ anzusprechen sei, aber bei weitem keine Goldzeigenschaft hätte. Wahrscheinlich handelte es sich um das sogenannte „Katzen-gold“. Wie erzählt wird, soll der Leiter des Bergbauunternehmens einmal ein richtiges Goldstück in den Schmelzofen geworfen haben, und mit Windeseile sei dann die Nachricht durch Geislingen und die ganze Umgebung gedrungen, man habe tatsächlich richtiges Gold gefunden. Diese „goldige“ Freude hatte aber keinen langen Bestand.

Die Täuschung wurde durch Chemiker bald aufgedeckt. Nach einigen Jahren vergeblicher Arbeit wurde der ganze Bergwerksbetrieb eingestellt. Die Häuser wurden auf Abbruch verkauft und die Steine zum Bau der beiden neuen Häuser des Schützem Jörg (Waldschütz Emil Müller) und des Suppe Jörg (Gärtner Karl, dann Josef Schlaich) verwendet. Später war die „Goldgrube“, die in den folgenden Jahrzehnten immer mehr einstürzte, ein gutes Versteck für Wilderer. Der Name „Goldgrube“ besteht heute noch, und der Eingang zu derselben ist noch festzustellen in dem einmalig

schönen Mildersbachtal, das viele Wanderfreunde anlockt.

Ebenfalls beim Mildersbach, unweit der jetzt eingefallenen „Goldgrube“, hat vor mehr als vierzig Jahren eine Bohrung nach Mineralwasser stattgefunden. Der Geislinger Wünschelrutengänger Konrad Joos, der leider im zweiten Weltkrieg sein Leben lassen mußte, konnte damals einen weiteren Wünschelrutengänger gewinnen und finanzielle Unterstützung erhalten. Mit Pickel, Schaufel und Handbohrern wurde ans Werk gegangen. Im Akkord wurden die Grabarbeiten vergeben und ausgeführt von Friedrich Schlaich, Adolf und Josef Joos (Kille J.), Hermann Krieger – der noch einzig Überlebende, der am 16. Januar 1983 seinen 80. Geburtstag feiern konnte, Paul Schmid Otto Springer und die beiden Zimmer und Pius Joos.

Zunächst stieß man auf eine torfartige Schicht. Hernach kam eine hellgelbe Steinauer, die marmorartigen Charakter hatte. Auszugsleitern führten in den fast 20 Meter tiefen Schacht hinunter. Mittels einer Seilwinde wurden Boden und Steine ans Tageslicht gefördert. Mit Schwarzpulver wurden die Sprengungen vorgenommen. Als sich die Quellen immer noch nicht zeigen wollten, wurden noch Arbeiter vom Salzbergwerk Stetten bei Haigerloch geholt, die mit ihren Bohrern auf Wasser kamen. Es wurden Wasserproben an das Chemische Landesuntersuchungsamt eingeschickt. Dort wurde festgestellt, daß das Wasser sehr eisenhaltig sei, sich aber nicht als Mineralwasser eignen würde. Über die Baugrube war eine Bretterhütte zum Abdecken gebaut worden. Eines Tages hatte einer der Bergarbeiter an ihn ein Plakat angebracht: „Besichtigung des Bergwerks – Eintritt 10 Pfennig“.

Es waren immer viele Schaulustige und Wißbegierige dorthin gekommen. Nach einer starken Schneeschmelze hatte sich einmal der Schacht stark mit Wasser angefüllt. Ein Teil der zum Sprießen der Grubenwände angebrachten Schwellen und Bretter war in die Tiefe gestürzt und hatte den ganzen Aufzug mit hinuntergerissen und begraben. Nachdem unser Wünschelrutengänger und Initiator der ganzen Aktion zum Dienst mit der Waffe gerufen worden war, wurde der Schacht wieder zugeworfen und der ganze Betrieb eingestellt. Wer weiß, ob später nicht eine tiefere Bohrung an diesem Platz vorgenommen wird und Geislingen das Attribut „Bäderstadt“ bekommt?

Die Felsenhungerblume Draba aizoides



Ein freundlicher Frühlingsverkünder auf rauhen Felsen unserer Berge ist mit seinen goldgelben Blüten das immergrüne Felsenhungerblümchen, das oft schon im März auf den Felsen des Lochensteins in dichten posterbildenden Rosetten aufblüht, wenn vielleicht noch am Fuß der Felsen Schnee liegt. Dieser kühne Bewohner der senkrecht abstürzenden Felsen findet man fast immer in Gesellschaft des Traubensteinbrechs (*Saxifraga aizoides*), des Niedrigen Habichtskrauts (*Hieracium humile*), die ebenfalls Vorzeitreste sind, die einst mehr oder weniger zusammenhängende Verbreitung hatten und deren Heimat die Alpen sind. Heute sind sie ein Schmuck unserer Felsen. Die dichte Packung der Blätter am Grund des Stengels bildet eine reichblütige Rosette, die gegen Vertrocknung bei knapp werdender Wasserversorgung schützt. Die ledrigen Blätter überwintern an sturmumwehten Felsen.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 30

31. Mai 1983

Nr. 5

Der Deutsche Ritterorden in unserem Land

Ein Beitrag zur Studienreise der Heimatkundler in den Raum Heilbronn

Der Deutsche Ritterorden, eigentlich „Orden des Hospitals St. Marien vom Deutschen Hause“, ist nach dem Templer- und dem Johanniterorden der jüngste der drei Ritterorden. Die Gründung ging aus dem zur Zeit der staufischen Kreuzzüge im Jahr 1190 vor Akkon gegründeten Hospital für verwundete und kranke Kreuzfahrer hervor, das Lübecker und Bremer Bürger gestiftet hatten. Im Jahr 1198 wurde diese Stiftung in einen Ritterorden für den Glaubenskampf umgewandelt, angelehnt an die Wirksamkeit der Templer und Johanniter im Heiligen Land.

Die Ordensritter legten das dreifache Mönchsgelübde ab (Armut, Keuschheit, Gehorsam), verpflichteten sich aber durch ein viertes Gelübde zum Kampf gegen die Ungläubigen mit dem Schwert in der Hand. Dieser kämpferische Auftrag führte zu einer ganz anderen inneren Organisation als bei den anderen mönchischen Orden, die ihre missionierende Tätigkeit auf friedliche Weise ausübten. Hier Klosterleben, der Abt oder Prior als Regulator, Autarkie, Verinnerlichung, Wirkung durch Vorbild; dort Ordensburgen oder Ritterhäuser, der Hoch- oder Deutschmeister, Handel, Macht und Gewalt, Administration und Politik. Besondere erstaunliche Kulturleistungen sind wohl bei den mönchischen als auch bei den Ritterorden zu verzeichnen.

Der Deutschorden erwarb durch Stiftungen reichen Besitz in Palästina, Griechenland, Süditalien und in Deutschland. Aber 100 Jahre nach seiner Gründung mußte er 1291 aus dem Heiligen Land weichen. Akkon war in die Hände der Türken gefallen, Jerusalem schon 1244. Der Sitz des Hochmeisters wurde nach Venedig verlegt. Schon 1226 bat Herzog Konrad von Masowien den Orden um Hilfe gegen die heidnischen Preußen. Der Landmeister Hermann von Balk begann 1230 mit der Bekämpfung und Unterwerfung des streitbaren Völkchens, die erst 1280 nach großen Widerständen und mit besonderer Hilfe deutscher Kreuzfahrer beendet werden konnte. Es entstand nun der Ordensstaat, dem Kurland, Schameiten, Livland, Pommerellen mit Dan-

zig, Estland (Reval, Narwa), Gotland und die Neumark nacheinander zugehörten. Damit hatte der Orden seine größte Ausdehnung erreicht, und er verlegte seinen Sitz schon 1309 von Venedig auf die Marienburg, die er großzügig ausbaute. Unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351-82) erreichte das Ordensland seine größte wirtschaftliche und kulturelle Blüte.

Die Widerstände und die Gegnerschaft wurden aber nicht geringer. 1386 war Litauen christlich geworden und vereinigte sich mit Polen. Damit verlor der Orden seine eigentliche Missionsaufgabe, und es entstand ihm eine überlegene Feindschaft, die schließlich zu der schweren Niederlage bei Tannenberg am 15. Juli 1410 führte. Damit war das Ende des Ordensstaates besiegelt. Obwohl die Marienburg sich bis 1457 halten konnte, wurde sie 1466 im zweiten Thorner Frieden mit anderen Teilen Westpreußens, Pommerellen, dem Culmer Land, Ermland mit Danzig und Elbing an Polen abgetreten, und der Rest des Ordenslandes mußte die polnische Oberhoheit anerkennen. Der Sitz des Ordens war nun Königsberg.

Als dann der letzte Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach im Jahr 1525 das Ordensland in ein erhebliches protestantisches Herzogtum unter polnischer Lebenshoheit verwandelte, war der Ordensstaat säkularisiert, was aber Kaiser und Papst nie anerkannten. Schon nach der Schlacht bei Tannenberg, etwa von 1420 ab, war der Deutschmeister zuständig für die binnendeutschen 12 Balleien: Thüringen, Österreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß-Schwaben-Burgund, An der Etsch (Bozen), Utrecht, Altenkiesen (bei Maastricht), Lothringen, Sachsen und Westfalen. Balleien sind größere Verwaltungseinheiten des Ordens. Und von dieser Zeit an (also um 1420) ist der Sitz des Deutschmeisters die Burg Horneck in Gundelsheim am Neckar, die Graf Conrad von Horneck schon um 1250 dem Orden schenkte und mit seinen Söhnen ihm beirat. Er war auch der erste Komtur dieser reichsten Kommende der Ballei Franken. Dazu gehörte seit 1294 Besitz in Wimpfen im Tal. Als die Bauern im Jahr 1525 die Burg unter Mithilfe von Götz von Berlichingen gründlich zerstört hatten, wurde der Sitz des Deutschmeisters nach Mergentheim verlegt, das zugleich Sitz der Ballei Franken war. Die Burg Horneck wurde bald wieder als Schloß aufgebaut, der alte Bergfried blieb erhalten. Die heutige Gestalt erhielt das Gebäude durch den barocken Umbau im Jahr 1724 in schlichten Formen. Es liegt beherrschend über einer Schlinge des Neckartales.

Auch in Neckarsulm hatte der Orden Besitz, den er 1484 durch Tausch vom Erzstift Mainz erwarb. Sein Sitz war zunächst die im Bauern-



Ordensschloß Horneck, Gundelsheim

krieg zerstörte Burg Scheuerberg, dann das heutige Stadtschloß, das der Orden weiter ausbaute. In einem der Gebäude ist heute das „Zweiradmuseum“ untergebracht. Die Burg Stocksberg am Heuchelberg wurde ebenfalls 1484 vom Orden erworben, dann auch Jagstfeld und schon 1466 die in der Nähe liegende Burg Heuchlingen. In Heilbronn zeigt man noch den Deutschhof, eine ehemalige Landkomturei. Komtureien oder Kommenden sind untere Verwaltungseinheiten des Ordens, die manchmal noch in Unterämtern aufgeteilt waren. Dieser Heilbronner Besitz ist eine Stiftung der Herren von Dürn, die aus dem Raum Walldürn stammen, aus dem Jahr 1525.

Wie reich der Orden war, kann man an dem



Ordensschloß Mergentheim

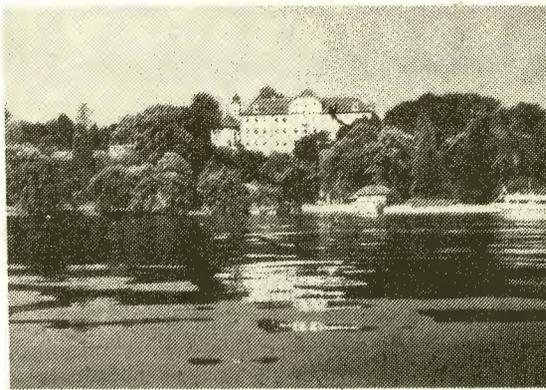


noch gut erhaltenen Ordensschloß Mergentheim erkennen. Schon 1219 kam der ganze hohenlohische Besitz in Mergentheim durch Andreas, Heinrich und Friedrich von Hohenlohe, die an einem Kreuzzug teilgenommen hatten und in den Orden eingetreten waren, an die Deutschherren, die hier eine Kommende errichteten und 1330 den Ort befestigten. 1525, als die Burg Horneck zerstört war, kam die Residenz des Deutschmeisters nach hier, und mit der Säkularisation des Ordensstaates an der Ostsee übernahm der Deutschmeister 1527 auch das Hochmeisteramt. Das Ordensschloß wurde weiter ausgebaut und im heute noch erhaltenen Renaissancestil umgestaltet (1565-74). Die jetzigen Türme, Tore, Treppenspindeln u. a. entstanden damals. Eine soziale Tat des Deutschmeisters Walter v. Kronberg war die Aufhebung der Leibeigenschaft in der Stadt schon im Jahr 1537. Im Jahr 1631 kam die Besetzung der Stadt und der Ordensburg durch die Truppen Gustav Adolfs, der seinen Feldmarschall Horn Mergentheim als erblichen Besitz überließ. Aber nach der Schlacht von Nördlingen 1634 kehrte der Deutschmeister zurück und stellte den alten Zustand wieder her. Im Jahr 1809 wurde der Orden durch Napoleon aufgehoben. Der Besitz kam an die Fürsten oft im Austausch mit Gebieten links des Rheines, ähnlich wie bei der Aufhebung der mönchischen Orden.

Zur Ballei Franken gehörte auch die Kapfenburg im Kreis Aalen, die 1364 durch die Grafen von Oettingen an den Deutschorden kam. Sie wurde später Verwaltungsmittelpunkt für die Besitzungen auf dem Härtsfeld und im oberen Jagsttal und 1384 Sitz eines Komturs. Johann Eustach v. Westernach als der bedeutendste dieser Komturen wurde nach dem Zusammenbruch des Ordensstaates an der Ostsee 1525 Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim.

Bedeutend waren auch die Besitzungen im südlichen Landesteil, die zur Ballei Elsaß-Schwaben-Burgund gehörten. Sie bestand aus 16 Komtureien, von denen wenigstens drei hier genannt werden sollen.

Da ist wohl als älteste die Komturei Beuggen am Hochrhein, oberhalb von Rheinfelden, zu nennen, die 1246 von dem kaiserlichen Burgvogt des Steins zu Rheinfelden, Ritter Ulrich von Lichtenberg, mit allem Zubehör dem Orden geschenkt wurde. 1268 haben die Deutschherren am Ufer des Rheines einen Neubau erstellt. Durch verschiedene Fehden und Inquartierungen wurde das Ordenshaus schwer beschädigt und ist dann 1755 von dem Ordensbaumeister Johann Kaspar Bagnato umgestaltet und barockisiert worden (heute Sitz der Basler Missionsgesellschaft). Er war auch 1753-55 in Obernheim tätig. Der Pfarrer war mit ihm verschwägert. Die bedeutendste und reichste Komturei im Südteil war Altshausen, eine Stiftung des Reichskämmerers Heinrich v. Bigenbourg (nordwestlich von Weingarten gelegen). Altshausen war vorher im Besitz der Grafen von Veringen-Altshausen (Hermann der Lahme im Kloster Reichenau). Zu seiner Herrschaft zählten neun Dörfer, und als Altshausen im 15. Jahrhundert Landkomturei wurde, kamen hinzu: Arnegg, Illerrieden, Ellenhofen, Achberg, Schloß Achstetten, Blumenfeld (bis 1488). Zum Besitz des Landkomturs gehörte dann noch die Komturei Neu-Hohenfels (nördlich von Sipplingen), das 1506 von den Herren von Jungingen an den Orden kam. Es wurde von beiden Bagnato im 18. Jahrhundert ausgebaut und verändert. Der Landkomtur stand im Rang eines Reichsgrafen.



Ordensschloß Mainau

In Altshausen sind noch Reste der mittelalterlichen Burg erhalten, außerdem Bauten aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Das eindrucksvollste Gebäude ist der Torbau von 1731/32, der von Johann Kaspar Bagnato neben anderen Anlagen erstellt wurde. Die Schloßkirche wurde von ihm barockisiert. Sein Sohn Franz Anton Bognato schuf das Orangeriegebäude 1770-80.

Dann ist natürlich die Mainau zu nennen. Im Jahr 1260 traten die Erben des Dienstmannschlechtes der Abtei Reichenau, die Ritter von Langenstein, als Besitzer der Insel Mainau auf. 1271 schenkte Arnold von Langenstein die Insel und Lehens- und Eigengüter auf dem Bodanrück dem Deutschen Orden, und er trat

selbst mit vier Söhnen dem Orden bei. Nun wurde das Ordensgebiet weiter ausgebaut. 1488 verkauften Albrecht, Eberhard und Caspar von Klingenberg ihre Herrschaft Blumenfeld mit Tengen-Hinterburg und mehreren Ortschaften an ihren Bruder und damaligen Komtur der Mainau, Wolfgang von Klingenberg (1477-1517). Der bedeutende Komtur Georg von Gemmingen (1584-95) erneuerte die Sebastiansbruderschaft, eine Gebets- und Wohltätigkeitsvereinigung, und griff damit eine ursprüngliche Aufgabe des Ordens wieder auf. Daneben befaßte er sich mit der Verteidigung der Insel, mit Fischereiverträgen im Überlinger See und Haus-, Tisch- und Dienstordnungen. Johann Kaspar Bagnato errichtete von 1734-39 die Schloßkirche und von 1739-46 die dreiflügelige Ehrenhofanlage des Schlosses, die auf dem höchsten Punkt der Insel mit ihren barocken Formen gut in die Landschaft passen. – Auch in Ravensburg, Freiburg, Ulm und an anderen Orten hatten die Deutschherren Niederlassungen.

Schon 1386 ging mit der Bekehrung der Litauer zum Christentum die Missionstätigkeit des Ordens zu Ende. Aber immer wieder galt es da und dort dem „Unglauben“ zu begegnen, auch in der Zeit der Gegenreformation. Dies war in der Hauptsache die Aufgabe der Ordenspriester. Die Ordensritter befaßten sich mit der Verwaltung und der Bewirtschaftung des ausgedehnten Besitzes, der von Jahr zu Jahr durch Neuerwerb und Stiftungen vergrößert wurde, bis dann mit der Säkularisation von 1803-1809 das Ende kam und die Aufteilung des Besitzes eintrat. Es sei nicht verschwiegen, daß sich manche Ordensritter und manche Kommenden in der Kranken- und Altersfürsorge einsetzten, aber das eigentliche soziale und christlich missionierende Grundmotiv des Ordens war seit 1410 nicht mehr sein Leitbild.

Auf die Neugründung des Deutschen Ordens 1834 in Österreich und nach 1945 in der Bundesrepublik soll hier nicht eingegangen werden. Quellen: E. Müller: Kleine Geschichte Württembergs; K. Weller: Württembergische Geschichte, Historische Stätten Baden-Württemberg, Burgen und Schlösser in Schwaben, Hohenloher Land, Deutsche Lande, deutsche Kunst. K. Wedler

Zur Siedlungsgeschichte des oberen Schlichemtals

von Fritz Scheerer

Am Südrand der Hochplatte des Lochenhörnle entspringt in 875 m Höhe im Quellhorizont der Weißjura-Beta-Kalke zu den Mergeln (Impressamergel) des unteren Weißjura die Schlichem und mündet in Tübingen in ein altes Haupttal, in dessen breiter, anmooriger Sohle, 500 m südlich vom Dorf, die heutige Bära ihren Ursprung hat. In Tübingen biegt die Schlichem rechtwinklig ab, fließt mit starkem Gefäll (bei Hausen Wasserfälle bildend) durch ein großartiges Hochtal der Alb. Bei Ratshausen zwängt sie sich zwischen Plettenberg und Ortenberg durch, zwischen denen das Tal 300 bis 440 m eingetieft und eine Sohle kaum vorhanden ist, und senkt sich erst vor Schömberg, nun ruhiger geworden, in den Schwarzen Jura ein.

Die Talpforte von Ratshausen weist Schuttströme auf, die vom Plettenberg und Ortenberg ins Tal herabkommen. Die mächtigen Tonmassen des oberen Braunen Jura samt den Mergeln des unteren Weißjura sind hier durch riesige Weißjuraschuttmassen fast ganz verdeckt. Durch jugendliche Unterschneidung der Hänge sind in jüngerer Zeit kleinere und größere Bergrutsche erfolgt. Zwei kleinere erfolgten in den Jahren 1744 und 1787 vom Ortenberg, 1789 ein großer bis auf die Schlichem herab. Ein Bergrutsch 1851 vom Plettenberg war noch größer an Umfang und Wirkung. Durch ihn entstanden riesige Wald- und Flurschäden. Erst am Netzenbohl über Ratshausen kam er zum Stillstand. Oben am Albrauf sind die Stellen noch offen, an denen einst die Kalkfelsen abbrachen, als unter ihrem Druck die durchfeuchteten Mergel und Tone nachgaben.

Die Siedlungsbedingungen des oberen Schlichemtales sind ziemlich ungünstig. Die

dem Ackerbau dienenden Böden, meist aus zerfetztem Braunjura bestehend, im obersten Teil tritt Weißjura hinzu, sind wenig ergiebig, denn die dem Ackerbau dienende Böden sind schwer und naßkalt. Dazu kommt ein rauhes Klima mit Frühfrösten und kalten Nebeln. Nur wo die Berge vor rauhen Winden aus Nord und Nordost schützen, ist das Klima milder. Erst bei Schömberg beginnt die Gegend mit mittelfruchtbareren Liasböden und einem sichtlich milderem Klima. Die Vorlandfläche vor dem Anstieg der Braunjuralandschaft wird von der Schlichem scharfkantig zerschnitten, die sich von der Sägmühle ab ein schmales Tal im oberen und mittleren Lias geschaffen hat. Frei liegt in der von der Schlichem geschaffenen Albpforte die Stadt Schömberg unter dem Plettenberg. Ein kegelförmiger Wächterberg, der Palmbühl, erhebt sich vor der Stufenrandbucht, der aus Opalinuston herausmodelliert ist und durch eine dicke Schotter- und Schuttplatte vor Abtragung geschützt ist. Nach seinen Felsenresten aus Weißjura ist er 1331



Altshausen, Torhaus

Barmbühl (Barm – Balm – vorgermanisch Fels) genannt.

Straßen und Wege

Der eigentliche Talboden war bis in die Merowingerzeit zwischen Tieringen und Schömberg siedlungsleer und dazu noch ausgesprochen verkehrsfeindlich. Er wurde nur von alten Wegen seitlich berührt und angeschnitten. Vom Vorland führte ein alter Weg von Balingen und Weilheim zwischen Schafberg und Lochen nach Tieringen und Unterdisgisheim, dann über die alte Steige nach Hartheim oder über Nusplingen auf die Albhochfläche und weiter gegen Süden in die Laizer Gegend zur Donau. Aus dem noch breiteren Hochtal des Mühlbachs, einem Nebenflüßchen der Unteren Bära, führte ein Weg von Deilingen beim Heidenschlößchen an den Albrand, dann am Mittelbach entlang, an der Ottilienkapelle vorbei, durch den Wald Honau, überquerte beim abgegangenen Holzheim (s. unten) die Schlichem, zog östlich am Palmbühl vorbei nach Norden. Die einzige West-Ost-Verbindung war außerhalb des Tales. Von Ehestetten stieg die Rottweiler Steige auf die Alb, führte an Meßstetten vorbei ins Bäratal bei Unterdisgisheim, weiter über Obernheim, Tanneck und die Wasserscheide bei Deilingen, über die Bergzunge des Wochenbergs und strebte Rottweil zu.

In der Nähe der Straßen bei Weilen/Deilingen heißt eine Flur Rinnen oder Krienen, was nach Hans Jänichen auf älteres Renne oder Grenne zurückgehen mag. Vermutlich war der Weg einer der vielen Rennwege, die wir auch in Mitteldeutschland auf der Wasserscheide haben. Diese Wasserscheidenwege (Name vom Abrinnen des Wassers) sind Grenzwege. „Rennen“ gehört hier zu „rinnen“ und hat hier die Bedeutung der geradlinigen Bewegung, des geradlinigen Zustrebens auf ein Ziel. Am Anfang des 18. Jahrhunderts bekam Weilen den Zusatz „unter den Rennen“, der etwa 1890 in „unter den Rinnen“ umgewandelt wurde. Im Mittelalter trug die Siedlung die Namen „bei Schömberg“ oder „unter Hohenberg“, denn das Dorf ist wahrscheinlich nach der Lage unterhalb des Rennweges benannt worden. Auch die Flur „Rinnenwasen“ in der Weilener östlichen Markungshälfte dürfte vermutlich nach dem Rennweg benannt sein. Außer diesen drei Verkehrswegen, die aber alle nur randlich angrenzen, haben aller Wahrscheinlichkeit nach keine anderen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit bestanden. Das obere Schlichemtal wird damals nur von Hirten durchquert worden sein.

-heim-Siedlungen

Die -ingen-Siedlungen haben sich im Vorland nahe an das Schlichemtal herangeschoben. Auf der Alb waren in den Hochtälern (Obere Bära) Tieringen, (Untere Bära) Wehingen und Deilingen entstanden. Von der Spai-chinger Pforte waren nach Norden Frittlingen, Denkingen, Wellendingen, Wilflingen und Schörzingen bis auf den Kleinen Neuberg vorgedrungen, denen um den römischen Kaiserstein von Norden her Erzingen, Isingen, Leidringen, Dormettingen, Dautmergen (Tut-maringen 1275) und Täbingen folgten. Zwischen die Kleine Heuberg- und Schörzinger Gruppe schoben sich nun um Schömberg, das erst 1255 als Stadt von den Zollern gegründet wurde, 5 -heim-Orte: Sonthof (heute Sonthof), Nordheim (abgegangen), Altheim (abg.), Holzheim (abg.) und Epfenheim (heute Zepfenhan).

Den Mittelpunkt bildete Sont-(Süd-)heim. Es hatte eine Martinskirche, die im liber decimationis 1275 genannt wird und ursprünglich Pfarrkirche für den ganzen Bezirk war. 1841 wurde sie abgebrochen. Als die Stadt Schömberg gegründet wurde, kamen die angeführten Markungsteile an die neue Stadt. Das Dorf sank zu einem Hof herab, der in den Quellen zu Anfang des 18. Jahrhunderts als Sonthof erscheint.

Genau nördlich von Sonthof findet sich an der heutigen Bundesstraße 27 in Richtung Neukirch der Flurnamen Northen, der seinen Namen von der einstigen Siedlung Nordheim

hat. Mit der Stadtgründung ging der Ort ein. Seine Nutzflächen kamen zum größten Teil an die Stadt, der Rest zu Neukirch.

Oberhalb des heutigen Schömberg, bei der 2. Schlichemmühle, lag der Ort Holzheim, in dem das Kloster St. Gallen 785 Güter geschenkt bekam. Ein Anselm schenkte dem Kloster „in locis et in villas Althaim et Holz-haim“ eine Anzahl Wiesen und Äcker und einen Wald „in loco dicitur Lahha“ (Richtung Weilen). Die Urkunde wurde in Schörzingen ausgestellt. 1269 sagte Walger von Bisingen den Hof Holzheim und die dabei gelegene Mühle seinem Herrn, dem Grafen Albert von Hohenberg, auf und übergab die Güter dem Kloster Kirchberg. Ein anderer Holzheimer Hof gehörte 1318 den Herren von Balingen. Einkünfte aus einem Hof zu Holzheim verließ Rudolf von Hohenberg 1331 Cunrat Schmuck, die dieser gegen eine Wiese am „Barmbüchel“ eintauschte, der ursprünglich zu Holzheim gehörte. Die Allmand zu Holzheim diente als „Viehalb“ (Viehweide). Das Dorf zahlte 2 Pfd. Steuer an die Herrschaft Hohenberg. 1327 war es noch bewohnt, 1394 waren aus Holzheim stammende Bauern in der Stadt Schömberg ansässig. Die Siedlung muß also damals noch bestanden haben. Die Felder und Wiesen wurden später der Bewaldung überlassen, soweit sie nicht von Schömberg aus bewirtschaftet wurden. An den Ort erinnert heute noch der Waldnamen „Holzinger Berg“. Aus all den Notizen ergibt sich, daß das Dorf schon 785 bestanden hat und bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts bewohnt war. Dann scheint es von der Stadt Schömberg mit dem größten Teil seiner Markung aufgesogen worden zu sein.

Bei dem 785 erwähnten Altheim dürfte es sich um die dörfliche Vorsiedlung der Stadt handeln. Die Gärten westlich der einstigen Peterskirche, etwa 300 m vor dem Westtor der Stadt, lagen im 14. Jahrhundert im „Dorf“ oder „Dörfle“. Ein Ort Altheim wird bereits 768 neben den Schenkungen zu „Digisheim“ und Hartheim erwähnt, der dann 785 und 1092 erneut erwähnt wird. Altheim muß nicht weit von Holzheim entfernt gewesen sein. Nach 1092 tritt Altheim nicht mehr auf. Es wird aber nie als „Altschömberg“ erwähnt. In ihm befand sich die Peterskirche mit dem Fronhof. Diese Pfarrkirche war ein einfacher Saalbau mit rechteckigem Chor und einer flachen Bretterdecke. Im 18. Jahrhundert hatte sie nur noch einen Dachreiter, sie wird jedoch ursprünglich einen Turm gehabt haben.

Zu den -heim-Orten gehörte auch Zepfenhan. Der Ortsnamen Zepfenhan erscheint erstmals 1275 als „Epfenham“, 1301 als Zepfenhain („Z'Epfenheim“ = Zu Epfenheim).

Nach Hans Jänichen gehörte Neukirch offensichtlich auch zu den Schömberger -heim-Orten (1120 „Nunkilcha“). Der Ort hat auch eine Peterskirche wie Schömberg. Der Name deutet auch das Verhältnis zur älteren Peterskirche in Schömberg.

Im Felde bei Schömberg (campus apud Shonberc), sehr wahrscheinlich im Anschluß an eine Burg, verließ Graf Friedrich von Zollern seinem Freund Conrad von Tierberg die Balingen Kirche. 1255 dürfte mit dem Bau der Stadt begonnen worden sein, 1268 war sie im Besitz der Grafen von Hohenberg. Als Ausstattung der Markung kamen Teile der oben genannten Wüstenmarkungen hinzu, so daß die Stadtmarkung auf 1492 ha kam.

Die -hausen-Siedlungen

Ganz anderer Art sind die -hausen-Siedlungen des Schlichemtales. Alle liegen im Braunjura und ordnen sich um den alten Herrnsitz Winzeln und den Plettenberg: Dotternhausen, Ratshausen, Kernhausen (abg.), Weiherhausen, Waltershausen (beide abg.) und Hausen a. Tann. Die Verbindung mit dem Herrnsitz Winzeln läßt darauf schließen, daß die Braunjuralandschaft des oberen Schlichemtales etwa im 7. und 8. Jahrhundert besiedelt worden ist. Im 11. Jahrhundert sind die Herren von Winzeln bezeugt, bei denen der Vornamen Landold beliebt ist, und längere Zeit eine Herrschaft Winzeln gebildet haben, zu der die oben genannten Siedlungen gehörten. Die Waldhöfe Weiherhausen und Waltershausen

waren kleine Weiler, die im 15. Jahrhundert eingingen. Als nach 1530 Peter Scher von Schwarzenberg nach Hausen kam, verlebte er die wüsten Ländereien seinem Rittergut Oberhausen ein. Ihre Fluren konnten jedoch, da sie zu entfernt lagen, nicht von Oberhausen aus bewirtschaftet werden. So wurden dann an ihren Stellen zu Ende des 16. Jahrhunderts die beiden herrschaftlichen Waldhöfe erbaut. Große Teile ihrer Fluren sind im 19. und 20. Jahrhundert aufgeforstet worden. Das Backhäuschen des oberen Waldhofes bestand bis in die jüngste Zeit. Der Hof ging 1912 ab. Grundgemäuer seiner Gebäude sind bei dem abgelaassenen Weiher noch zu erkennen. Der untere Waldhof ging schon nach 1800 ein.

Von den oben genannten -hausen-Siedlungen bestehen heute nur noch Ratshausen und Hausen a. Tann. Ratshausen wird aber erst 1371 urkundlich erwähnt als Raulshusen, während das innerhalb seiner heutigen Markung liegende Kernhausen schon 1258 als Kerenhusen genannt ist. Es lag um den „Alten Hof“ zwischen Kirchhügel und Schlichem und hatte eine Kirche, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts auch von den Ratshausern benutzt wurde. Das Kloster Offenhausen, in dessen Besitz Kernhausen von den Herren von Lupfen übergegangen war, ließ um 1300 den Ort bis auf den Klosterhof eingehen, der dann um 1380 auch verschwand. Nur die Kirche und das Kaplaneihaus blieben bis um 1810 bestehen. Die Einwohner sind wohl zum größten Teil nach Ratshausen übersiedelt. Weiteres zur Geschichte der beiden Siedlungen siehe Kreisbeschreibung Band II S. 660-668.

An der Einmündung des Waldhausbaches in die Schlichem liegt Hausen a. Tann und wird von seiner Kirche überragt. Der Ortsnamen tritt 1253 als Husen auf, später wird der Ort „Husen ob Lochen“ und als „Häsen under Lochen“ erwähnt. Er bestand um 1530 nur aus drei Höfen und drei Seldnerhäuschen. Erst durch Neuansiedlung wuchs Hausen zu einem größeren Ort heran, der 1630 mit den oben genannten Höfen 27 Herdstellen (= Räuhe) zählte. Die niederadeligen Herren des Orts führten den Beinamen „die Ungeschaffenen“ und hatten ein Wappen mit drei Tannenzapfen im Schild. Ihr Sitz dürfte ursprünglich bei der Kirche zu suchen sein. Im Hochmittelalter erbauten sie eine Höhenburg auf dem „Burzel“. An ihre Burg erinnert heute noch außer dem Namen Burzel (wahrscheinlich verstümmeltes Burgstall) auch der Flurnamen „Jennenburg“ (jenseits der Burg). Nach dem Verfall der Höhenburg zogen sich die „Ungeschaffenen“ wieder in den Ort zurück.

Im Hochmittelalter wurde auf dem Schwammstotzen aus Weißjura-Beta-Kalk zum Schutz des Herrenhofes Winzeln die Burg Wenzelstein erbaut. Wie die weiblichen Namen Lochen und Plaikten (Plettenberg) vordeutscher Herkunft sind, dürfte auch der Name Winzeln, 1050 Winzilun (Mehrzahl) und 1084 Winzila (Einzahl) vordeutscher Herkunft sein. Noch vor 1300 löste sich die Herrschaft Winzeln auf. Der Hof gehörte 1253 dem Kloster Beuron, dem auch Tieringen, Hossingen, Meßstetten und Böttingen gehörten. Nach 1422 war er dann in anderen Händen (Hans Scherzinger, Arnold Böcklin, Bubenhofen, Späth von Zwiefalten, ab 1530 Peter Scher von Schwarzenberg).

Das obere Schlichemtal hat also eine bewegte Siedlungsgeschichte hinter sich. In vorge-schichtlicher Zeit wurde seine Braunjuralandschaft gemieden, während das Vorland schon Siedlungsplätze der Jungsteinzeit aufweisen kann („Neidlinger“ bei Schömberg, „Eisenloch“ bei Dormettingen usw.). Höhengiedlungen der Jungsteinzeit finden sich auf dem Plettenberg und der Lochen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Der Streit um den „Tannwald“ bei Schömberg/Ratshausen

von Gerold Riede

Über Jahrhunderte hat sich durch mündliche Überlieferung die Sage vom „Schömberger Tann“, dem sogenannten „Rosenkranzwald“, im Gedächtnis der Bevölkerung erhalten. Dieser Überlieferung zufolge soll der auf Ratshausener Gemarkung liegende „Schömberger Tann“ in früherer Zeit von adeligen Fräulein der Gemeinde Ratshausen als Schenkung angeboten worden sein mit der gleichzeitigen Verpflichtung: Auf ewige Zeiten, jeden Sonntag einen Rosenkranz für das Seelenheil der Stifterinnen zu beten. Dies sollen die Ratshausener aber nicht eingegangen sein. Deswegen sei das Angebot an die Stadt Schömberg ergangen, welche sich dazu bereit erklärte und laut Sage dafür diesen Wald erhielt (38 ha).

Über den Besitz und Nutzung dieses Waldgebietes „Tann“ hat es früher immer wieder Unstimmigkeiten und Streit gegeben. Das Schultheißenamt Ratshausen schrieb deswegen am 18.3.1836 an das Königliche Hochlöblich Württbg. Oberamt in Spaichingen: „Auf den K. Oberamtlichen Erlaß v.12.D.M.No. 894, übersenden wir den Vertrags-Brief v. 23. Juno 1598 über die Abtheilung des früher in gemeinschaftlichen Besitz des Ratshausener und Schömberger Tann Walds, nebst weitreten Beilagen, wovon die vom 25. Sept. 1776 über den Waldstreit mit der Gemeinde Obernheim etwas Aufschluß gibt, weil nach dem obbemelten Vertragsbrief die Schömberger verbunden wären, unsere an die Gemeinde Obernheim verlorenen 3 Jauchert Waldung wieder helfen zu ersetzen.“

Eine Widmungs-Urkunde des Fräulein von Bach kann hier nicht vorgefunden werden u. es finden sich überhaupt keine weiteren Akten in hiesiger Registratur mehr vor, welche über den fraglichen Wald Aufschluß geben“. den 17. Merz Hochachtungsvoll Schultheiß Koch, G. Pfleger Blepp Gemeinderath, Dannecker, Staiger Haller, Staiger.

Aus diesem Schreiben ist ersichtlich, daß schon vor ca. 150 Jahren keine Kenntnis mehr und auch keine Unterlage betreffs der „sagenhaften“ Stifterin vorhanden war. In der von Stadtschultheiß und Ratschreiber Reinhardt von Schömberg, beglaubigten Copia, welche auf dem Rathaus in Ratshausen verwahrt liegt, des an das Oberamt gesandten Vertragsbriefs heißt es unter anderem: „Einen gemeinen (gemeinsamen) Wald der than genannt“. Sinngemäß geht daraus hervor: Der gesamte, seit jeher in gemeinsamen Besitz und Nutzung der beiden Gemeinden Ratshausen und Schömberg befindliche Tannwald, werde von beiden Seiten rücksichtslos ausgebeutet und nicht mehr genügend verjüngt, um auch für die Zukunft einen ausreichenden Ertrag zu gewährleisten. Die beiden Eigentümer vereinbarten daher, den gemeinsamen Waldbesitz im „Tann“ in Zukunft besser zu schonen, um die forstwirtschaftliche Nutzung auch für später sicherzustellen.

Anscheinend hielt sich keine der beiden Parteien an ihre Abmachung, und „holzten“ munter weiter ab. Dies nahm immer größere Ausmaße an, sodaß kaum mehr der notwendige Brennholzbedarf gedeckt werden konnte. Wie bei den meisten gemeinsamen Besitzungen mit mehreren Eigentümern, ging es auch hier, daß jeder so viel Nutzen wie möglich herauszog und doch selber nichts investieren wollte. Es könnte durchaus sein, daß die Ratshausener infolge ihres kürzeren Anfahrtswegs im Vorteil waren.

Am 11.9.1578 kamen auf Ersuchen die „Edlen, Ehr Vöst und Fürnemmen Herren Statthalter und Ambtleithe, auch Obervogt und Keller der untern und oberen Herrschaft Hohenberg“ zu einer Vergleichsverhandlung zusammen. Doch auch diese Abmachung fruchtete nicht viel, bis letztlich ein paar Einsichtige sahen, daß es so auf die Dauer nicht mehr weitergehen konnte. Die beiden Kommunen Schömberg und Ratshausen einigten sich daher gütlich und freiwillig, den gemeinsamen Waldbesitz im Tann, zu zwei gleichen Flächen unter sich aufzuteilen.

Bevollmächtigte für Schömberg waren: Hans Lippus Bürgermeister, Conradt Geiger,

Baumeister, Tittrich Geiger, Georg Riedlinger, Michel Mokher, Georg Mager, Oßwaldt Bernhardt und Michael Riedlinger, Miller. Als Bevollmächtigte von Ratshausen waren zugegen: Hanß Schwenkh Dorfvogt, Balhas Sautter, Martin Lippus, Martin Koch, Hanß Doßer (Dauser), Hanß Danekher, Hanß Sautter Bieblin, Jung Hanß Reiner, Beschle (Sebastian) Steiner und Martin Zimmermann.

In diesem am 23.6.1598 ratifizierten Vertrag heißt es: „Von dem Graben unterm Ußeren Gaißbühl in oberen Bindt, denselben Graben gestrakhs (geradewegs) durch den Tobel nach uffhin alß biß in oberhaimer Bahn, soviel und weit sich der ußßer Thail thanns betrifft, haben Sie von Schemberg Jhnen zu Jhrem Theil erküßt (erkürt), und benendt, Jhnen auch von denen zu Radolzhauß zu gelassen worden“. D.h. sinngemäß: daß die Stadt Schömberg die östliche Hälfte und Ratshausen den westlichen Teil der an ihre Felder angrenzt, erhalten sollen.

Außerdem wurde vertraglich geregelt, daß die Schömberger jährlich von Martini an bis Mathiae Apostel, und im Sommer zu bequemer Zeit des Jahres, 3 Wochen zu verschiedenen Zeiten, ein Überfahrtsrecht über den Ratshausener Teil erhalten, wie es ihnen schon in den beiden früheren Verträgen von 1549 und 1578 zugestanden worden war, sie jedoch zur Unterhaltung der Wege und Brücken jährlich „10 Stämmlein rohes Brugkholz (Brückenholz)“ an die Ratshausener schuldig sind, jeder Stamm „2 oder 3 Flekling lang“. Auch sollten die Schömberger dies 3 Wochen zuvor in Ratshausen anmelden und nur bei günstigem Wetter fahren, um keinen Schaden an Wegen, Wald und Feld anzurichten. Ferner wurde den Schömbergern Abgaben- und Steuerfreiheit zugestanden.

Letzlich verpflichteten sich die beiden Vertragsparteien, bei Streitigmachung einer ihrer Waldteile durch Dritte, sich gegenseitig beizustehen und einander zu unterstützen. Dieser Vertragspassus geht sogar so weit, daß er besagt: Sollte eine Vertragsgemeinde einen Teil ihres Tannwaldes verlustig werden, der andere Vertragspartner verpflichtet sei, diesen von ihrem eigenen Waldteil ihm zu ersetzen (1598). In der Abschrift eines weiteren Schreibens an das Königliche Oberamt in Spaichingen heißt es dann: „Vor ungefähr etlich und zwanzig Jahren“ (etwa um 1750) meldete die Gemeinde Obernheim 6 Jauchert, daß nun in Ratshausens Besitz gelangte Hälfte des Tannwaldes, als ihr Eigentum an. Diesen Anspruch begründeten sie aufgrund ihrer Markungsbeschreibung und Lagerbücher. Ratshausen erkannte diese Forderung natürlich nicht an, konnte aber keine Dokumente vorlegen, da ihr Vertrags-Exemplar nicht aufzufinden war. Mit dem Vertragsbrief von 1598 wäre das legitime Eigentumsrecht der Gemeinde Ratshausen eindeutig nachzuweisen gewesen.

Die Schömberger jedoch hüllten sich in Schweigen, anstatt ihr Vertrags-Exemplar vorzulegen, um die Sache zu klären. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser Vertrag schon Jahrzehnte zuvor verloren ging, sonst hätten die Ratshausener jene Klausel gekannt, nach der sie die Schömberger um Beistand bitten konnten.

Deswegen haben nun die Orte Ratshausen und Obernheim (etwa um 1770 ihre Beamten an den Ort des Streites berufen (daher rührt

sehr wahrscheinlich der Waldname Streitwald). Als Vermittler kamen diesmal Herr Wenterisch, Keller oder Rentmayster zu Spaichingen, samt Herrschaftlichem Jäger von Deilingen, und der gestrenge Herr Amtmann Giegler von Werenwag. Außerdem waren anwesend die Ortsvögte und Ausschüße der Gemeinden, um den Streit zu schlichten. Es konnte aber wiederum keine Einigung erzielt werden, da Ratshausen sein rechtmäßiges Eigentum nicht aufgeben wollte und Obernheim seinen Besitzanspruch aufrecht erhielt.

Dieser Zwist schwelte nun weitere 4-5 Jahre dahin. Auf einen erneuten Anruf der „Herrschaft“, entschloß sich der Obervogt von Bach, und Amtmann (von Werenwag) bei einem weiteren Lokaltermin am 25.9.1776 diesen Konflikt ein für allemal zu beenden. Er ordnete einen Vergleich an, in dem er den Obernheimern „3 Stugk“ zu, und den Ratshausenern „3 Stugk Waltung“ absprach. „Welches die Gemeindt Ratshausen hat gefallen laßen mießen, aus abgang der Schriften wehrenter Streithzeith“.

Inzwischen hatten die Ratshausener im Jahr 1839 ihren Vertrags-Brief wieder aufgefunden. Sie wandten sich nun an Schömberg, damit diese ihnen die an Obernheim verlorenen 3 Jauchert Wald wieder helfen zu bekommen, oder von ihrem Teil zu ersetzen, wie sie es laut Teilungsvertrag von 1598 verpflichtet waren, weil sie ihnen im Streit mit Obernheim nicht beigestanden, obwohl sie von der Sache wußten. Jene wiederum lehnten dieses Ansinnen mit der Begründung ab, sie wären Ratshausen schon beigestanden, wenn sie darum angegangen worden wären. Zuletzt verlief dann alles im Sand. Die Gemeinde Ratshausen hat durch die damalige Unachtsamkeit mit Schriftstücken, sowie der „edlen“ Haltung ihres Vertragspartners der Stadt Schömberg, 3 Jauchert rechtmäßiges Eigentum, an Obernheim abtreten müssen. Die Jahrzehntelangen kleineren Quirelen zwischen Ratshausen und Schömberg betreffs Wandwegschäden, weil die früher vereinbarten Abfahrzeiten bei nur guter Witterung, nicht mehr eingehalten wurden, fanden erst ein Ende, als die Stadt Schömberg nach dem II. Weltkrieg einen eigenen Fahrweg in Richtung „Oberheimer Strässle“, zwischen Hausen a.T. und Obernheim anlegte. Somit bestand keine Notwendigkeit mehr, bei der Holzabfuhr über Ratshausens Gemarkung zu fahren.

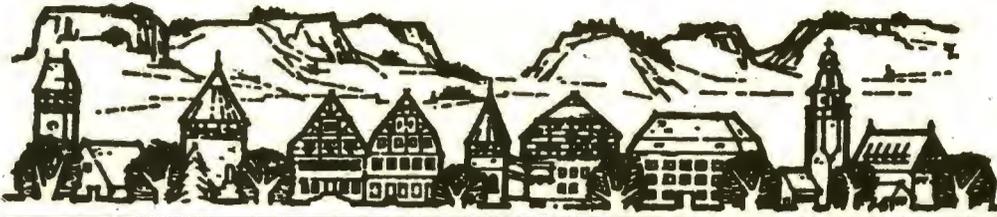
Die Doldige Wucherblume *Chrysanthemum corymbosum*



Eine nahe Verwandte unserer meist einköpfigen Wiesen-Wucherblume (Margariten), dem Großen Gänseblümchen, ist die ebensträußige Doldige Wucherblume, die im Gegensatz zum „Maßlieb“, zur Gewöhnlichen Wucherblume, ästige, vielköpfige Stengel besitzt. In lichten Wäldern und Gebüsch, auf Felsen ist sie im Gebiet der Steppenheide (Schaffberg, Blasenberg, Zellerhorn usw.) verbreitet und kann Höhen bis über einen Meter erreichen. Sie besitzt längliche, elliptische Blätter mit spitzen Zipfeln.

Fritz Scheerer

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 30

30. Juni 1983

Nr. 6

Die Landschaft unserer Kuppenalb

Von Fritz Scheerer

Das unruhige, vielgestaltige Hügelland unserer Kuppenalb mit seinen losgelösten Einzelhügeln beginnt bei Obernheim, springt über Geyerbad nach Norden zur Lochen, überquert das Eyachtal zum Heersberg, bildet zwischen Margrethausen und Truchteltingen über der Weißjurabetaschicht eine deutliche Stufe (Ochsenberg, Wildentierberg, Braunhardtberg), springt jenseits des Talgangs zum Raichberg im Hohenzollerngraben vor, weicht im Starzeltal zurück, hat in dem Heufeld bei Ringingen/Salmendingen den schöngeformten Kornbühl mit der Salmendinger Kapelle (886 m NN, s. Bild) weit vorgeschoben.

An die Kuppenalb schließt sich im Süden die felderreiche und daher dörferreiche, ausgeglichene, flachwellige Platte der Flächenalb an, die im Jungtertiär (Unter- und Mittelmiozän) eingeebnet wurde. Die Grenze bildet das „Kliff“, die Küstenlinie des einstigen Molassemeeres. Diese verläuft von Schwenningen (auf der Hardt) über Unter-Glashütte, Stetten am kalten Markt, Frohnstetten, „Fachberg“ bei Winterlingen, Harthausen (Scher), Neufra (dringt also an der Lauchert weit nach Norden vor), südlich Bronnen, nördlich Harthausen (Feldhausen) und Wilsingen und dann weiter nach Nordosten.

Diese Grenze wurde vor rund 20 Millionen Jahren, als ein Meer aus dem Alpenvorland weit auf die Alb vorstieß, im Tertiär, vorgezeichnet. Das Gehen und Kommen des Meeres war aber nur möglich, wenn die Erdkruste nicht starr und unbeweglich war, sich heben und senken konnte. Für eine Hebung unseres Gebiets haben wir sogar genaue Werte, denn die Küstenlinie war doch damals der Meeresspiegel (0 m NN). Heuer aber liegt sie bei Winterlingen 770–780 m, bei Harthausen (Scher) 760 m, bei Neufra 750 m, auf der Ulmer Alb 600 m hoch. Um mindestens diese Beträge muß sich also unsere Heimat in den 20 Millionen Jahren gehoben haben. Das sind gewaltige Beträge. Verteilen wir sie aber auf die lange Zeit, so sind es nur 3,8 mm im Jahrhundert. Die Schichten senken sich nach Südosten. So liegen die Wohlgeschichteten Kalke im Plettenbergsteinbruch bis in 1000 m Höhe, dagegen im Donautal bei Beuron nur noch in einer Höhe von rund 700 m (etwa 2,5% Gefäll).

Durch die tiefgegrabenen Täler der Bära (Untere und Obere, Gosheimer und Tieringer Bära), die Schmiecha und durch Fehla/Lauchert wird das ausgedehnte Hügelland in Blöcke aufgeteilt. Im Westen liegt die Obernheimer Platte im Winkel zwischen den beiden Bäratalern, der zwischen Bära und Schmiecha die Hardt mit dem Truppenübungsplatz Heuberg folgt und der sich links der Schmiecha die Bitzer Hochplatte anschließt.

Von Nordwesten nach Südosten folgen aufeinander im Schichtenfallen die Delta-Kuppenalb, die Massenkalk-Kuppenalb und die Zeta-Schüsseln (bei Bitz). Das aufbauende Gestein sind überall Kalke, die aber verschieden hart und teilweise verschwammt und daher verschieden widerstandsfähig sind. Vor dem Stufenrand der **Delta-Kuppenalb** finden sich oft wahre, 50 m hohe Kegelberge als Zeugenberge. So erheben sich auf der Obernheimer Platte als prächtige waldfreie Bühle „Hessenbühl“, „Riederburg“, „Burgbühl“, „Schafbühl“, „Berg“. Einwärts dieser „Auslieger“ erheben sich in mehr verschwamnten Kalken „Heimbuch“ (975 m), „Buchhalden“ (998 m), der felsengegürtete „Baienberg“ (975 m) westlich Hossingen, die 70 m hohe „Burg“ bei Tailfingen (975 m). Richtige Hügelreihen bil-

den Wildentierberg, Wachtfels, Ochsenberg östlich Margrethausen. Ähnlich ist es bei Salmendingen. Hinter dem Stufenrand folgt ein flachgeböschtes Hügelland mit breiten Talmulden. Buckel aller Größen und Höhen folgen, so der Bitzer Berg über der Bitzer Steige bei Ebingen und die steil geböschte Hüttenkirch im Degerfeld.

Das Bezeichnende der Deltalandschaft sind die breiten Talwannen, die sich oft zu großen Mulden verbreitern. Sie bilden 10–15 m tiefe Einmündungen in den lehmefüllten Talungen. Eine der größten reicht bei Truchteltingen vom Niemannsbohl bis zum Siechenbühl, ist 3 km lang, 150–1000 m breit und in den tiefsten Senken 865,8 m rund 11 m tiefer als die Überlaufrinne des Trockentals. Sie umfaßt rund 2 km². Eine große Wanne findet sich auch am Rande der Hardtplatte bei Meßstetten (Eichhalderhof). Rund 1 km lang und bis 15 m eingetieft ist der „Lange Stein“ beim Blaunosenbühl (890 m).

Die Wannen haben ein besonderes Klima. Denn bei starker nächtlicher Abkühlung werden sie im Sommer zu Kaltseen. In ihnen sammelt sich die kalte Luft der Umgebung und kann dann nicht mehr seitlich abfließen, so daß sich im Hochsommer Reif bilden kann.

Die Wannen würden, wenn der Untergrund undurchlässig wäre, kleine Seen bilden. Doch

wird dies verhindert durch die zahlreichen Erdfälle (Dolinen) und Schlucklöcher, denn in der Kuppenalb herrscht überall der tiefe Karst, bei dem heute eine oberflächliche Entwässerung nur in den wenigen Haupttälern erfolgt.

Verkarstung der Kuppenalb (s. Blockbild)

Das einsickernde Wasser ist mit Hilfe seiner Kohlensäure imstande, Kalk aufzulösen. Es entstehen Spältchen und Spalten. Im Laufe der Zeit werden die Wasserwege immer mehr ausgeweitet, so daß sie zu richtigen Höhlen werden, wie einstens in der Heidensteinhöhle oder im Hüttenkirch, in der sagemuwobenen Linkenboldshöhle (22 m lang).

Die Niederschläge sammeln sich in der Tiefe in einem Karstwasserspiegel auf undurchlässigen Schichten, der in Form von Sohlenquellen austritt, wie an der Schmiecha bei Ehestetten.

Wo das Dach einer Höhle einbricht, entsteht an der Erdoberfläche eine Einsenkung, ein Trichter, Erdfall oder Doline genannt. Besonders reich an Dolinen ist das Degerfeld, wo viel große Trichter durch Einbruch entstanden sind. Bei Regengüssen und bei Schneeschmelze schlucken sie viel Wasser. Wo Dolinen in einem Tal einbrechen, verursachen sie die Versickerung des ganzen Wasserlaufs. Das talab gelegene Stück wird trocken, der Bach versickert. Das Tal wird zu einem **Trockental**. Dolinen, Spalten und Klüfte entführen das Wasser in die Tiefe, wo es in einem unterirdischen Gewässernetz der nächsten Quelle zufließt. Die vollständige Verkarstung ließ keine oberirdische Entwässerung mehr übrig und bewirkte, daß das weitverzweigte, zur Donau gerichtete Talnetz trocken fiel. Es blieb nur in seinen alten flachen Formen erhalten: Seetal, Stettener Tal, Mauertal. Das ursprünglich durchgehende Gefäll der Täler kann durch Einbrüche unter der alten Talsohle und durch Ausräumung zu tieferen Abflußstellen gestört werden. So entstanden auf dem Degerfeld, das



Kornbühl

einst durch das Tieftal zur Schmiecha entwässert wurde, eine ganze Reihe abflußloser **Wannen**, sogenannte Karstwannen (s. oben).

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Besonders stark verkarstet sind die Massenkalken, die Felsenkalken des oberen Weißjura. Hier bestimmen die Lösungsgebilde des Karstes – die Wannen, Karstkuppen und freistehende Felsen – die Formenwelt. Eine oberflächliche Entwässerung erfolgt nur in den Haupttälern, der Bära, Schmiecha, Fehla/Lauchert. Alle Niederschläge sammeln sich in der Tiefe in einem Karstwasserspiegel und treten in den Haupttälern als starke Quellen aus (Ehestetten, Hermentingen, Großschmiedeburgen usw.). Diese werden dann für die Wasserversorgung genützt.

Es stellt sich noch die Frage nach dem Verbleib des Kalkes, an dessen Stelle die Karst-Hohlräume getreten sind. Ein Teil des Kalkes wird durch die Flüsse talab geführt, der andere Teil wird schon an dem Austritt der Quelle oder bald danach ausgefällt. Angeregt wird das u.a. durch die Erwärmung des bergkalten Wassers, durch Verdunstung oder Druckentlastung. So kommt es zu Ausscheidungen von Kalk-Sinter, Tuffkalk, wie im Bäralatal (Ensisheim usw.). Verkarstung bedeutet demnach Kalklösung ebenso wie -abscheidung, Abbau und Aufbau zugleich. Das von der Decke einer Höhle tropfende Wasser scheidet Kalk ab. So wachsen von der Decke langsam die Deckentropfsteine (Stalaktiten) nach unten, vom Boden, wo das abtropfende Wasser verdunstet, Bodentropfsteine (Stalagmiten) nach oben. Beide können schließlich zu Tropfsteinsäulen zusammenwachsen (Linkenboldhöhle, Bärenhöhle usw.).

Wegen der tiefgründigen Böden sind die Talungen Wiesenland und wurden früher auch teilweise als Ackerland genutzt. Vor 3 000 bis 4 000 Jahren, in der Bronzezeit, war das Degerfeld dicht besiedelt. Der Name Degerfeld (Tegerfeld = großes Feld) erinnert noch an die einstige Nutzung. Auch die zahlreichen Hügelgräber in den Wannen weisen auf frühere Besiedlung hin. Die Höhen gehören heute dem Buchenwald.

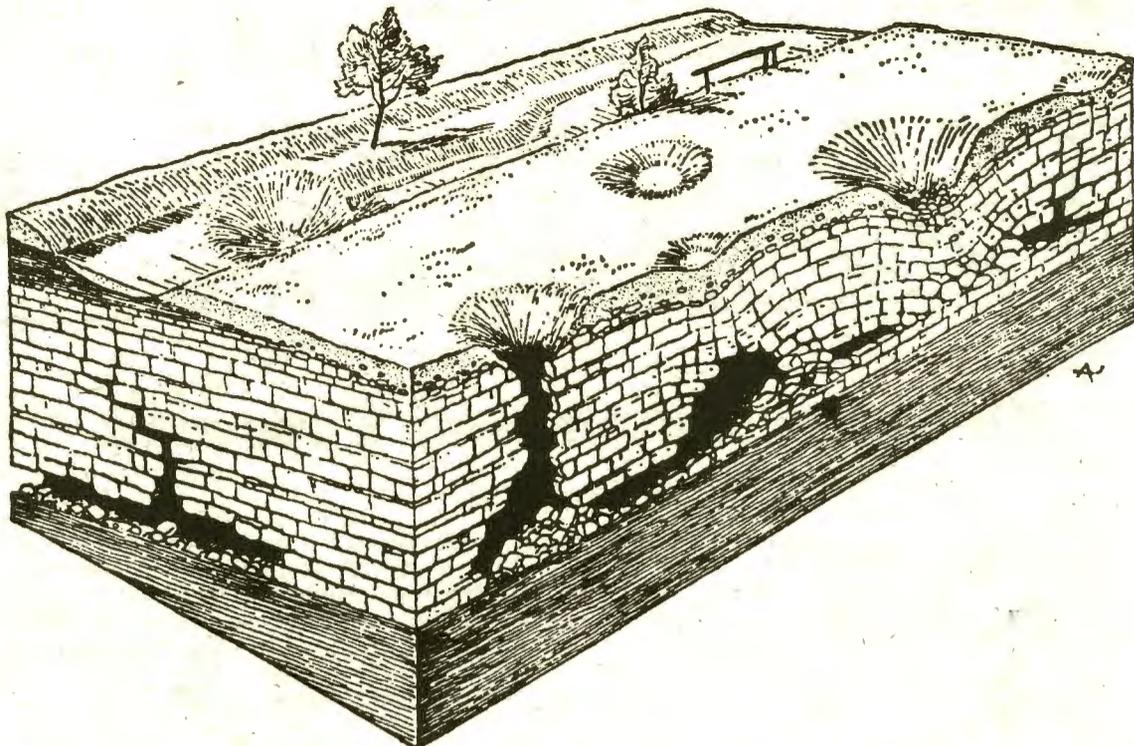
Die Kuppenalb der Massenkalken

Der vordere Rand der aufgelösten Massenkalkstufe erreicht fast 1 000 m. Auf der Oberheimer Platte gehören hierher der mächtige Staufenberg (955 m, Name von der Form = umgestülpter Becher), bei Heidenstadt Kemele (944 m), bei Hartheim Sträubeleswald (956 m), bei Meßstetten Kählesbühl (973 m); ein Vorberg ist der Weichenwang mit seinen 988,5 m. Jenseits des Schmiechatales setzt sich der Rand fort in Schmelboch und Öschlesfels, umrahmt das Degerfeld im Osten und Norden und stößt im Zollerngraben weit nach Norden bis zum Bernloch und Storren vor. Über Hermannsdorf führt er hinter dem Starzelausraum im Osten von Burladingen weiter.

Die Haupttäler der Massenkalken sind im Gegensatz zur Delta-Kuppenalb tief eingegrabene Kastentäler mit bewaldeten, steilen Hängen und geräumigen, manchmal kilometerlangen Wannen und zahlreichen Erdfällen. Wasserlose Talrinnen sind das Schwankemer Tal bei den Hardthöfen, die Täler bei Hartheim, das Schwenniger Tal, das Seetal, das Pfaffenal, das Mauertal bei Frohnstetten, jenseits des Schmiechatales das Tiefe Tal, das Roßbergtal, das Bitzer Tal und das Harthäuser Tal. Das wasserführende Schmiechatal hat sich ab Straßberg über 100 m tiefer eingegraben als die oben genannten Trockentäler.

Zwischen den Tälern erheben sich rundliche Kuppen und Höhenrücken, die nach Südosten an Höhe abnehmen. Stattliche Hügel wechseln mit kleinen felsigen Warzen (sehr ausgeprägt bei Hartheim). Meist sind sie umgeben von abflußlosen Wannen und Senken. Wenn die heraufgreifenden Täler Wasser führen würden, so würden sie in einem Wasserfall in das Haupttal stürzen, da sie ein Stockwerk höher liegen als die Haupttäler. In ihren versteckten Felsenwinkeln, ihren stillen Waldwiesen offenbart sich die herbe Schönheit der Alb.

Im Mündungswinkel der beiden Bära bei Nusplingen befinden sich auf der Höhe beim



Blockbild eines Karstgebietes: Trockental, Dolinen und Höhlen im Kalkstein über undurchlässiger Unterlage (nach Georg Wagner).

einstigen Mauchhof Senken, die von einem Kranz von Massenkalkkuppen umrahmt sind, die „Zetaschüsseln“. Großräumiger sind diese Vorkommen bei Bitz, Freudenweiler und Hermannslust, wo die Schüsseln durch das Harthäuser Tal in zwei Teile zerlegt wird. Diese liegen innerhalb der tektonischen Störungzone des Hohenzollerngrabens. Im Graben konnten sich Plattenkalk und Zementmergel erhalten, die infolge der guten, milden Böden und der sanfteren Böschung günstige Siedlungsbedingungen ergeben. Es entstanden so innerhalb der bewaldeten Kuppenalb Rodungsinseln, in die sich spätestens im 7. Jahrhundert alamannische Siedler niedergelassen haben (Bitze von bitziume = eingezäuntes Landstück).

Die Entwässerung hat hier weite Talformen geschaffen (Weitung der „Schlichte“). In einem großen Bogen um diese „Schüssel“ sind

die Schwammstotzen freigelegt. Die Höhen sind in den Massenkalken geformte Kuppen, wie Bocksberg (928 m), Riedbühl, Kitzesberg usw., die Wald tragen.

Die Kuppenalb ist die Landschaft der weiten Horizonte. Hier spannt sich der Himmel höher und weiter. Durch die Höhenlage (Randhöhen noch rund 1 000 m) ist zwar das Klima rauher als im Vorland der Alb. Dafür kann an sichtigen Tagen die ferne lichte Kette der Alpen geschaut werden (Bitz, Raichberg, Weichenwang usw.). Hier kann die Alpenkette im schimmernden Glanz der Firnfelder von der Zugspitze bis zum Berner Oberland nicht nur in kühnen Umrißformen der einzelnen Gipfel und Kämme gesehen werden, sondern auch die Schluchten und Schrüde sind durch tiefe Schatten ausgeprägt. Es bietet sich ein Bild von märchenhaftem Zauber, das kaum übertroufen werden kann.

Naturschutz in Albstadt

Der Weg zu dem Landschaftsschutzgebiet Albstadt/Bitz und den neuen Naturschutzgebieten

Die Antwort auf die Frage: Was ist im Raum Albstadt wirklich schützenswert? machte sich im Jahr 1977 die Bezirksgruppe Albstadt des Bundes Naturschutz Alb-Neckar e. V. Reutlingen, nicht leicht. In ihrer Stellungnahme zum „Stadtentwicklungsplan und Flächennutzungsplan der Stadt Albstadt“, regte sie noch im selben Jahr an, anstelle der zahlreichen Landschaftsschutzgebiete ein Landschaftsschutzgebiet Albstadt/Bitz zu verordnen, das den ganzen Bereich des Stadtgebiets Albstadt umfaßt mit Ausnahme der Siedlungsräume unter Berücksichtigung langfristiger Siedlungsentwicklung. Durch die Zusammenfassung großräumiger Landschaftsbereiche wird der Schutzwert insoweit erhöht, als die Vielfalt, Eigenart und Schönheit der Landschaft bewahrt wird.

Es erfüllt den Bund Naturschutz Alb-Neckar mit Freude, daß die Stadt Albstadt mit Herrn Oberbürgermeister Hans Pfarr an der Spitze sowie die Gemeinde Bitz und die untere Naturschutzbehörde dem Antrag des Bundes Naturschutz weitgehend gefolgt sind und dem vorgeschlagenen Landschaftsschutzgebiet Albstadt/Bitz zugestimmt haben.

Antrag auf Verordnung von 21 neuen Naturschutzgebieten und flächenhaften Naturdenkmälern

In der Stellungnahme zum Flächennutzungsplan Albstadt/Bitz wurde angeregt, die wertvollsten Biotope als Naturschutzgebiete oder flächenhafte Naturdenkmale auszuweisen. Dazu wurde die Schutzwürdigkeit im einzelnen dargelegt. Nach umfangreichen Kartierungsarbeiten konnte am 30. 8. 1978 dieser Antrag konkretisiert werden. Für 21 Gebiete waren Abgrenzungen erarbeitet, Biotopbeschreibungen und Pflanzenlisten erstellt und Schutz- und Pflege- und Entwicklungsmaß-

nahmen vorgeschlagen. Es handelte sich dabei um 7 größere botanische Spitzengebiete mit Flächen zwischen 18 und 72 ha, einem Vogelschutzgebiet, 12 kleineren Gebieten zwischen 1,5 und 7 ha und um die geomorphologisch interessierte Geifitze am Schmiecha-Ursprung, dem einzigen Zwischenmoor auf der Südwestalb.

Nach einer Informationsfahrt unter Führung der Herren Prof. Künkele und Schönnamsgruber und dem Bund Naturschutz Alb-Neckar als Antragsteller, vertreten durch Wolfgang Riedel und Hanns Bitzer wurde folgendes festgestellt:

1. Eine Schutzordnung für Naturschutzgebiete sollte umgehend verordnet werden für die 7 wertvollsten schützenswertesten botanischen Spitzengebiete Dobelwiesen, Leimen, Lauen, Kugelwäldle, Hochberg, Känzele und Längenloch sowie für die 2 flächenhaften Naturdenkmale.

2. Für die 5 Gebiete Tierberg, Roschbach,

Eyental, Eschenbach und Eckweg sollen Vorarbeiten geleistet werden.

3. Für die 3 Gebiete Geifitze, Heimbol und Tennental sollte die Schutzwürdigkeit geprüft werden.

4. Zurückstellung bzw. Verzicht sollte bei den 3 Gebieten Brauhartsberg, Mehlbaum und Ottmarstal erfolgen wegen der unmittelbaren Nähe des Siedlungsgebiets.

5. Von dem großen Gebiet Kugelwäldle-Ochsental mußte das Feuchtgebiet Ochsental in Margrethausen mit ursprünglich reicher Flora und Fauna gestrichen werden, weil es in der Zwischenzeit durch Auffüllungen zerstört war. Das Vogelschutzgehölz Michelwäldle in Lautlingen ist wegen angrenzendem Baugebiet nicht mehr schützenswert.

Verordnung von 7 neuen Naturschutzgebieten

Am 24. 11. 1980 wurden 7 neue Naturschutzgebiete verordnet: **Dobelwiesen Laufen** 18,58 ha seltenes Kalkflachmoor auf dem Quellhorizont des oberen Braunen Jura, eingestreut Halbtrockenrasen, Wacholder, Nadelhölzer, Buschwerk und vielfältige Pflanzengesellschaften wie Schwarzer Akelei, 14 Orchideen, sowie seltenen Amphibien- und Schmetterlingsarten. Darüber hinaus dient das Gebiet bedrohten Vogelarten als Brutgebiet, Nahrungsbiotop und Mauserplatz.

Leimen Tailfingen und Truchteltingen 25,33 ha

Felsbiotop mit 2 Bergkuppen aus verschwammtem Kalkgestein, darunter ein überaus langer Kalkmergel-Wacholderheidegürtel auf Weißjura Gamma von ungeheurer Pflanzenvielfalt bei 28 geschützten Arten, darunter *Herminium monorchis*, *Coeloglossum viride* (Grüne Platanthera) und 2 Ophrysarten. Der Biotop verdankt seinen Artenreichtum dem häufigen Wechsel der Standortbedingungen wie verschiedenen Expositionen von N bis W über W nach S, klimatischen Unterschieden; Trockenrasen und Halbtrockenrasen, unterbrochen durch verschiedene Quellhorizonte, dichter Buchenwald, lichter Saumwald, freie Flächen und viele Randbereiche. Gezielte Pflege ist erforderlich.

Lauen Truchteltingen 6,08 ha

Charakteristische Kuppe am Rande des Degerfeldes mit bodensaurer Heide auf Weißjura Delta. Übergang zum Wald mit solitären Nadelhölzern und großen Weidebüschen. Neben zahlreichen geschützten Pflanzen, insbesondere *Coeloglossum viride*, stellt das Gebiet das größte Vorkommen des Gelben Enzians im Zollernalbkreis dar.

Kugelwäldle Truchteltingen 12,88 ha

Markanter Bergkegel, Zeugenberg der Weißjura-Delta-Stufe mit Schwammriffen, die sich im oberen Weißjura Gamma fortsetzen, bestanden mit Kiefern, Fichten und Wacholderbüschen, mit reichem und vielfältigem Vorkommen seltener Pflanzen. Eine Biotopverschlechterung muß dringend vermieden werden.

Hochberg Tailfingen 7,03 ha

Südexponierter, abgeflachter, 200 m breiter Gürtel aus den oberen Mergeln des Weißjura Gamma mit Wechsel von offener, halbtrockener Wacholderheide, Lichtungen und kleinen Freiräumen und locker bis dicht bestocktem Wald, vor 60-70 Jahren aufgeforstet.

Neben zahlreichen seltenen Pflanzen mit 15 vollkommen geschützten Arten ist das Gebiet der größte Standort mit *Goodyera repens* (Netzblatt) und *Pyrola uniflora* (Wintergrün), der durch Schafherden gefährdet wird. Eine Pflege erfolgte in den letzten Jahrzehnten nicht, ist aber zur Erhaltung der Artenvielfalt dringend erforderlich. Im Frühjahr 1982 konnte vom Bund Naturschutz Alb-Neckar eine größere Fläche erworben werden, so daß hier gezielte Pflegemaßnahmen sichergestellt sind. Eine Abschränkung, die das Gebiet vor durchziehenden Schafherden schützt, wurde bereits errichtet.

Känzele Tailfingen 3,60 ha

Verschwammter, westexponierter Vorsprung des Weißjura Gamma mit Übergang zu Weißjura Delta. Wacholderheide und Steppenheide im Wechsel mit lichtigem und dichtem Waldbestand bei vielfältiger Halbtrockenrasen-Vegetation mit 14 vollkommen geschützten Pflanzen.

Längenloch Onstmettingen 5,51 ha

Südexponierter Halbtrockenrasen des Weißjura Alpha am Nordtrauf der Alb mit zahlreichen, weitausladenden Weidebüschen und Wacholdern. 14 vollkommen geschützte, seltene und bedrohte Pflanzenarten, insbesondere in großer Anzahl *Ophrys insectifera*, *Dactylorhiza maculata* sowie *Cephalanthera damasium* stellen eine beachtliche Vielfalt dar, die es als Halbkulturformation mit einer artenreichen Fauna zu schützen gilt.

Antragstellung, Untersuchung und Vorbereitung für 17 weitere Schutzgebiete

Von den 1978 beantragten, aber noch nicht verordneten Schutzgebieten sind 4 Gebiete am dringendsten. In zahlreichen Schreiben und Kontakten wurde dies immer wieder deutlich gemacht. Darüber hinaus stehen weitere Gebiete zur Unterschutzstellung an.

Roschbach Pfeffingen

Feuchtgebiet, wechselnd mit Halbtrockenrasen. Im September 1980 wurde die Rekultivierung einer ehemaligen Müllkippe abgeschlossen. Nach einer floristischen Überprüfung der Pflegemaßnahmen durch Herrn Prof. Dr. Schlenker wird in diesem Jahr eine mit der Forstverwaltung abgesprochene Ausstockung einzelner Flächen zum Abschluß gebracht werden.

Eine vorgelegte Liste von Pflanzen und Tieren umfaßt 16 Orchideen und zahlreiche andere seltene Pflanzen, 35 verschiedene Vogelarten, 9 Reptilien und 15 Amphibien.

Die Forstverwaltung bereitet zur Zeit eine Schonwälderklärung vor. Die Bezirksstelle wird demnächst die Naturschutzverordnung für das Gebiet auf der Gemarkung Pfeffingen vorlegen.

Brauhartsberg Tailfingen und Truchteltingen

Markante, bewaldete Bergkuppe mit verschwammten Felskronen des Weißjura Delta, Felsenmeer und den Quellhorizont „Hoaligs Brünne“. Hausberg von Tailfingen! Im Westen und Süden besonders artenreicher Halbtrockenrasen, zum Teil Wacholderheide und Baumanflug. Nach der Zurückstellung des großen beantragten NSG bei der Informationsfahrt 1979 aus Gründen der Naherholung hatte im Oktober 1980 die Untere Naturschutzbehörde um einen Vorschlag zur Abgrenzung eines kleinen flächenhaften Naturdenkmals gebeten, das einen Bereich mit den meisten der insgesamt 24 Arten der seltenen und geschützten Pflanzen des Brauhartsberges und dem noch immer größten Vorkommen von *Herminium monorchis* auf der Zollern-Heubergalb, umfassen sollte. Von dieser stark bedrohten Orchidee sind beim Bau eines Wasserhochbehälters große Bestände vernichtet worden. Mit der Unterschutzstellung wird die Einrichtung eines botanischen und geologischen Naturlehrpfades verbunden.

Tennental Truchteltingen

Westexponierte, orchideenreiche Wacholderheide und Steppenwald auf Weißjura Gamma. Vielfältige Halbtrockenrasen-Pflanzengesellschaften mit bedeutendem Vorkommen von *Herminium monorchis*, das durch die Siedlungsnähe besonders gefährdet ist und eines Schutzes bedarf. Trotz eines erneuten Vorstoßes des Bundes Naturschutz Alb-Neckar kann eine Schutzverordnung nicht vorrangig behandelt werden, da die Bedenken der Stadt aufgrund der Siedlungsnähe noch nicht ausgeräumt sind.

Mehlbaum Ebingen

Südexponierte Wacholderheide mit zahlreichen seltenen Pflanzen auf engstem Raum.

Von dem ursprünglich großen, beantragten Schutzgebiet Mehlbaum-Katzenbuckel mit 20 vollkommen geschützten Pflanzen, das 1979 wegen der Siedlungsnähe zurückgestellt wurde, sollte der Schwerpunkt dringend unter Schutz gestellt werden in dem Bereich, der 1981 vom Jugendlager, dem Bund Naturschutz und dem Schwäbischen Albverein unter Leitung der Bezirksstelle zu einer offenen Heide ausgelichtet und gepflegt wurde. 1980 wurde dafür auf Bitte des Landratsamts eine Abgrenzung vorgeschlagen. Im Juni 1982 wurde der Herr Oberbürgermeister erneut um seine Unterstützung gebeten. Bei einer Besprechung am 18. 6. 1982, an der Herr Prof. Dr. Schlenker teilnahm, wurde erneut über die Bedenken der Stadt wegen einer Einschränkung der Naherholung diskutiert, und über die Befürchtung, daß ungenügende Beachtung des Biotopschutzes infolge der Siedlungsnähe eine Aufweichung und Abwertung aller Schutzverordnungen zur Folge haben könnte. Die Bezirksstelle wird deshalb das bereits begonnene Unterschutzstellungsverfahren zurückstellen.

Tierberg Lautlingen

Höchste Erhebung von Albstadt als Heide und Holzweide, mit großen Weidebüschen, größtenteils als Weide genutzt. Gespräche mit dem Eigentümer und Pächter sind wegen der Bewirtschaftung bzw. einem Grunderwerb noch erforderlich. Zuschüsse für eine erschwerte Bewirtschaftung wurden bereits in Aussicht gestellt. Zum Schutz stark gefährdeter Orchideen und anderer seltener Pflanzen sollte von dem ursprünglich beantragten größeren Gebiet mindestens die Bergkuppe unter Schutz gestellt werden. Ergänzend dazu sollte das Weideland als geschützter Grünbestand ausgewiesen werden.

Eyental, Eschenbach, Eckweg und Heimbol Pfeffingen

Kleine Biotope, für die 1980 das erforderliche Schutzverfahren begründet und Pflanzenlisten den Behörden übersandt wurden. Besonderheit ist der Wechsel von Halbtrockenrasen und Feuchtgebieten im oberen braunen Jura mit eigenartiger, reichhaltiger Flora, z. B. im Eyental *Dactylorhiza incarnata* neben *Gymnadenia odoratissima*, *Herminium monorchis* im Gebiet Eschenbach, *Epipactis palustris* und *Pfeifengras* im Quellsumpf Eckweg und *Ophrys insectifera* im Halbtrockenrasen Heimbol.

Geifitze Onstmettingen

Einziges Zwischenmoor beim Schmiecha-Ursprung – nach dem Gutachten von Herrn Prof. Göttlich zu einem großen Teil zerstört. Vor der Einbringung von Moor aus größeren Moorkvorkommen sollten die städtischen Flächen von der Beweidung ausgeschlossen und der Wasserspiegel der Schmiecha durch einzelne Schwellen angehoben werden. Wegen der Seltenheit sollte eine Rekultivierung dringend versucht werden.

Hohenbühle Truchteltingen ca. 0,2 ha

Hügel am Rande des Degerfeldes mit kleinen Felsen, Steppenheidefläche, einmündiger Wiese und einem Wäldchen. Der Biotop, der sich mit seltenem Bewuchs durch Entkalkung deutlich von der Umgebung abhebt, wurde 1981 als flächenhaftes Naturdenkmal beantragt und mit einer ausführlichen Würdigung begründet.

Zaislen und Stettbach Onstmettingen, Auchten, Laufen

Alle 3 Gebiete – Halbtrockenrasen – und Feuchtgebiete – wurden noch nicht beantragt, bergen aber besondere Kostbarkeiten, seltene Pflanzenarten, insbesondere *Ophrys*-, *Orchis*-, *Dactylorhiza*- und *Epipactis*arten (Sumpfwurz). Zu diesen Gebieten kommen die 3 flächenhaften Naturdenkmale, die der Gemeinderat bereits beschlossen hat, hinzu:

Sauterfels Laufen

Felsbiotop mit Steppenheide und Steppenheidewald mit zahlreichen Orchideen.

Langes Tal/Vogelfels Lautlingen

Trockenrasen und Steppenheideflora, seltene Greifvögel.

Weiherteil Ebingen

Feuchtgebiet bei der Kleingartenanlage im Westen von Ebingen. Die Unterschutzstellung des Gebietes **Ottmarstal** mit zahlreichen geschützten Pflanzen des Halbtrockenrasens kann wegen der unmittelbaren Siedlungsnähe nicht weiter verfolgt werden.

Die Natur und ihr Schutz geht uns alle an

Die große Anzahl der vorgeschlagenen Schutzgebiete mag übertrieben erscheinen und den Verdacht nahelegen, daß den Orchideen zuviel Gewicht beigemessen wurde. Deshalb sei Dr. Künkele zitiert: „Die Orchideen verfügen unter den höheren Pflanzen über einen hohen Zeigerwert als landschaftsökologische Bioindikatoren, denn sie besiedeln ein außerordentlich breites Spektrum an wertvollen Biotopen, das von den Feuchtgebieten bis zu den Magerrasen reicht.“

„Der Raum Albstadt zeichnet sich schon seit altersher durch eine reiche Orchideenflora aus, die dieser Landschaft auch heute noch ein typisches Gepräge gibt. Es sind hier mit 38 Arten 2/3 der mitteleuropäischen Orchideen nachgewiesen.“

Die vorgeschlagenen Gebiete in Albstadt zählen unter dem Gesichtspunkt der Artenhäufung zu den Spitzengebieten nicht nur in unserem Raum, sondern sie erreichen bereits die oberen Werte für den Orchideenreichtum von Europa.

Es soll am Schluß Oberbürgermeister Pfarr zitiert werden, der bei den Feierlichkeiten anlässlich der Verleihung der Silberpflanze ausführte: „Was vor Jahren noch ausschließlich eine Sache von einsatzbereiten Idealisten war, ist mit der zunehmenden Überbauung der Landschaft, mit der voranschreitenden Technisierung immer mehr zu einer vordringlichen Aufgabe unserer Gesellschaft geworden.“

Verfasser: Bund Naturschutz Alb-Neckar e. V. Bezirksgruppe Albstadt.

Professor in Tübingen, war aber ein unsteter Humanist, der sein unglückliches Leben bei einem Fluchtversuch durch einen Sturz aus der Feste Hohenurach am 30. November 1590 beendete (s. HBL 1972, S. 902). Schluß folgt

Die Sage vom Tannwald

(Schluß)

Zweifelsohne hatte dieser große zusammenhängende Tannwald (heute Teil der Gemeinden Hausen a. T., Obernheim, Ratshausen, Schömberg und Cotta) in früheren Jahrhunderten einen großen Bekanntheitsgrad, hat doch die Siedlung „Hausen unter Lochten“ später seinen Namen (Hausen a. Thann) als Kennzeichen angenommen oder erhalten. Auch das weitverbreitete Geschlecht der Dannecker (Thannegger) hat seinen Namen von ihm abgeleitet. Doch in all diesen Schriftstücken, ist keinerlei Erwähnung betreffs einer Schenkung, oder eines Rosenkranzgebietes. Sollte also diese Sage vom „Tann- oder Rosenkranzwald“ auf einem Körnchen Wahrheit beruhen, kann sie nur insoweit zutreffend sein, als beide, nämlich die Stadt Schömberg und die Gemeinde Ratshausen diese Schenkung gemeinsam erhielten.

Jakob Frischlin der Ältere (1522–1564) und Jakob der Jüngere (1557–1621)

Von Fritz Scheerer

Nach der Rückkehr des 1519 vertriebenen Herzog Ulrichs im Jahre 1534 wurde im württembergischen Teil unserer Gegend die Reformation eingeführt. In Balingen leisteten aber der Obervogt Hans von Stotzingen, der Rat und ein Teil der Geistlichkeit Widerstand, der aber nach der Entlassung des Obervogts schnell gebrochen war. Die protestantischen Schweizer Edelleute, Fritz Jakob von Anweil und sein Nachfolger Hans Caspar von Anweil, die Verwandte des Reformators Ambrosius Blarer waren, wurden als Obervögte eingesetzt. Unter ihnen konnten sich die neuen Prediger durchsetzen.

Das Interim brachte aber nach dem Schmalkaldischen Krieg (1546) noch harte Zeiten. 1548 mußte der Herzog alle Pfarrer, die das Interim nicht befolgten, entlassen, so z. B. auch Jakob Frischlin, der Vater des berühmten Nikodemus Frischlin.

Jakob Frischlin war der Sohn des Johann Frischlin, Kunstwebers in Dießenhofen bei Schaffhausen, später herzoglichen Leibwächters und Hausschneiders auf Hohentübingen, zuletzt Kaufmann in Balingen. Jakob Frischlin wurde 1522 in Balingen geboren. In seiner Jugend war er Kunstsammler bei dem damals berühmten Leonhard Fuchs in Tübingen, der an einem weithin bekannten botanischen Werk arbeitete. Der Sohn des Jakob Frischlin, Nikodemus, hat noch von ihm eingelegte und gesammelte Pflanzen gesehen. Er soll sich damals auch, „ging als schauerliche Sache in der Familie“, ein menschliches Skelett zusammengesetzt haben. Zudem soll er als Dichter Tüchtiges geleistet haben. Eine Reihe von Hochzeits- und Leichengedichten im Stile seiner Zeit sind von ihm bekannt. Er wollte aber trotz seiner Neigung zur Arzneikunde Theologe werden und studierte daher in Tübingen.

1545 wurde Jakob Frischlin Diakonus (2. Stadtpfarrer) in Balingen, wo er die Tochter Agnes des wohlhabenden Büchsenmachers Johannes Ruoff heiratete. Nach dem Tode seiner Schwiegereltern erbte er bedeutenden Grundbesitz. Jakob Frischlin muß ein witziger und origineller Mann gewesen sein, von dem man noch lange Streiche erzählt hat. 1548 wurde er nach Meßstetten versetzt, wo es nach ihm nur dritthalb Elemente gibt: nämlich Luft und Winde im Überfluß, auch zu Feuer Holz genug, aber Wasser gar nicht und statt Erde bloß Steine.

Danach wurde er Pfarrer in Erzingen. Dort hatte jeder Bürger, der Pfarrer nicht angenommen, die Verpflichtung, reihum die Schafe zu hüten. Frischlin sollte am Feiertag Johannes des Täufers diesem Befehl nachkommen. Er wollte aber am Feiertag befreit sein, doch der Schultheiß dispensierte ihn nicht. Daraufhin trieb er die Schafe auf des Schultheißens Acker, wo sie schnell gesättigt waren und er sie zurücktreiben und dann seines geistlichen Hirtenamtes walten konnte. Fortan

hatte der Pfarrer das Amt des weltlichen Hirten los.

Im Interim wurde Jakob Frischlin wie andere evangelische Pfarrer entlassen. Er scheint einige Zeit als Privatmann gelebt zu haben. 1551 war der Schulmeister einmal verhindert, seinen Kirchendienst auszuüben, da sprang Frischlin für ihn ein. Als er nach der Messe mit seinen Schülern singen sollte, stimmte er mit ihnen das Lutherlied an: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!“ Darauf lief der Meßprieester im Meßgewand vom Altar weg Haigerloch zu, wo er herkam, und ließ sich nicht mehr sehen.

Welche Zustände während des Interims herrschten, zeigte sich auch in andern württembergischen Orten. In Balingen war der ehemalige katholische Priester Michael Mocker evangelischer Pfarrer. Er war verheiratet. Der Bischof verlangte von ihm, daß er seine Frau entlassen müsse, wenn er als Pfarrer anerkannt werden soll. Mocker wollte aber „an seinem Weibe nicht zum Schelm werden“. Nun sollte er von Balingen nach Tailfingen versetzt werden. Er zog jedoch nicht auf, sondern verhandelte heimlich mit dem Grafen von Zollern wegen Übernahme einer zollernischen Pfarrei, wo er verheiratet bleiben konnte. Da dies bekannt wurde, versetzte man ihn nach Mühlhausen an der Enz, wo man ihn besser unter Kontrolle hatte.

Als 1552 der katholische Dekan Blessing den Interimpfarrer in Truchelfingen visitierte, konnte dieser nicht sagen, aus welchen Worten der Heiligen Schrift er predige. Er hatte einen Schweinsspieß auf seiner Stube und wurde als Trinker entlassen. An seine Stelle kam Johannes Hauser (1522–1566), der aber schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte. Erst mit dem Passauer Vertrag wurde das Interim durchlöchert und dann durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) völlig beendet. Jakob Frischlin konnte 1552 in Balingen wieder als Diakonus eintreten und 10 Jahre dort wirken. 1562 kam er als Pfarrer nach Tailfingen. Doch schon nach vier Jahren starb er, wahrscheinlich durch die Pest, die zu jener Zeit wütete. Seine Frau kehrte wieder nach Balingen zurück.

Einer der Söhne Jakob Frischlins ist der berühmt gewordene Nikodemus Frischlin. Er ist am 22. September 1547 geboren, wurde

Braunrote Sumpfwurz*Epipactis rubiginosa*

In lichten Wäldern, an buschigen, trockenen Abhängen trifft man häufig von Juni bis August eine Orchidee, die braunrote Sumpfwurz. An ihrem flaumbehaarten, buschigen Stengel sitzen die purpurvioletten, bis rotbraunen Blüten und bilden einen lockeren Blütenstand, der fein nach Vanille duftet. Die Platte der Lippen ist herzförmig, am Grund mit zwei faltig-krausen Höckern. Der schalenförmige Lippengrund, der den Nektar bietet, und der herzförmig mehr violette vordere Lippenteil sind am Grunde gewellt. Die Laubblätter sind von dunkelgrüner Farbe. An gleichen Standorten findet sich auch die **Breitblättrige Sumpfwurz** (*E. latifolia*). Sie beschließt die Blütezeit unserer heimischen Orchideen. Düster wirken ihre flaumig behaarten Blätter. Sie verschließt ihre reiche Blumenkrone mit den weißlich grünen Blüten, die meist violett überlaufen sind, den sie umschwärmenden Insekten.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

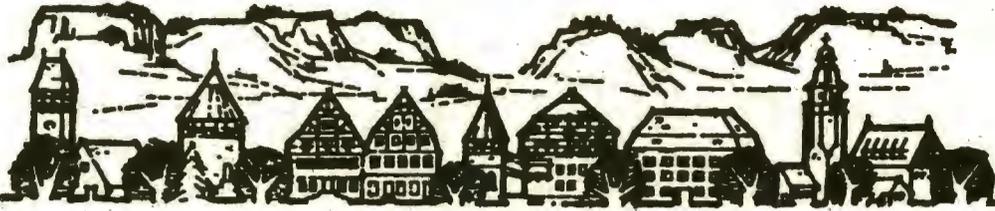
Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 30

30. Juli 1983

Nr. 7



Gotische Schlußsteine an Schömberger Bürgerhäusern

Von Anton Grözinger

In „Heimatkundliche Blätter Balingen“ von Oktober und November 1982 wurde von den Steinmetzarbeiten der im Jahre 1838 abgebrochenen Schömberger Liebfrauenkirche berichtet, die heute an Schömberger Bürgerhäusern angebracht sind. Im folgenden sollen weitere Schlußsteine vom einstigen Kreuzgewölbe vorgestellt werden.

Ein gotischer Vierpaß ist am Gebäude Nr. 7/1 der Kirchgasse eingefügt (s. Abb.). Er zeigt

Haus Nr. 7/1 Kirchgasse



gez. Walter Leis

eine halbplastische Darstellung der heiligen Maria Magdalena. In der Hand hält sie ein Salbengefäß. Nach ihrer Bekehrung, so wird berichtet, sei sie über das Meer in die südfranzösische Provence gefahren, wo sie dann als Einsiedlerin starb.

Die in die Weiherstraße Nr. 10 gerichtete Hausfront zeigt den gotischen Dreipaß der Hl. Agatha, der Schutzheiligen gegen Feuersbrunst (s. Abb.) 251 wurde sie zu Tode gemar-

Weiherstraße Nr. 10



tert. Ihr Namenstag (5. Februar) wurde nach alten Bauernregeln als Glückstag gesehen und als Schlachttag besonders bevorzugt.

Dorf-gasse Nr. 2



gez. Walter Leis

Das Gebäude Dorf-gasse Nr. 2 weist 2 gotische Vierpässe an der Südfront aus dem 15. Jahrhundert auf. Ein Schlußstein zeigt die heilige Veronika. Die Darstellung versinnbildlicht die Heilige, wie sie auf dem Kreuzweg Jesus das Schweiß-tuch reicht. Die Ausführung ist sehr gekonnt und vermittelt einen genaueren Eindruck von der realistischen Sehweise des Künstlers. Er hat die Heilige in der Tracht der Riemenschneiderzeit dargestellt. Ein gleiches Motiv findet sich auch unter den Schlußsteinen von Hl. Kreuz in Rottweil. Der Namenstag der Heiligen ist der 4. Februar. Die heilige Veronika lebte in Jerusalem. Der frühchristlichen Legende nach hat sie Christus zu Lebzeiten malen lassen; seit dem 12. Jahrhundert wurde in St. Peter in Rom ein Christusbildnis als dieses wahre Abbild verehrt und als Veronikabild in fast allen Kirchen des Mittelalters nachgebildet. Seit 1400 ist das von Engeln oder von Veronika selbst getragene Tuch mit dem Abbild des Antlitz Christi mit der Dornenkrone häufig Motiv der Kunst.

Im gleichen Gebäude daneben sehen wir in einem gotischen Vierpaß Johannes den Täufer in einer sehr gekonnten Darstellung, wie er auf das Lamm Gottes hinweist. Es gibt thematisch ähnliche Darstellungen, so z. B. in Rottweil in der Höllgasse 13. Der Namenstag des Heiligen ist der 24. Juni. Johannes war der Sohn des Priesters Zacharias. Unter großem Zulauf predigte er in der Wüste und am unteren Jordan Buße. Er spendete seinen Jüngern und Jesus eine Geistestaufer, geißelte öffentlich das Verhältnis zwischen Herodes Antipas und seiner Schwägerin Herodias. Für sein mannhaftes Bekenntertum wurde er in der Bergfeste Machärus eingekerkert. Er wurde ein Opfer der Rache Herodias. Eine besondere Verehrung erhielt er im Mittelalter von den Ordensrittern

Dorf-gasse Nr. 2



gez. Walter Leis

des Johanniterordens. Als Namenspatron wird er noch heute gerne gewählt. Sein Name wurde auch für Johanniskraut, Johanniskäfer, Johannistrieb (Augustsaft bei Holzgewächsen) usw. verwendet. Das Johannistag wird noch vielerorts am Vorabend des Johannestages (24. Juni) auf Höhen angezündet. Auch Bauernregeln bringen den Heiligen vielfach in Erinnerung. Auf Johannistag abends soll man den Knoblauch binden. Wetterregeln: Regnet es an St. Johann, so gerathen die Haselnüsse nicht wohl, und es gibt nicht gute Frucht. Churer Schreibkalender 1708. So es an Johann des Täuffers Tag regnet, so sollen die Nüsse nicht geraten. Hausbuch König 1705. Wenn sichs Wetter uf Johann it änderet, so ändert sichs nemme. Trockenheit am Johannestag - Hunger das ganze Jahr. St. Johannes Tag; von diesem Tag an schadet die Maulwurfsgrille dem Mais nicht mehr. Ja am Johannistag kann man auch „Böhnele“ (Sedum reflexum) pflücken, zwei Zweige an einem trockenen Ort in die Erde einstecken und an eine Person denken, die man gerne möchte. Wachsen die Zweige zusammen, so gibt es eine Heirat.

In Aufzeichnungen, über die die Stadt Schömberg verfügt, wird von einem Stein, auf dem ein Hund mit einem Knochen dargestellt war, wiederholt hingewiesen. Es war mir nicht mit absoluter Sicherheit möglich, zu ermitteln, ob es sich um einen gotischen Schlußstein gehandelt hat, obwohl sich für mich keine andere Möglichkeit anbietet. Sinngemäß wäre damit zum Ausdruck gebracht, daß der Kirchenbau enorme Mittel verschlungen und die Menschen sich, in alter Ausdrucksweise erwähnt „arm gebaut“ hätten. Im Namen des Landesdenkmalamtes erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß alle Schlußsteine unter Denkmalschutz stehen. Eine weitere barocke Darstellung, entstanden um etwa 1700, in der Kirchstraße Nr. 8, zeigt die Hl. Margaretha. Dieses Schmuckstück dürfte eine Hausheilige darstellen. Die heilige Margaretha war eine schottische Königstochter, die im Mittelalter und in der Neuzeit viel Verehrung erhielt. Es handelt sich, das möchte ich deutlich machen, nicht um einen Schlußstein der alten gotischen Kirche.

Sicher wird das Landesdenkmalamt auch diese Darstellung in Kürze unter Denkmalschutz stellen.

Vom Landkapitel Haigerloch bis um das Jahr 1500

Von Fritz Scheerer

Das Landkapitel Haigerloch gehörte von Anfang an zu dem ehemaligen Bistum Konstanz, das wahrscheinlich schon im 8. oder 9. Jahrhundert in Archidiakonate eingeteilt wurde. Das Kapitel kam zum Archidiakonate „ante nemus“ (vor dem Wald, von Konstanz aus gesehen). Wann und wie es entstand, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Urkundlich wird es erstmals 1275 im Liber decimationis genannt. Ein Dekan wird erstmals 1245 erwähnt in einer Urkunde, nach der Graf Burkard III. von Hohenberg seine Zustimmung erteilte, als der Ritter Gero von Lichtenstein (bei Neufra) den halben Zehnten von Dußlingen an das Kloster Bebenhausen verkaufte. Der Name des Dekans ist aber nicht genannt.

Das Dekanat hatte auch, wie alle andern, ursprünglich keinen stehenden Namen. Es wechselte seinen Namen jeweils nach dem Sitz des Dekans. So heißt es 1275 im Liber decimationis „Emphingen“ (Empfingen), 1324 im Liber quartarum „Wildorf“ (Weildorf), 1342 im Liber bannalium „Haigerloch“, 1398 ist Pfaff Wernher Dekan zu Haigerloch, 1399 Wernet Pfarrer in Zimmern (Heiligenzimmern) „Degan der Deaching zu Haygerloh“ und 1535 Johann Knecht, Pfarrer zu Trillfingen und der niederen Stadt Haigerloch. Die niedere Stadt Haigerloch war ursprünglich nach Trillfingen, die obere nach Weildorf eingepfarrt. In Haigerloch wurden seit 1529 die Kapitelsjahrtage abgehalten.

Umfang des Landkapitels

Im Jahre 1274 beschloß die Synode unter Papst Gregor X. zu Lyon einen neuen Kreuzzug, zu dem jeder Inhaber einer kirchlichen Pfründe sechs Jahre lang den zehnten Teil seines Einkommens beisteuern mußte, so fern er mehr als sechs Mark Silber oder sechs Pfund Pfennig bezog (s. Heimatk. Blätter August 1975). In dem Steuerbuch von 1275 werden nun in „decanatu Emphingen“ folgende Orte aufgezählt: Priorissa de Kilchberg (Kirchberg), Ecclesia in Emphingen, Truhellingen (Trillfingen), Wildorf (Weildorf), Birningen (Bierlingen), Bervelt (Bergfelden), vel Sultz (Sulz), Balgingen (Balingen), Ostorf (Ostdorf), Vsingen (Isingen), sive Rosvelt (Rosenfeld), Owingen, Bueringen (Bieringen), Biettenhusen (Bietenhausen), Stetten, Engschlat (Engstlatt), Aertzingen (Erzingen), Binsdorf, Buobenhoven (Bubenhofen, abgegangen), Zimmern in Horgun (Heiligenzimmern), Norstetten (Nordstetten) und Wachendorf. Demnach waren es 19 Pfarreien im Kapitel Haigerloch. Außerdem werden Vikariate genannt: zu Weildorf, Zimmern, Bierlingen, Bergfelden mit Sulz, Ostdorf, Balingen, Isingen, Erzingen und Binsdorf.

Im Laufe der Zeit hat sich die Zahl der Pfarreien vermehrt. So werden im „Registrum ecclesiarum et Beneficiorum in districtu Decanatus Haigerloch consistentium“ von 1468 neue Namen von Kirchen, Altären usw. aufgeführt: Geislingen, Feringen (Vöhringen), Holzhausen, Wilhelm (Mühlheim), Hausen (Renfrizhausen), Börstingen, Imnow (Imnau) usw. In den Subsidieregister von 1468 werden dann u. a. bei Balingen 8 Kaplaneien genannt (St. Gallus, St. Agathe, St. Margaretae, St. Sebastian, St. Petrus, St. Afra, St. Catharinae und St. Michael), bei Ostdorf eine Frühmesspfründe und eine Kaplanei, bei Rosenfeld eine Kaplanei St. Georg und eine Frühmesspfründe, bei Isingen eine Kaplanei St. Magdalena und eine Frühmesspfründe, bei Erzingen eine Frühmesspfründe, bei der 1451 neugegründeten Pfarrei Geislingen eine Kaplanei St. Georg, St. Michael, St. Crusis und eine Frühmesspfründe, zu Binsdorf die Kaplaneien St. Margaretha und St. Catharina.

Das Landkapitel war also sehr umfangreich, reichte im Norden bis über den Neckar, im Osten an die untere Starzel und an die Eyach bei Owingen und Engstlatt, im Süden bis Balingen und Isingen, im Westen bis an den Neckar zwischen Sulz und Horb (s. Karte). Niederhaigerloch war eine Filiale von Trillfingen und Oberhaigerloch eine solche von Weildorf (s. oben). Durch die Reformation wurden von dem Kapitel Haigerloch 9 Pfarreien und

21 Kaplaneien getrennt, zu denen in unserer näheren Umgebung gehören: Balingen, Ostdorf, Isingen, Rosenfeld, Engstlatt, Erzingen. Die Pfarrei Bubenhofen, zu der die Burgbewohner, die Müller und einige Häusler des Tales gehörten, wurde nach der Reformation nicht mehr besetzt. Pfarrhaus, Scheuer und Gärten wurden an Württemberg verkauft, das die Güter 1559 gegen Urbarzins an Private verkaufte. Das Heiligenvermögen wurde schon 1501 von Geislingen aus verwaltet.

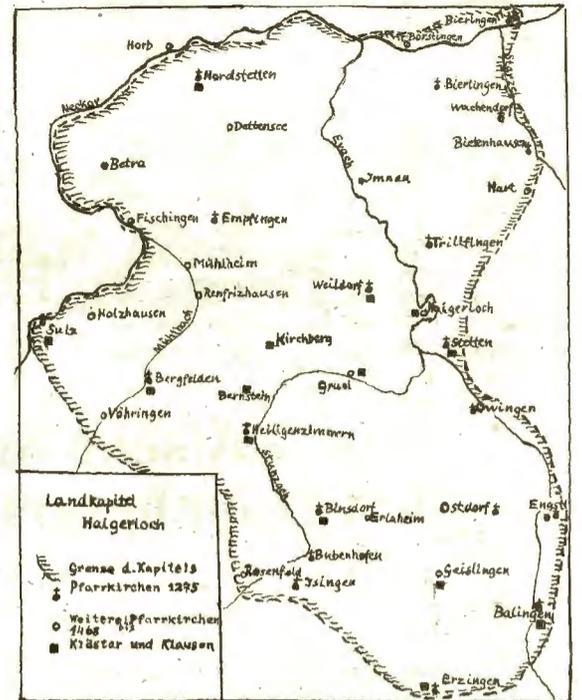
Dekane des Landkapitels bis zur Reformation

Im Liber mortuarium (Sterbebuch), angelegt um 1500, wahrscheinlich nach einem alten Sterbebuch, wird über die verschiedenen Kapitelgeistlichen Auskunft gegeben, aber größtenteils ohne Zeitangabe. Der Dekan von Haigerloch war 1245 Zeuge (s. oben). Konrad Kegler, Rektor zu Empfingen, 1385; Pfaff Wernher, Dekan von Haigerloch, 1398; Wernet Wirt, Kirchherr zu Zimmern; Magister Wehrner Gnaister, Pfarrer in Balingen; Heinrich Rauch, Pfarrer zu Binsdorf; Arnold Kopp, Pfarrer zu Bierlingen; Oswald Schmidt, Pfarrer zu Binsdorf; Hans Mahlkast, Pfarrer zu Sulz; Vitus Daucher, Pfarrer zu Ostdorf; M. Rudolf, Pfarrer zu Bierlingen; M. Hans Schmidt, Pfarrer zu Bergfelden; Johannes Nadler, Meister der freien Künste, Dechant 1529. In den folgenden Jahren sind dann die Zeiten angegeben. Der Ort der Wahl war der Pfarrsitz des Dekans und die Kirche (1489). Der Dekan hatte insbesondere die Visitationen vorzunehmen. Für auswärtige Dienstgeschäfte erhielt er eine Entschädigung. Wenn er über die Grenzen seines Kapitels hinausreiten mußte, so stellte ihm das Kapitel ein Pferd. Wenn er aber ein eigenes besaß, so erhielt er aus der Kapitelkasse eine Vergütung von 3 Schilling pro Tag und außerdem seine Auslagen ersetzt.

Einkommensverhältnisse der Pfründen

Das Einkommen der Pfarrstellen bestand aus den Erträgen des Pfarrvermögens und verschiedenen Gebühren und Opfern. Das Pfarrvermögen setzt sich zusammen aus den Widumgütern (von widmen = stiften, Familienname Widmaier, Widmann), Naturalabgaben, Zinsen, Gülten usw. Die Güter wurden gewöhnlich vom Pfarrer selbst bebaut oder aber waren sie verpachtet. Die ältesten Nachrichten über die Einkommensverhältnisse finden sich im Liber decimationis vom Jahre 1275 (genauere Angaben darüber finden sich in den Heimatk. Blättern August 1975). Hier seien nur noch einmal die am reichsten dotierten Pfründen angeführt (in Klammer Pfund Heller, 1 Pfd. = 12 Schilling damals): Owingen (55), Bergfelden mit Sulz für Pfarrei und Vikarie (50), Bierlingen (57), Balingen mit Vikarie (46), Weildorf mit Vikarie (53).

Nach dem Liber bannalium von 1324, dem Verzeichnis der Abgaben der Pfründen an den Archidiakon als Vertreter des Bischofs, liegen die Verhältnisse ähnlich: Balingen 1 Pfund; Trillfingen 1 Pfund; Ostdorf 30 Schilling; Bergfelden 30 Schilling; Weildorf 30 Schilling; Bierlingen 30 Schilling; Isingen 30 Schilling; Owingen 30 Schilling; Nordstetten 6 Schilling; Stetten b. Haigerloch 6 Schilling; Empfingen 10 Schilling; Bieringen 5 Schilling; Engstlatt 5 Schilling; Erzingen 5 Schilling; Binsdorf 5 Schilling; Bietenhausen 5 Schilling; Bubenhofen



fen 2 Schilling; Heiligenzimmern 2 Schilling.

Eine der wichtigsten Einnahmen für den Klerus war ursprünglich der Zehnte, der der Kirche gehörte, aus dem aber auch der Kirchenbau u. dgl. bezahlt werden mußte. Doch der größte Teil des Zehnten befand sich im Kapitel Haigerloch in späterer Zeit in Laienhänden. Den Zehntquart, d. h. den 4. Teil derjenigen Einkünfte, die nicht aus dem Widumgut flossen, gaben nur 5 Pfarreien: Ostdorf, Rosenfeld, Bierlingen, Weildorf und Empfingen.

In Fällen der Not wurden zur Bestreitung außerordentlicher Bedürfnisse als Notopfer die „Subsidia Charitativa“ (charitative Hilfgelder) erhoben. So stellen 1468 der Dekan des Kapitels im Auftrag des Bischofs Hermann III. eine „Collectio subsidii charitativi“ auf, nach der sämtliche Kirchen und Benefizien mit einem Zwanzigstel ihres Einkommens herangezogen wurden. Demnach zahlten (Dekanatsarchiv Haigerloch): Der Rektor in Balingen 5 Pfd., die Kaplane der Altäre je zwischen 28 und 35 Schilling(ß) der Kaplan des St. Petrus-Altars 1 Pfd. 8 ß, in Ostdorf der Rektor 3½ Pfd., der Frühmesser (Primissarius) 1 Pfd. und der Kaplan 33 ß, der Rektor in Engstlatt 36 ß, der von Erzingen 3½ Pfd., der Geislinger Pfarrer 2 Pfd., der Kaplan vom St. Georgs-Altar 31 ß, vom St. Michaels-Altar 2 Pfd., vom Heilig-Kreuz-Altar 1 Pfd., der Frühmesser 33 ß, in Binsdorf der Rektor 2½ Pfd., der Kaplan von St. Margaretha 35 ß, der vom St. Chatarinen-Altar 32 ß, in Bubenhofen der Rektor 2½ Pfd., in Rosenfeld der Rektor 2½ Pfd., der Kaplan am St. Georgs-Altar 33 ß, der Frühmesser 1 Pfd. 5 ß und der von Isingen 1 Pfd., in Zimmern (Heiligenzimmern) der Rektor 2 Pfd., in Owingen 2½ Pfd. usw.

Zu dieser Steuer wurden auch die Klöster und Klausen herangezogen, so mußten z. B. das Kloster Binsdorf 30 ß, die Klausen in Balingen 15 ß bzw. 3 ß 3 Pfennig, in Engstlatt 21 ß bezahlen.

Bei dem Notopfer 1485/86 waren die Abgaben fast durchweg noch höher. Es mußten z. B. die Balingen 8 Altäre je zwischen 1 Pd. 15 ß Heller und 1 Pd. 8 Heller bezahlen (Freiburger Diözesan-Archiv XXVI S. 44-88). Bei den Charitativ-Abgaben 1508 (ebda. VIII S. 1-8) zahlten u. a. die Balingen Kirche 5 Gulden in Gold, die neuerrichtete Ölberg-Kaplanei 2 fl. und die Prädikatur in der Kirche 3 fl. und die Kaplaneien je zwischen 1 Pfd. 11 ß Heller und 31 ß h (Heller). Das Nonnenkloster in Binsdorf mußte diesmal 2½ Pfd., hlr. zahlen. Die Gesamtsumme des Dekanats Haigerloch betrug 141 Pfd. 15 ß 6 h, das sind rund 100 fl.

Eine wertvolle Ergänzung zu den genannten bischöflichen Subsidieregistern aus den Jahren 1468, 1485/86 und 1508 (s. oben) ist eine Reichssteuer, der „Gemeine Pfenning“ von 1497 (Registrum subsidii regalis Capituli Hai-

gerloch), der 1495 auf dem Wormser Reichstag zur Finanzierung des Reichskammergerichts beschlossen wurde. Zur Grundlage der Besteuerung, zu der auch der Klerus des Bistums Konstanz herangezogen wurde, diente das Vermögen. Der Dekan und Pfarrer in Binsdorf, Oswald Fabri (Schmidt), stellte dazu eine Liste für das Dekanat auf (Korrespondenzblatt des dt. Geschichts- und Altertumsvereins 1909 S. 328 ff), in der der damalige Klerus namentlich aufgeführt ist und daher für uns personengeschichtlich überaus interessant ist.

Es wurde annähernd eine prozentuale Vermögensabgabe von einem Promille geleistet. Dabei waren Vermögensgrenzen vorgesehen: 1000 fl. und mehr (1 Fl.), 500-1000 fl. (½ fl.), weniger als 500 fl. (1/24 fl.), wobei auf den Gulden 28 ß kamen. Für die Abgabe von ½ fl. zog man demnach 14 ß und für 1/24 fl. den Betrag von 7 Pfennig (d) ein, was 14 Heller (h) entsprach. Der besteuerte Klerus und andere geistliche Personen der Umgebung von Balingen soll in folgendem aufgeführt werden:

Balingen

Mag. Jakob Horn, hat 100 fl. u. m., gibt 1 fl.;
Kaplan Martius Götz, hat 35 lb., gibt 8 ß;
Kaplan Petrus Gäbelin, hat 33 lb., gibt 8 ß;
Kaplan Hainricus Spiegel, hat 33 lb., gibt 9 d;
Kaplan Michael Aichalder, hat 31 lb., gibt 15 ß;
Kaplan Johannes Pflumer, hat 31 lb., gibt 8 ß;
Kaplan Johannes Bretzing, hat 31 lb. u. m., gibt 1 lb. 8 ß;
Kaplan Eberhardus Rieber, hat 28 lb., gibt 8 ß;
Kaplan Johannes Ginther, hat 28 lb., gibt 8 ß;
Adjutor gibt 7d;

Binsdorf

Plebanus Oswaldus, hat 50 lb. u. m., gibt 18 ß;
Kaplan Eberhardus Gresser, hat 35 lb., gibt 8 ß;
Kan. Georius Klöwi, hat 35 lb., gibt 8 ß

Bubenhofen

Pleb. Johannes, hat 50 lb. u. m., gibt 15 ß

Engstlatt

Pleb. Johannes Molitoris, hat 36 lb., gibt 15 ß 8 h

Erzingen

Vikar Konradus Maiger, hat 50 lb., gibt 15 ß

Geislingen

Vikar Ludowichs Haugk, hat 40 lb., gibt 15 ß 8 h;
Kaplan Conradus Erlar, hat 40 lb., gibt 10 ß;
Kaplan Hainricus Gugel, hat 37 lb., gibt 15½ ß ½ h;
Kaplan Jacobus Brombis, hat 33 lb., gibt 8 d;
Kaplan Sebastianus Köner, hat 10 lb., gibt 16 ß

Heiligenzimmern

Pleb. Johannes Renz, hat 40 lb., gibt 16 ß

Isingen

Prim. Martinus, hat 20 lb., gibt 8 d

Ostdorf

Vikar Mag. Martinus Lew, hat 20 lb., gibt 8 d;
Kaplan Albertus Zymerman, hat 40 lb., gibt 9 d

Owingen

Pleb., Mag. Petrus Flander, hat 50 lb. u. m., gibt 18 ß;
Kaplan Caspar, hat 20 lb., gibt 2 ß

Rosenfeld

Pleb. Georius Setzlin, hat 50 lb. u. m., gibt 15 ß 8 h;
Kaplan Caspar Butz, hat 33 lb. u. m., gibt 15 ß 8 h;
Prim. Petrus Sar, hat 25 lb., gibt 8 d;
Adj. Caspar, gibt 8d;
Prb. Jakobus Wittendorf, gibt 8 d;
(Presbiter)

Bernstein

Franziskaner Bruderhaus, gibt 18 ß (Münz)

Kirchberg

Dominikaner-Frauenkloster, gibt nichts

Klausen

Balingen obere Klausen, gibt 3 ß 3 h;
Balingen untere Klausen, gibt 15 h;
Binsdorf, gibt 1 fl.
Engstlatt, gibt 4 ß 1 h;
Erzingen, gibt 14 d M
Geislingen, gibt 5 ß
Gruol, gibt 15 ß
Heiligenzimmern, gibt 7 ß 4 h

Diese Abgaben stimmen genau mit denen des Subsidienregisters von 1468 überein. Insgesamt wurden im Landkapitel erfaßt 75 Kleriker in 36 Orten. Die meisten Geistlichen hatte Balingen, wo es neben dem Pleban noch 8 Kapläne und 1 Adjutor gab. Rosenfeld und Geislingen hatten je 5 Geistliche. Im Landkapitel waren insgesamt 14 Klausen. Auch bei dieser Abgabe zählten zu den reichsten Pfarreien Balingen (100 fl.), Bierlingen (80 lb.), Empfingen und Stetten (je 70 lb.), die den Betrag von 1 fl. zahlten. Unter den 75 Geistlichen waren 13, die den Mindestbetrag von ¼ fl. entrichteten. Bei der Endabrechnung des Dekans blieben 33 lb. 3 ß 9 d übrig, nachdem die Auslagen für 5 Kollektoren und den Pedell sowie für den Dekan selber abgezogen waren. Es wurden 50 Goldgulden und 1 Krone (etwa ¼ fl.) abgeliefert.

Klöster und Klausen im Landkapitel

Von auswärtigen Klöstern hatten Besitzungen im Landkapitel Haigerloch (zweitweise) u. a. die Klöster Lorsch an der Bergstraße (Empfingen, Betra, Mühlheim, Fisingen), St. Gallen (Priorberg, Isingen), Reichenbach (Klosterreichenbach) (Fisingen, Imnau, Heiligenzimmern, Binsdorf), St. Georgen (Heiligenzimmern, Isingen), Zwiefalten (Hart), Stetten im Gnadental (Hart, Heselwangen), dann vor allem das Kloster Alpirsbach (Höfendorf, Gruol, Weildorf, Erlaheim, Engstlatt, Bittelbronn, Haigerloch u. a. hier ein Pflerhof, wie auch in Balingen für Besitzungen der Umgebung).

Innerhalb des Kapitels lagen die Klöster Binsdorf, Kirchberg, Bernstein, Bergfelden, Sulz, dann verschiedene Klausen (s. oben). Bruderschaften bestanden schon im 15. Jahrhundert in Balingen, Geislingen, Haigerloch. Das religiöse Leben war im 15. Jahrhundert überaus rege und hat sich namentlich auch in Stiftungen von Seelmessen und Virgilien (nächtliche Feiern vor Festtagen) geäußert. es darf hier an die 1441 gestiftete, alljährlich stattfindende Arnoldsche Seelmesse zu Balingen erinnert werden, an der insgesamt 30 Priester mitwirkten.

Alte Hochzeitsbräuche

Von Fritz Scheerer

Bei ländlichen Hochzeiten kann man gelegentlich heute noch alte Gebräuche feststellen. Die geplante Festlichkeit soll sich hier nicht nur auf das Brautpaar und die beiden Familien beziehen, sondern sie soll ein Dorf fest werden.

Ein schöner Brauch war das „**Maiensteken**“ um der Liebsten eine Huldigung darzubringen. Ein Staat war es, wenn ein richtiger Maien an eines Mädchens Haus prangte, sei's eine Birke oder ein Tännchen, reich mit Bändern oder farbigen Papierstreifen geschmückt. Freilich die nächtlichen Spender konnten auch boshaft sein. Deshalb bangte manches Mädchen auch dem Morgen entgegen. Es war kein Ruhm, wenn statt des Maiens ein Stallbesen an der Dachrinne prangte, aus Ärger, wenn das Mädchen einem Auswärtigen ihre Neigung schenkte oder wenn es leichtsinnig war.

Eine Verlobung nach unseren Begriffen gab es früher nicht. In der Oberamtsbeschreibung Balingen von 1880 heißt es: „**Verlobnisse** werden selten gefeiert“, während heute Verlobungsfeiern allgemein üblich sind. In Frommern war es Sitte, „daß die ledigen Burschen, welche etwas davon erfahren, im Hof des Hauses sich einfinden, Holz sägen und spalten mit viel Lärm, bis sie vom angehenden Bräutigam ins Wirtshaus geschickt werden, um auf seine Kosten sich gütlich zu thun“. Zum Abschied des Bräutigams aus der Gemeinschaft der Ledigen, zum „Ausstand“, wurden die Ledigen des Dorfes eingeladen, meistens auf Samstag vor der Hochzeit. In vielen Orten wurde auch, nachdem vom Brautvater das Jawort gegeben war, ein Schmaus oder ein Trunk mit den nächsten Verwandten gehalten.

Wenn heute die Einladung zur Hochzeit durch die Zeitung oder durch Einladungskarten oder noch bis vor wenigen Jahren in kleinen Orten auch durch den „Büttel“ durch die Ortsschelle geschieht, so gingen früher, wenn die Braut nicht von dem Ort war, der **Hochzeitlader** mit einem Gesellen am Sonntag vor der Hochzeit von Haus zu Haus und luden zur Hochzeit ein. War eine Braut vom Ort, gingen zwei Gespielinnen der Braut im Ort herum. In Burgfelden war es bis um 1900 noch üblich, daß auswärts durch den jeweiligen Büttel mit der Schelle, im Dorf selbst durch eine Brautjungfer, die die Braut begleitete, geladen wurde, anderwärts durch Braut und Bräutigam, die ein „Grättele“ (Körbchen) bei sich hatten und bei Verwandten Brot und etwas Flachs zu einem „Flaßdock“ erhielten.

Kam die Braut von auswärts mit dem Aus-

steuerwagen, so wurde „**aufgespannt**“, „**vorgespannt**“, d. h. der Wagen durch Seile aufgehoben, die man über die Straße spannte. Erst wenn Geld ausgeworfen wurde, ließ man die Seile ab, und der Wagen konnte weiterfahren.

Der **Brautwagen** war schön bekränzt; die gezierten Rosse hatten bunte „**Sacktücher**“ an den Ohren. Auf dem Wagen befanden sich gewöhnlich zwei „**Kästen**“, zwei Betten oder ein Himmelbett, ein Tisch, Stühle, Küchenschrank mit Schmalzhäfen (Töpfen in Steingut), Eiern und Mehl gefüllt. Vorn am Wagen prangten Spinnrad und Kunkel, letztere mit Werg und grünseidenen Bändern umwickelt.

Am Tage vor der Hochzeit wurde ein Polterabend gehalten, den man in Hossingen „**Straußmachete**“ nannte. Dabei zahlte der Bräutigam in einer Wirtschaft zwei bis drei Fäßchen Bier.

Am Hochzeitstag begann das Fest mit der **Morgensuppe** im Hause der Braut. Die Brautleute fügten ihrer Einladung die Worte bei: „No kommet an ins Haus!“ Gemeint war die Teilnahme an der Morgensuppe, die aus Kaffee, Bier, Schnaps und Weißbrot bestand. Mit der Einführung der Ziviltrauung (1876), die vormittags stattfand, wurde der Kirchgang auf den Nachmittag verlegt. Die Morgensuppe bestand ursprünglich aus einer Suppe. Die „**Gespielen**“ gaben Hochzeitssträuße (künstliche Blumenzweige) an die Gäste aus, wofür sie ein kleines Geldgeschenk erhielten. Braut und Bräutigam sowie die Eltern und Paten der Brautleute trugen (auch größtenteils heute noch) einen künstlichen Myrthenstrauß auf der linken Brust. Völlig in Abgang gekommen ist das Austeilen des Hochzeitsbrots (aus Kernmehl = Dinkelmehl gebacken und mit Kümmel gewürzt).

Auf dem Lande gibt es teilweise heute noch einen **Hochzeitszug**. Voraus ziehen die „**Brautjungfern**“, bekränzte kleine Mädchen, meistens aus der Verwandtschaft. Diese durften „vorna draus laufa“. Danach kam das Brautpaar, dann paarweise die „**Gesellen**“ und die Brautfräulein (Gespielen), zuletzt die anderen näheren Gäste. Nach allgemeiner Sitte ging früher auch eine Musikkapelle voraus. Bis um die Jahrhundertwende gingen die Brautleute nicht nebeneinander zur Kirche, sondern die Braut für sich, begleitet vom „**Brautführer**“ und zwei Gespielen, und der Bräutigam für sich, begleitet von zwei Gesellen.

War der Bräutigam oder sein Vater Mitglied eines Gesangvereins, so zog der Verein dem Hochzeitszug voran und sang auch in der Kirche bei der Trauung. In den größeren Städ-

ten (Balingen, Ebingen, Tailfingen) und auch größeren Gemeinden ist ein Hochzeitszug nicht mehr üblich. Das Brautpaar und auch die meisten Gäste fahren mit dem Auto zur Kirche und nach dem Gottesdienst ins Wirtshaus.

Das **Fürspannen** nach der Kirche ist heute noch in verschiedenen Orten üblich. Gepflegt wird auch das Spalierstehen durch Vereine vor dem aus der Kirche tretenden Brautpaar.

Noch sehr im Schwange ist auch das **Schießen** bei der Jugend. Von Isingen ist noch bekannt, daß die Kameraden des Bräutigams schossen, wenn man aus der Kirche kam. Der Bräutigam hatte dann das „Schießenbier“ zu bezahlen. Ein Vogtgerichtsurteil von 1746 aus Truchtelingen zeigt, daß das Schießen damals schon Sitte war: „Das ohnnötige Schießen bey Hochzeiten, so nichts als einen Tumult erregt und öfters Feuergefahr bringet, solle völlig verboten sein, bey Straf 1 fl. auf jeden Schuß“. Vor dem Eingang zum Wirtshaus und zum Brauthaus wurden zwei Tännchen aufgestellt. Nach dem Traugottesdienst begab sich der Zug in das Gasthaus bzw. den Saal wo die Hochzeit stattfand, zum **Hochzeitsessen**, an dem die näheren Angehörigen und geladenen Gäste teilnahmen. Dem Brautpaar, den Gesellen und Gespielen schickten die Bekannten und Freunde (vielfach heute noch) „Brautsträuße“, kleine Geschenkpackchen, die im Saal ausgegeben wurden. Vielfach waren es scherzhafte Geschenke, die beim Öffnen allgemein Heiterkeit erregten.

Wer auf halbwegs gutem Fuß mit Braut und Bräutigam stand, ging ihnen zur Hochzeit, aber meist erst abends, vorher war es vielfach eine geschlossene Gesellschaft. Hans Reyhing erzählt von der Alb, woraus ein **Hochzeitsessen** für geladene Gäste bei einer Hochzeit eines vermöglichen Brautvaters bestanden hat: „Zuerst aß man Suppe, saure Kutteln, spanische Brötchen (eine Art Pasteten). Das war das sogenannte Voressen. Hierauf kamen Rindfleisch und Beilagen; diesen folgten

Schweinebraten, Nudeln und Kompott; dann gab es Schinken und Sauerkraut, Kalbsbraten und den Schluß bildeten Bratwürste, Zwetschgen, Kartoffelsalat und ein Stück Kuchen. Das Essen dauerte bis zum Abend“.

Am Abend kamen die Gäste. Das Brautpaar stand an der Saaltüre und begrüßte die eintretenden Personen. Neben der Türe stand meist eine Schüssel mit einem Teller als Deckel, in welche die Geldgaben der Gäste kamen, die sie vor dem Heimgehen darreichten oder an andern Orten dem Brautpaar in die Hand drückten. Diese Tätigkeit hieß man „schenka“. Das Brautpaar merkte sich genau, wer „einem auf die Hochzeit gegangen ist“ und „geschenkt“ hat. Man schrieb es auch auf, damit man gegebenenfalls den Dank mit der Tat abstaten konnte, um bei eintretenden Hochzeiten nachsehen zu können, ob man selber früher von der betroffenen Familie beschenkt wurde; danach handelte man auch! Die Hochzeitsgeschenke in Geld machten oft einen ansehnlichen Betrag aus, der zur Einrichtung des neuen Hausstandes eine wesentliche Hilfe war.

In einigen Orten war es auch Sitte, daß in der Wirtsstube ein „Brautwinkel, an einem Eisendraht geschenkte Haushaltsgegenstände oberhalb des Sitzes der Brautleute an einer Stange oder einem Seil aufgehängt wurden. In Onstmettingen sagte man, man hängt sie „in den Schmutz“. Beim Kommen gratulierte man den Brautleuten, beim Gehen wünschte man noch einmal „viel Glück im Ehestand“. Die Teilnehmer aßen gern eine Bratwurst mit Salat und einer Mutschel (Wecken). Der erste **Tanz** hieß vielfach „Schappel“. Brauttänze, Ehrentänze, Freitänze für Jahrgänger, Vereine usw. waren im allgemeinen üblich. Tüchlesvortänzer hieß der Brautführer an manchen Orten, weil er nach dem Tanz mit der Braut ein Tüchle bekam. Am Hochzeitstag schaute man auch da und dort (auch heute noch) das neue Heim des Brautpaares und die gesamte Einrichtung an. Dazu mußte eine Aufsichtsperson im Hause

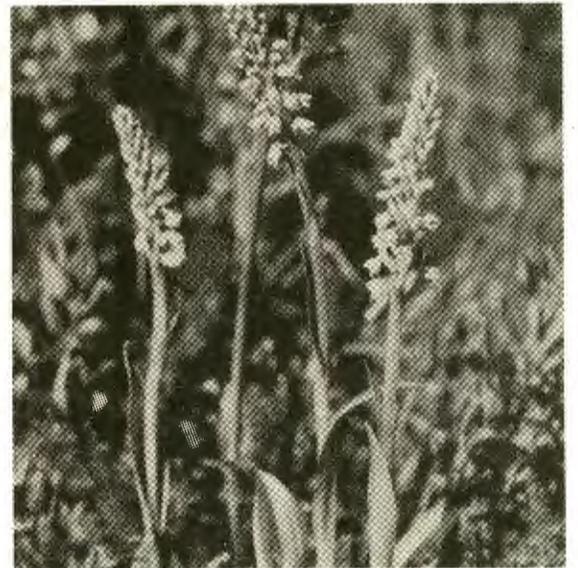
bleiben. Man heißt diese Tätigkeit „s' bseah“, „s' Brautbett a'luaga“.

Hochzeiten wurden das ganze Jahr über gehalten. Man nahm gern den Dienstag oder den Donnerstag, um die Jahrhundertwende und später den Montag, letzterer deswegen, weil man öfters „blauen“ machte und daher mehr Gäste erhofft wurden. Heute sind die meisten Hochzeiten am Samstag, besonders seit an diesem Tag in den Betrieben nicht gearbeitet wird.

Die **Braut** trug ein Hemd mit weiten gefälten Ärmeln, einen rotwollenen oder grünen Unterrock, darüber einen gefälten Oberrock und eine Schürze. Auf dem Kopf hatte sie eine Schappel, die Krone der Hochzeitstracht, die manchmal geborgt war. Die Braut durfte die Schappel nicht tragen, wenn sie schon ein Kind mit in die Ehe brachte. Zur Festtracht gehörten außerdem ein buntes Halstuch und ein breites Granathalsband. Der **Bräutigam** trug schwarze Lederhosen, die unter dem Knie gebunden waren, und blaue Strümpfe. Dazu trug er eine rote Weste mit Silberknöpfen, einen blauen langen Kittel, Buntschuhe mit langer darüberhängender Zunge und einen großrandigen schwarzen Filzhut.

Auf dem Kleinen Heuberg (besonders in **Leidringen**) hat sich vieles erhalten und wird heute im Trachtenverein gepflegt und gehütet. In Leidringen werden auch Ähnes Hochzeits-hosen mit der Jahreszahl 1890, die ausnahmslos originalen Hemeder (Hemden), die weißen Strümpfe, grünen Unterröcke, samtene Brustle und seidenen Gürtel sorgsam gehütet. Hier wird noch Überkommenes nach bewährten Urvätersitten lebendig gehalten.

Die Gewöhnliche Händelwurz *Gymnadenia conopsea*



An sonnigen Waldabhängen, auf Magerwiesen blüht im Juni und Juli oft in größerer Zahl die Gewöhnliche Händelwurz mit ihren nach Nelken duftenden hellpurpurnen Blüten. Ihren lateinischen Namen „konops“ = Mücke hat sie von der Blütenform, die einer Stechmücke ähnelt. Der Volksmund nennt sie daher auch Mücken-Händelwurz. Die blaßlilafarbenen, bis blaßrosa Einzelblüten sind in beträchtlicher Anzahl an der Blütenähre. Die Pflanze erreicht mitunter die stattliche Höhe von einem Meter. Auf unseren Bergen (Irrenberg, Zellerhorn usw.) findet sich auch die Kleine Händelwurz (*G. odoratissima*) mit ihren hellgrünen, nach Vanille riechenden kleineren Blüten. Auch sie erfüllt die Luft mit ihrem Duft in größerem Umkreis.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Jakob Frischlin der Ältere (1522–1564) und Jakob der Jüngere (1557–1621)

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Der 2. Sohn Jakob Frischlins wurde am 25. Juli 1557 in Balingen geboren und erhielt bei der Taufe den Namen des Vaters **Jakob**. Als er erst 9 Jahre alt war, starb der Vater. Von dem älteren Bruder Nikodemus wurde er unterrichtet, bis er 1576 in Tübingen mit dem Studium der Theologie beginnen konnte. Doch er mußte schon nach zwei Jahren als Mitglied des Stifts die Universität verlassen, weil er heiratete. Es gelang ihm zwar, nachträglich den Magistergrad zu erwerben, aber die theologische Laufbahn blieb ihm verschlossen. Er wurde Lehrer und begann 1578 als Präzeptor an städtischen Lateinschulen. Drei Jahre war er Rektor der Lateinschule Reutlingen, 1606 bis 1611 in Ebingen und danach, bis er sich zur Ruhe setzte, in seiner Heimatstadt Balingen, wo er 1621 starb.

Neben der Schularbeit betätigte er sich als Verfasser von Chroniken und von lateinischen und deutschen Versen für württembergische Hoffeste. Als „geistarmer Vielschreiber“ erreichte er aber bei weitem nicht die Qualität seines Bruder Nikodemus. Ähnlich war er ihm nur in seiner Unruhe und seinem unstillen Leben (in mindestens 10 verschiedenen Stellen tätig).

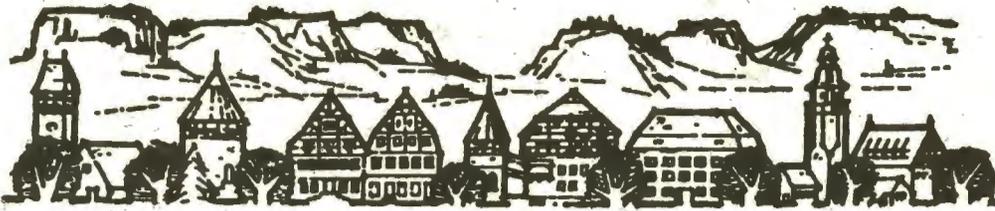
In seinen vielen Dienstorten befaßte er sich mit der Ortsgeschichte, dann vor allem mit der Geschichte des Hauses und Landes Württemberg. Er schrieb Genealogien und Biographien württembergischer Grafen und Herzöge und verfaßte Chroniken, Orts- und Landesbeschreibungen. Die Haus- und Landesgeschichte verfolgte er, wie es kaum damals noch üblich war, bis in mythologische Zeiten zurück. Diese historisch-topographischen Beschreibungen der Ämter, Städte, Dörfer, Klöster, Denkmäler, Naturmerkwürdigkeiten des

ausgehenden 16. Jahrhunderts besitzen für uns heute noch Quellenwert. Auch mündliche Überlieferungen und Beobachtungen hat er gesammelt.

In der 1599 erschienenen umfangreichen Beschreibung der Hochzeit des Grafen Johann Georg von Hohenzollern-Hechingen mit Franziska, der jüngsten Tochter des Wild- und Rheingaugrafen Friedrich von Salm-Neufville, bei der der Aufwand an Prachtentfaltung alle Hochzeiten vergleichbarer Standesgenossen weit in den Schatten gestellt wurde und an der 984 Gäste teilnahmen, hat der Reutlinger Präzeptor Jakob Frischlin genauestens Festverlauf, zollerische Hausgeschichte und Landschaftsbeschreibung mit zahlreichen wertvollen kulturgeschichtlichen Nachrichten angefüllt. Indem er bei seiner Vielschreiberei immer wieder Beschreibungen seiner Heimat einflocht, sind uns seine Darstellungen von einiger Bedeutung. Er versuchte sich auch als Dichter lateinischer Komödien.

Die Balinger Lateinschule, die mindestens seit 1277 bestand (1277 ein „rector scholarum“ erwähnt-) haben die beiden Brüder (Nikodemus und Jakob) zur Zeit des Schulmeister Conrad Edelman (1547–1568) besucht und zwar im Schulhaus, das 1543 erstmals erwähnt wird. Das Haus war, wie 1559 berichtet wird, „vor Menschengedenken“ von der Stadt erworben worden und lag, sehr wahrscheinlich in der Mitte der Stadt, in der Nähe der 1443–1541 neu erbauten Stadtkirche. Am Ende des 16. Jahrhunderts kam die Schule in das alte Spital, das hinter der Kirche lag und an die Stadtmauer stieß. In ihm war auch die 1559 gegründete Deutsche Schule untergebracht und befand sich die Wohnung des Präzeptors.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 30

31. August 1983

Nr. 8

Das Königlich Württemb. Postamt Balingen im „Schwanen“

Von Rudolf Töpfer

Als der seit dem 1. 10. 1819 zwischen der württ. Krone und dem Fürstlichen Hause Thurn und Taxis bestehende Postlehensverband mit Ablauf des 30. 6. 1851 aufgelöst wurde und die Königlich Württembergischen Posten wieder in das volle Eigentum und in die Verwaltung des württembergischen Staates übergangen, ist davon auch das Königlich Württemb. Postamt Balingen betroffen gewesen. Es war am 19. 2. 1813 dem Johann Jakob Roller als Posthalter übertragen worden und in dessen Gasthaus zum „Goldenen Adler“ untergebracht, das sicher schon bald kurz die „Post“ genannt wurde, deren imposanter Gebäudekomplex verkehrsgünstig dicht vor dem „Unteren Thor“ gelegen war (siehe „Heimatkundliche Blätter Balingen“ Nr. 10-12/1982).

Johann Jakob Roller muß ein Posthalter von altem Schrot und Korn gewesen sein. Zusammen mit seiner Ehefrau Anna Barbara geb. Flatt trieb er das in gutem Rufe stehende Postgasthaus um. Auch als Landwirt hat er sich hervorgetan, war ihm doch am 16. 10. 1850 vom König die silberne landwirtschaftliche Medaille gnädigst verliehen worden. Kurzum: die Posthalters-Eheleute standen in hohem Ansehen. Leider sind alle Kinder aus ihrer Ehe früh verstorben. Gegen Ende seiner Posthalterzeit konnte Jakob Roller noch die Ausgabe der ersten württ. Freimarken ab 15. 10. 1851 erleben.

Johann Jakob Roller stand immerhin im 70. Lebensjahr, als er um die Jahreswende 1854/55 aus dem Postdienst ausschied (resignierte). Er konnte auf 41 Dienstjahre zurückblicken. Diese lange Zeitspanne beinhaltete auch die fast 32jährige Dauer der Thurn und Taxisschen Lehenspost im Königreich Württemberg. Sein Gasthaus nannte sich künftig die „Alte Post“. Roller verstarb am 6. Februar 1863 im Alter von 77 Jahren, seine Ehefrau am 21. 11. 1882. Mit Johann Jakob Roller war die Ära der Roller als Posthalter zu Balingen zu Ende gegangen. Nacheinander hatten vier Roller dieses Amt innegehabt von 1757 (spätestens) bis 1854 (mindestens), also annähernd einhundert Jahre lang. Das Königlich Württemb. Postamt Balingen ist 1855 dem Schwanenwirt Jakob Traub als Königl. Württ. Posthalter übertragen und in dessen Gasthof verlegt worden. Der für die damaligen Verhältnisse gewaltige Komplex des „Schwanen“ mit einer Grundfläche von 12 m auf 26 m war im Jahre 1810 nach dem großen Balingen Stadtbrand von 1809 erstellt worden. An gleicher Stelle dürfte bereits vor 1809 ein Gasthaus gestanden haben. Der Erbauer Sting verkaufte das neu erstellte Gebäude im Jahre 1839 an den damaligen Oberkellner und in Hohenheim akademisch vorgebildeten Landwirt Jakob Traub, geboren 1814 in Rosenfeld als Sohn des dortigen Schloßwirts. Zum Gasthof gehörte eine Brauerei, die jedoch bald aufgegeben wurde. Jakob Traub heiratete 1840 die Tochter Marie des Apothekers Dr. Märklin, die ihm aber schon mit 22 Jahren wegstarb. 1845 ließ sich Traub mit der Fabrikantentochter Wilhelmine Binder (geb. 1824) von Ebingen in zweiter Ehe trauen. Jahrzehntlang ist der „Schwanen“ das erste Haus am Platze gewesen. Auch prominente Gäste sind hier abgestiegen, wie etwa König Karl von Württemberg auf einer Durchreise anlässlich eines Besuches beim Fürsten von Sigmaringen. Auch Victor Hugo soll sich 1840 im „Schwanen“ aufgehalten haben. Küche und Keller boten das Beste. Nicht um-

sonst hatte Traub in Paris und Genf als Oberkellner gearbeitet. Eine Besonderheit war der geräumige Schwanensaal mit angebautem Tanzsaal. Dort hat sich lange Zeit das gesellige und kulturelle Leben der Stadt abgespielt. Das Ecke Friedrichstraße/Schwanenstraße stehende Gasthofsgebäude mit seinem schmiedeeisernen Ausleger ragte weit in die Schwanen- und Hauptstraße (heutige Friedrichstraße) hinein. Am Ende der Schwanenstraße lagen die Stallungen für die eigenen Pferde und die der Gäste. Von Traub wurde auch eine ausgedehnte Landwirtschaft betrieben und zwar in mustergültiger Weise. 20 Kühe standen im Stall. Die Schwanenscheuer war ein Begriff.

Seit 1855 ist zudem das Königlich Württemb. Postamt Balingen im Gasthof „Schwanen“ untergebracht gewesen, der dadurch eine weitere Aufwertung erfuhr. Es war garnicht leicht, festzustellen, wann genau die Post von Roller zu Traub verlegt worden ist. Das „Kgl. Württ. Hof- und Staatshandbuch“ von 1854 führt noch Johann Jakob Roller als Kgl. Posthalter zu Balingen auf. Da die Universitätsbibliothek Tübingen, die Staatshandbücher 1855 bis 1857 leider nicht besitzt, mußte die Klärung anderweitig gesucht werden. So ist in der Balingen Stadtpfleg-Rechnung vom 22. 12. 1855 vom Posthalter Traub die Rede, während Johann Jakob Roller bereits als Alt-Posthalter bezeichnet wird. Und auf einem postalischen „Laufzettel“, mit dem nach dem Verbleib eines von Schömberg nach Herberlingen versandten Paketes geforscht wurde und der zu diesem Zwecke den Weg dieses Paketes nachlief, fand sich ein Abteilungsvermerk nach Mengen, der mit „Balingen, 1. Oct. 1855 K. Postamt Traub“ unterzeichnet ist. Damit steht fest, daß das Postamt im Jahre 1855 von Roller zu Traub wechselte.

Im „Schwanen“ ist das Postamt rechts neben dem Hauseingang untergebracht gewesen (Bild). Der Posthalter Traub soll seinen Postillionen selbst Unterricht im Posthornblasen gegeben haben. Er habe auch mehrere Kutschen für den privaten Reiseverkehr in die Umgebung Balingens gehabt, da sich die Geschäftsreisenden von Ort zu Ort fahren ließen, wenn ihnen keine eigene Kutsche zur Verfügung stand. Was die Postexpedition angeht, so ist dort überwiegend der Postgehilfe Jakob Wagner tätig gewesen, was zahlreiche Postschein-Unterschriften beweisen. Wagner setzte gelegentlich „Exp.“ (= Expedient) vor seinen Namenszug. Er war schon beim Posthalter-Vorgänger Roller im „Goldenen Adler“ im Dienst gewesen, nun also beim Posthalter Traub im „Schwanen“ und Wagner zog 1866



Vorn links das „Gasthaus Schwanen“, in dem von 1855 bis 1866 das Königlich Württemb. Postamt Balingen und daran anschließend bis 1878 nur noch die Posthalterei untergebracht gewesen sind. Das Foto ist später aufgenommen, etwa 1908.

auch mit in den „Weißen Ochsen“ um, als das Postbureau dorthin verlegt wurde. Er nannte sich dann „Postamtssekretär“. Während seiner Schwanen-Zeit verliebte sich Wagner in die dort das Kochen lernende Müllerstochter Anna Katharina Rauch aus Vöhringen bei Sulz und heiratete sie später auch. Wagner sollte schließlich noch der Großvater des Heimatdichters Karl Hötzer werden. Weiter beschäftigte der Posthalter Traub einen gewissen Metz als Briefträger, den Friedrich Widmann als Postboten sowie mehrere Postknechte (Postillone).

Auf das Balingen Postamt sind während dessen Schwanen-Zeit zwei wichtige Neuerungen zugekommen: Zum einen hat es am 24. 1. 1862 eine Telegraphen-Anstalt erhalten, die in der Hauptsache aus Morseapparat, Stromquelle, Blitzschutz und der über die Hausdächer durch Balingen führenden Telegraphenleitung bestanden haben dürfte. Damit war nun auch hier jedermann möglich, eilige Nachrichten als Telegramm aufzugeben oder zu empfangen. Aus Freude über die Einreihung der Stadt in das Telegraphennetz sandte diese am Eröffnungstag je ein Telegramm an Seine Majestät den König bzw. an das Kgl. Finanzministerium. Im letztgenannten Telegramm war zusätzlich bemerkt worden: „... in der Hoffnung, es werde auf Einreihung unserer Stadt und des Oberamts=Bezirks in das Eisenbahn-Netz durch Abzweigung von Reutlingen oder Tübingen gnädigst hingewirkt werden“. Doch darüber sollten noch gut zehn Jahre vergehen, wie wir heute wissen. Im übrigen hat damals auch der hiesige Gewerbeverein dem König ein Danktelegramm zukommen lassen. Zum anderen ist ab 1. 7. 1864 die im Oberamts=Bezirk Balingen neu eingerichtete Landpostanstalt in Betrieb gegangen. Dem K. Postamt Balingen unterstanden von da an 6 Landpostbotenbezirke. Die Botengänge wurden werktags aufgeführt. Sie führten über die einzelnen Landgemeinden zum K.

Postamt Balingen (Abgabe der angehenden Postsendungen usw.) und von dort aus in umgekehrter Reihenfolge wieder zum Ausgangsort zurück (Zustellung der eingegangenen Postsendungen usw.). Damit war nicht nur ein gewisser Umtrieb, sondern auch neue Tätigkeiten auf das K. Postamt Balingen zugekommen.

Im Dezember 1865 hat Jakob Traub gebeten, ihn „wegen körperlicher Leiden des Postexpeditionsdienstes zu entheben“. Diesem Ansuchen wurde am 8. 12. 1865 vom König gnädigst entsprochen. Bereits unter dem 19. 12. 1865 ist dann „die erledigte Stelle des Postamtsvorstands in Balingen, mit der die Dienststrecke eines Postmeisters sowie eine nach dem bisherigen Dienstverhältnis des anzustellenden Beamten sich richtende Besoldung von mindestens 900 fl jährlich neben der Vergütung für den Amtsaufwand und neben freier Wohnung oder Entschädigung hiefür verbunden sind“ im „Amtsblatt der Königlich Württembergischen Verkehrsanstalten“ ausgeschrieben worden. Und schon unter dem 16. 1. 1866 wurde bekanntgegeben, daß die erledigte Postmeisterstelle in Balingen dem Postamtssekretär Ludwig Schmid in Stuttgart gnädigst übertragen worden sei. So schnell ging das damals!

Seinem Ansuchen entsprechend durfte Jakob Traub den Posthalterdienst weiterbetreiben. Der Postexpeditionsdienst, wurde vom Postmeister Ludwig Schmid und dessen Hilfskräften besorgt und war zunächst noch im „Schwanen“, natürlich war ihm auch Traub unterstellt. Mit Schmid ist im Januar 1866 erstmals ein Postfachbeamter der Kategorie der Postmeister nach Balingen gekommen. Die damals hier erfolgte Trennung in Postexpeditionsdienst und Posthaltereidienst ist ein für Balingen postgeschichtlich bedeutungsvoller Vorgang. Im übrigen ist diese Trennung wenig später hier auch räumlich vollzogen worden: das „K. Post- und Telegraphenbureau“ wurde ab 1. 3. 1866 vom „Schwanen“ in den „Weißen Ochsen“ verlegt. Allein die Posthaltereie, also der Fuhrdienst, verblieb im „Schwanen“. Die Posthaltereie wurde von der Witwe Wilhelmine Traub als Posthalterin weiterbetrieben, nachdem Jakob Traub am 22. 7. 1866 verstorben war. Dabei stand ihr Sohn Carl tüchtig zur Seite. Die Traub's hatten Personenposten, insbesondere Eilwagen, sowie auch Packwagen zu fahren:

a) in Richtung Schömberg, wo die Kurse nach Rottweil bzw. nach Wellendingen - Spaichingen - Tuttlingen auseinanderliefen;

b) in Richtung Hechingen, jedoch nur bis zum Vortag des 1. 8. 1874, an dem die Bahnlinie Hechingen - Balingen eröffnet wurde;

c) wohl auch auf dem ersten Teilstück des Kurses Balingen - Ebingen - Winterlingen - Sigmaringen - Mengen - Saulgau - Aulendorf mit täglich verkehrenden Tag- und Nachteilwagen. In Balingen bestanden Eilwagenanschlüsse in Richtung Stuttgart bzw. Rottweil; in Aulendorf (seit 1849 Bahnstation) sowie Sigmaringen (seit 1873 Bahnstation) waren Zuganschlüsse gegeben.

Die Personenpost Rosenfeld - Balingen und zurück besorgte der Rosenfelder Posthalter. Die Localwagenfahrten Ebingen - Balingen und zurück wurden vom Ebinger Posthalter ausgeführt. Als jedoch 1874 die Bahnlinie Hechingen - Balingen in Betrieb gehen sollte, ist kurz vorher, nämlich am 24. 6. 1874, seitens der Königlich Württ. Post-Direktion in Stuttgart, einerseits, und dem Ebinger Postverwalter Brecht sowie der Balingen „Frau Posthalter Wilhelmine Traub, Posthalterswitwe, andererseits“, eine Übereinkunft geschlossen worden, die eine neue Postverbindung ab Balingen (Bahnhof) über Laufen und Lautlingen nach Ebingen und zurück betraf, mit Anschluß an die Züge, täglich viermal verkehrend und zur Beförderung von Postgegenständen sowie auch von Reisenden und deren Gepäck bestimmt. Verwendet worden sind von Postillon gefahrene 8-9sitzige sogenannte Kabriole-Omnibuswagen; dazu verkehrten auch Biwagen. Das Ganze war nur eine vorübergehende Lösung; sie endete, als am 4. 7. 1878 die Bahnstrecke Balingen - Sigmaringen in Be-

trieb ging. In der vorerwähnten Übereinkunft ist auch von einer Reisemöglichkeit von Rottweil über Balingen nach Ebingen die Rede, gewissermaßen mit Umsteigen von Postwagen zu Postwagen in Balingen, worum sich insbesondere der Balingen Postmeister Schmid kümmern sollte. Selbstverständlich hatte die Balingen Posthaltereie von Fall zu Fall auch Extraposten abzufertigen, deren Inanspruchnahme jedoch rückläufig war und zwar je mehr sich das Eisenbahnnetz vergrößerte bzw. je dichter es wurde. Ab 1. 2. 1872 gab es allgemein keine reitenden Extraposten mehr, also nur noch fahrende.

1878 hatte Gottlieb Plessing die Nachfolge der Posthalterin Wilhelmine Traub angetreten, die 1883 verstarb. Plessing wurde bereits damals als Postfahrtenunternehmer bezeichnet, durfte jedoch den Titel „Posthalter“ führen. Die Postverwaltung war nämlich inzwischen dazu übergegangen, den Postfuhrdienst an Unternehmer zu vergeben. Schon bald fuhren die pferdebespannten Plessing'schen Postwagen bei dessen Gasthaus „Zum Sternen“ ab. Dabei konnte es sich nur noch um Kurse abseits der Zollernbahn handeln, denn von Tübingen her war zunächst Balingen 1874 Bahnstation geworden; 1878 ist dann auch der Streckenabschnitt Balingen - Sigmaringen in Betrieb gegangen. Der „Schwanen“ blieb Postwagen-Haltestelle in Richtung Schömberg. Und bereits seit dem 26. 3. 1866 befand sich dort auch eine Brieflade (laut Bekanntgabe im hiesigen „Amts- und Intelligenzblatt vom 24. 3. 1866). Das war dann aber auch alles, was am „Schwanen“ ab 1878 sichtbar daran erinnerte, daß er einstmal Postgasthaus gewesen war. Um das Bild vom „Schwanen“ abzurunden, sei hier noch bemerkt, daß dieser Gasthof in der 1879 erschienenen 2. Auflage des „Reise- und Industriehandbuches für Württemberg“ von Bernhard wie folgt beschrieben ist:

„Carl Traub, Gasthof zum weißen Schwanen, 11 Fremdenzimmer zu 1 Mark, Speisesaal, Table d'hôte 1.50 Mark ohne Wein, Restauration á la carte jederzeit, Stallungen, ein- und zweispännige Equipagen, Omnibus zur Bahn, Haupteinkuhr der Geschäftsreisenden, gut und nicht teuer“.

Da die Posthaltereie 1878 aus dem „Schwanen“ wegverlegt worden war, ist von ihr im vorerwähnten Handbuch unter „Gasthof zum weißen Schwanen“ keine Rede mehr. Zudem konnten die Reisenden jetzt sowohl aus Richtung Tübingen als auch aus Richtung Sigmaringen per Zug nach Balingen kommen. Der Schwanenwirt Carl Traub ließ seine Gäste und deren Gepäck mit einem hoteleigenen pferdebespannten Omnibus von der Bahn abholen bzw. dorthin bringen. Es war das ein postkutschenähnliches Gefährt. Das letzte „Schwanenwägle“ hat bis in die 1970er-Jahre, räderlos aufgebockt und durch ein aufgesetztes Satteldach zusätzlich geschützt, hier am Roßnägele sein Leben als Gartenlaube gefristet. Wenn sich der Verfasser recht erinnert, waren unter den Wagenfenstern Blumenkästen angebracht. Wo einst der „Schwanen“ stand, erhebt sich seit 1958 ein Neubau der Volksbank Balingen. Diese im Jahre 1864 von 27 Balingen Bürgern gegründete Handwerkerbank firmierte ab 1866 als Gewerbebank. Der „Schwanen“ ist 1939 von der Gewerbebank der Erbgemeinschaft Traub abgekauft worden. 1940 wurde diese Bank in Volksbank Balingen umbenannt. Wegen des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit konnte die Volksbank den „Schwanen“ erst 1957 abbrechen und an gleicher Stelle einen Bankhaus-Neubau errichten lassen, der am 25. 10. 1958 eingeweiht worden ist. Vom „Schwanen“ blieb uns nichts als sein schmiedeeiserner Gasthausausleger (im Heimatmuseum) und die Erinnerung daran daß er eine Zeit lang auch Postgasthaus gewesen ist.

Besitz des Reichsstiftes und Zisterziensernonnenklosters Rottenmünster auf dem Kleinen Heuberg

Von Fritz Scheerer

Eine halbe Stunde oberhalb Rottweil liegt im Neckartal die heutige Heilanstalt Rottenmünster, das ehemalige Zisterzienserkloster, das sich zu einem Reichsstift mit gefürsteter Äbtissin entwickeln konnte. Seine Entstehung verdanke es einer in der Nähe der Rottweiler Altstadt gelegenen, keiner bestimmten Regel unterstellten geistlichen Niederlassung zu Hochmauren. Auf Betreiben Williburgs, Meisterin der dortigen Gemeinschaft, sei diese um 1221 auf das linke Neckarufer verlegt worden, auf dem heute noch die Gebäude der Heilanstalt Rottenmünster liegen. Kurze Zeit später ist dann der Aufnahme in den Zisterzienserorden die Privilegierung durch Papst Honorius III. und Kaiser Friedrich II. gefolgt.

Dieses Kloster ist nicht, wie sonst üblich, durch einen Stifter, sondern durch Loslösung von einem älteren Verband gegründet worden. Das Gründungsgut ist von den Frauen selbst durch Erbschaft oder Kauf erworben worden. 1221 bestätigte Bischof Konrad von Konstanz, daß die Schwestern von Rottweil ein Gut von den Kanonikern zum Hl. Stephan in Konstanz um 200 Mark Silber gekauft hätten. Da das erworbene Gut wahrscheinlich nicht allzu groß war und kaum einen landwirtschaftlichen Betrieb gestattete, der zum Unterhalt ausgereicht hätte, muß das Kloster gleich zu Anfang Dotationen erhalten haben, die die notwendige wirtschaftliche Grundlage schufen. Hierzu mögen die Herren von Lupfen und ihre Ministerialen und auch die Grafen von Sulz durch Schenkungen beigetragen haben.

Nachdem 1237 Kaiser Friedrich II. das Kloster in Schutz und Schirm des Reiches genommen und die Vogtei an sich gezogen hatte, war in rechtlicher Hinsicht das Problem für Rottenmünster gelöst. Dem Kloster gelang es, die staufisch-kaiserliche Zisterzienservogtei über den staufischen Zusammenbruch hinwegzuretten, zur vollen Reichsunmittelbarkeit umzugestalten und später auch gegen Ansprüche der freien Reichsstadt Rottweil zu verteidigen.

Rasch erlangten die Nonnen zu Rottenmünster Wohlstand und Ansehen. Zunächst wurden Güter in der nächsten Umgebung wie in Lauffen oder auf Rottweiler Markung, in Balgheim, Weilheim bei Tuttlingen und in Vaihingen (heute Vaihinger Hof) erworben. Dann wurde der enge Kreis um das Kloster überschritten und der Bogen weitergespannt. Güter in Schweningen, Zimmern ob Rottweil, Aixheim, Denkingen, Aldingen, Wellendingen und auf dem Kleinen Heuberg kamen hinzu. Die Erwerbungen auf dem Kleinen Heuberg sollen in folgendem herausgestellt werden. Dabei seien gleich die Tatsachen vorweggenommen, daß sowohl bei Schenkungen wie bei Käufen der Grundbesitz im Vordergrund steht, Einzelland und Zinsen kaum Interesse finden. Schenkungen in Geld werden gleich wieder in Grund und Boden angelegt.

Bis 1327 wurden 42 Höfe geschenkt und 34 durch Kauf erworben. Das Lagerbuch von 1327 (Abt. B 494, Rottenmünster, Staatsarchiv Stuttgart) verzeichnet rund 260 Lehen, so daß das Kloster um diese Zeit mindestens 220 Höfe besessen haben muß. Die Einkünfte aus diesem Besitz betragen 730 Malter (Mltr.) Getreide Glattfrucht (Kernen und Roggen, 1 Mltr. 160,02 l) und 180 Mltr. Rauhfrucht (Haber, 1

Mltr. 369,68 l). Dazu kamen ungefähr 6600 Eier, 500 Hühner und 50 Pfund (lb). Pfennige jährlich, Zinsen mehrten diese Summe noch um weitere 47 lb.

Balinger Ortsadel als Schenker und Verkäufer

Das Kloster hat u. a. seinen raschen wirtschaftlichen Aufschwung im 13. und 14. Jahrhundert auch dem Balinger Ortsadel zu verdanken, der um 1255 nach Rottweil verzogen war und dort eine der führenden Patrizierfamilien wurde, die eine größere Zahl der leitenden städtischen Beamten stellte. So gibt im Jahre 1290 Berthold von Balingen seinen Töchtern Adelheid und Junta, Klosterfrauen zu Rottenmünster, als Mitgift ein Gütle zu Dautmergen, welches 1293 Eberhard von Lupfen dem Kloster eignet (Originalurkunden Abt. 494, Staatsarchiv, im folg. abgekürzt = Or. Perg., 97), und zu Böhningen eine Hube (größerer Hof, Or. Perg. 98). Im Jahre 1292 schenkt er ihnen den Teil eines Hofes zu Täbingen und vermacht dem Kloster zu einem Seelgerät den halben Teil einer Hube zu Leidringen unter Vorbehalt des Lösungsrechtes innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren (Or. Perg. 529). Da dieses Gut im Lagerbuch von 1327 nicht mehr aufgeführt ist, wurde anscheinend vom Lösungsrecht Gebrauch gemacht. 1293 übergeben Berthold und seine Gemahlin Mechthild sowie ihre Töchter Adelheid und Junta dem Kloster 1 Hube zu Aldingen (Dokumentenbuch von 1660, abgek. Dok., 65,1) und in „Waelalingen“ (Wellendingen) von einem Gut 6 Scheffel Kernen, 1 Viertel Eier (60 Stück) und 4 Hühner jährliche Gült.

Eberhard von Balingen verkauft 1339 um 22 lb. Heller (hhr.) 2 Jauchert (J.) Ackers hinter Hochmauren dem Kloster, 1350 er und sein Sohn Dietrich um 13 ½ lb. hhr. ein Gütle zu Lackendorf. 1354 verkauft Eberhard dem Kloster um 51 lb. einen Hof zu Zepfenhan (Dok. 594,6) und 1356 um 52 lb. einen weiteren Hof (Dok. 595,8). Das Spital zu Rottweil überläßt 1358 dem Kloster in Böhningen ein Gut um 198 lb. hhr., das man von den von Balingen gekauft hat, für frei, ledig und los (Dok. 85,3). 1359 verkaufen Eberhard, Martin und Dietrich von Balingen dem Kloster um 261 lb. hhr. 7 Höfe und eine Mühle zu Böhningen (Dok. 86,5). Schon 1356 kaufte das Kloster um 52 lb. hhr. ein Gut zu Lackendorf von Frau Catharina, Martins von Balingen Ehefrau (Dok. 309,1); 1341 hat sie dem Kloster ein Gut zu Taelingen (abgegangen bei Aldingen) geschenkt, für das nach ihrem Tod ein Jahrtag gehalten sowie dem Konvent Wein gereicht werden soll (Or. Perg. 551).

Zu Dauchingen gibt 1412 Ulrich von Balingen seiner Schwester Anna, Klosterfrau, um 59 Gulden (fl.) ein Gut, das nach ihrem Tod zu Jahrzehnten an das Kloster fallen soll (Dok. 206,5). In Wilflingen verkauft er der Pitanz zu Rottenmünster um 98 rh.fl. seinen Hof, genannt der Vogler Hof (Or. Perg. 609). Nach dem Lagerbuch von 1327 zählen dort drei Höfe, eine Waldung und zwei kleinere Güter zum rottenmünsterschen Besitz. 1381 und 1396 wird dort dem Kloster gegen die Herren von Balingen jeweils ein Gut zugesprochen (Or. Perg. 601 und 604). In Rottweil-Altstadt verkauft Marte von Balingen 1361 um 10 lb.hhr. 1 lb.hhr. und ein Fastnachtshuhn jährlichen Zins aus einem Garten bei der steinernen Brücke.

Schenkungen und Verkäufe anderer Adelliger

1270 verkauft Eberhard von Tälingen dem Kloster um 24 Mark Silber einen Hof zu Dormettingen, während ihm die von Wehrstein zugleich die Eigenschaft dieses Hofes geben (Dok. 187,1). Eberhard von Lupfen eignet dem Kloster 1293 eine Hube zu Dautmergen und verzichtet 1299 auf seine Ansprüche an den „Maier Counenhof“ daselbst, den Heinrich der Vater des Ausstellers den Frauen übergeben hatte (Or. Perg. 99), und 1288 auf ½ Schupos (kleineres Gut) zu Aixheim (Or. Perg. 164). Werner von Zimmern verzichtet 1297 auf seine Ansprüche an einen Hof zu Tutmaringen (Dautmergen) (Dok. 283,1).

Berthold von Sinkingen schenkt 1303 dem Kloster ein Stück Wald zu Täbingen sowie drei Höfe samt den darauf stehenden Häusern (Or. Perg. 301), so daß dort 1327 2 Höfe und 2 Häuser mit Gärten im Besitz des Klosters sind, und zu einem Seelgerät schenkt er einen Acker zu Kleinzimmern (abgegangen im Schlichental bei Leidringen). Albrecht von Sinkingen gewährt 1447 dem Kloster in Zimmern unter der Burg gegen Bezahlung von 6 lb. hhr. Steuerfreiheit für alle seine Güter (Dok. 607,1). 1314 schenkt Berthold von Justingen, Bürger zu Rottweil, in Zerbrochen Zimmern (Zimmern u. d. B.) ein Gütle (Dok. 605,1). Ritter Werner von Bubenhofen verordnet 1342 dem Gotteshaus Rottenmünster jährlich 10 Schilling (B) aus einer Wiese zu Geislingen zu einem Seelgerät (Dok. 279,1). Aus Geislinger Grundbesitz bezieht das Rottenmünster 1767 5 Mltr. 8 Viertel Vesen, 2 Mltr. Haber, 4 Hühner und 60 Eier (Rechnungsbücher).

1406 schenken Graf Hermann von Sulz und Frau Margareth, geb. von Hohenberg, seine Gemahlin, jährlich 3 lb. Vorzins aus der Steuer zu Schömberg zu einem Jahrtag. Für den Fall, daß die Pfandschaft des Schlosses Schömberg eingelöst werde, solle man dem Kloster 60 lb. zukommen lassen (Dok. 473,4. Das Schloß war 1381 im Besitz der Grafen von Hohenberg). 1327 hat das Kloster in Schömberg einen größeren Hof im Besitz sowie 3 Einzelstücke (Lagerbuch). 1288 urkundet Albert, Graf zu Hohenberg, daß Albert und Volkart Ritter von Suntheim (Sonthof), der Äbtissin und dem Konvent zu Rottenmünster um ihrer Seelenheil willen einen Hof zu Voggingen (Vaihinger Hof) geschenkt haben.

In Rotenzimmern scheint das Kloster verhältnismäßig früh begütert zu sein. Schon 1289 verzichten dort Ritter Heinrich von Suntheim und seine Gemahlin auf alle vermeintlichen Ansprüche an ein dem Kloster gehörendes Gut. 1305 erwirbt dort Rottenmünster um 12 lb.hhr. zwei Äcker und eine Wiese (Dok. 423,3), und 1312 verkauft Friedrich von Hochmössingen um 12 lb. hhr. 1 lb. 4 B jährlichen Zins aus einer Wiese (Dok. 423,4). Das Lagerbuch von 1327 nennt in Rotenzimmern 3 Höfe sowie ein kleines Lehen im Besitz des Klosters; 1568 sind es noch zwei Höfe und ein kleines Lehen, die aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts veräußert wurden.

Im 14., vermutlich aber schon im 13. Jahrhundert waren die Dörfer Suntheim (1262 Sunthain, später Sonthof) und Zepfenhan (1327 Zepfenhain) hohenbergisches Lehen. Das Dorf Suntheim wird zum erstenmal im 13. Jahrhundert durch die dort ansässigen Ritter von Suntheim, Lehen- und Gefolgsleute der Grafen von Hohenberg, genannt. Die dortige Kirche, die im 19. Jahrhundert abgebrochen wurde, hatte das Martinspatrozinium. Die Siedlung dürfte daher und auch aufgrund der Namensbildung (Südheim) in fränkischer Zeit entstanden sein.

Spätestens um 1516 sind beide Dörfer Eigentum des Klosters Rottenmünster. 1461 stand dem Reichsstift das Patronatsrecht der Martinskirche zu. Nachdem im 15. Jahrhundert das Dorf Suntheim, wie auch Vaihingen, zum größten Teil von seinen Bewohnern verlassen war, vereinigte das Kloster den Ort zu einer sehr einträglichen Domäne, die ein Hofmeister bewirtschaftete. Das Gut warf im Durchschnitt so viel ab wie 14 Höfe in Aixheim, obwohl diese 500 J. Grund und Boden hatten und Sonthof dagegen nur 250 J. (OAB. Rottweil).

Schenkungen und Verkäufe von Bürgern

In dem Dorf Voggingen, das um 1585 als Hof erscheint und dann Vaihinger Hof genannt wird, finden wir das Kloster Rottenmünster schon im 13. Jahrhundert begütert (s. oben). Der größte Teil des Besitzes wird erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts durch Käufe und Tausch erworben. So verkauft z. B. 1479 Jacob Vischer von Bickelsberg dem Kloster sein Gütle daselbst (Dok. 521,50). Die eine Hälfte des Ortes, der im 15. Jahrhundert geteilt ist, wird 1471 von Agnes Maigerin, der Witwe Conrads Haggs (Rottweiler Patrizier), dem Reichsstift um 112 rh.fl. verkauft, die andere

wird nach 1472 erworben (Dok. 517,41). Das Gut umfaßte 1585 etwa 350 J. Grund und Boden und wird nunmehr von einem Hofmeister bewirtschaftet. Bei der Säkularisation 1802/03 kam der Hof zusammen mit den übrigen Besitzungen des Klosters an Württemberg, das ihn 1831 um 50 000 fl. an die Gemeinde Neukirch verkaufte (OAB. Rottweil).

Im Konvent zu Rottenmünster sind Rottweiler Patrizierfamilien ziemlich stark vertreten, einzelne bekleideten sogar das Amt der Äbtissin. Durch dieses Patriziat und das wohlhabende Bürgertum der Reichsstadt hält der wirtschaftliche Aufschwung des Klosters an. Welch wirtschaftliche Macht Rottweil schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts darstellte, mag an der 1324 vorgenommenen Erbteilung der Familie Bäsgen ersichtlich sein. Catharina Bäsgen Klosterfrau zu Rottenmünster erhielt dabei 4 ½ Höfe, 2 Häuser, verschiedene Äcker, an jährlichen Zinsen oder Gülten 10 Mltr. Kernen, 14 Hühner, 70 Eier sowie 10 lb. und 6 B hhr. Unter dieser Mitgift waren u. a. ½ Hof zu Isingen, 2 Mltr. Kernen Zins aus einem Hof zu Kernhausen (abgegangen bei Ratshausen), Ein Gütle zu Kleinzimmern, das Haug von Leidringen und Heinrich Lingg bauen, ein Haus in Rosenfeld.

Reich begütert war auch die Familie Canzler. 1343 schulden Dietrich Canzlers Kinder ihrer Schwester Adelheid, Klosterfrau zu Rottenmünster, ein Leibgeding aus ihren Gütern zu Dotternhausen (Dok. 190,1). Ytel Hagg gibt 1386 der Frau Gerlin Canzler, Klosterfrau zu Rottenmünster, um 3 ½ lb.hhr. Gülten aus einem Gütle zu Dotternhausen zu kaufen (Dok. 199,2). 1427 kauft Frau Elise von Stetten, Klosterfrau zu Rottenmünster, von Frau Neß Canzler um 80 rh.fl. einen Hof zu Dormettingen. Heinrich Canzler, Bürger zu Rottweil, schließt 1374 einen Vergleich mit dem Kloster, bei dem es sich um verschiedene Zinsen zu Balingen und um ein Gut zu Engstlatt handelt, das Frau Margarethe Smid genießen und nach ihrem Tod entweder abgelöst oder dem Kloster gehören soll (OAB. Balingen). Einige Gülten zu Engstlatt verkauft Eberlin Byter, Bürger zu Balingen, 1451, die er einst von den Frauen von Rottenmünster erworben hat.

Zu den reichen Rottweiler Patriziern zählen auch die Bock und Hagg. 1320 erhält Catharin Bock, Klosterfrau zu Rottenmünster, von Eberhard Bock jährlich 4 Mltr. Kernen und 1 lb.hhr. in Dormettingen, von denen 3 Mltr. nach ihrem Tod an das Kloster fallen sollen (Dok. 187,2). Das Lagerbuch von 1327 verzeichnet 3 Höfe in Dormettingen. Anna Hagg, des großen Hagg Witwe, verkauft 1411 dem Kloster um 15 ½ lb. verschiedene Gülten in Dotternhausen (Dok. 199,3). 1568 und 1749 zinsen 3 Höfe sowie ein kleines Lehen in Dotternhausen nach Rottenmünster. Diese Höfe bleiben im Besitz des Klosters bis zur Ablösung im Jahre 1802.

In Ostdorf besitzt das Reichsstift 1327 einen Hof, der aber vermutlich in der Folgezeit veräußert wurde. Aus Obernheim bezieht es aus einem Gut 1 Mltr. Kernen Vorzins, 1767 Zinsen aus 400 fl. (Rechnungsbuch Abt. 495, Rottenmünster, StA. Ludwigsburg). Nach dem Lagerbuch von 1327 besitzt das Kloster in Erzlingen 11 Höfe, die aber später nicht mehr erwähnt werden. Vermutlich sind sie im 14. oder 15. Jahrhundert verkauft worden. Ebenso gehören nach dem Lagerbuch in „Stainbrunnen“ (Steinbrunnen, abg. bei Rosenfeld) 6 Höfe dem Kloster. 1349 versprechen Äbtissin und Convent dem Conrad Reger um die Liebe, so er zu dem Gotteshaus hat und gehabt, von den Gütern zu Steinbrunnen ihm und seiner Ehefrau einen jährlichen Jahrtag zu halten.

In Täbingen sind 1327 2 Höfe und 2 Häuser im Besitz des Klosters. Zwei weitere Höfe kauft dort Rottenmünster 1409 und 1424, den einen um 119 rh.fl. von Conrat Boller (Rottweiler Patrizier) (Or. Perg. 437), den andern um 126 lb. hhr. von Hans Boller (Or. Perg. 538). 1487 erwirbt Rottenmünster daselbst um 200 lb. hhr. ein Haus, welches der Verkäufer Peter Haß von Täbingen zusammen mit drei kleineren Gütern wieder zu Lehen zurückerhält (Or. Perg. 543 und 548). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts veräußert dann Rottenmünster den

hiesigen Besitz sowie die drei kleinen Höfe und einen Acker zu Leidringen.

1316 schenkt Conrad Rude, Diakon zu Rottweil, dem Kloster 1 Mltr. Kernen aus seinem Gut zu Kleinenzimmern. Frau Catharina Wählinger vermacht 1323 zwei Klosterfrauen ein Gut zu Dautmerken (Or. Perg. 100), und 1343 schenken daselbst Bruder Johann Dyeme von Wettingen und Frau Catharina und Mia, seine Schwestern, Klosterfrauen zu Rottenmünster, dem Gotteshaus ein Gut zu einem Seelgerät (Or. Perg. 101). Den dritten Teil eines Gutes zu Dautmergen kauft das Kloster 1437 und 1481 schließlich zwei Einzelstücke (1 J. Acker und 1 1/2 Mannsmahd Wiesen) (Or. Perg. 105). Im Lagerbuch von 1560 sind dann verzeichnet eine Mühle und 7 Höfe, die aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts veräußert worden sein müssen. 1427 geben die Brüder und Schwestern des Einsiedlerhauses zu Bickelsberg der Pitanz zu Rottenmünster um 30 lb. und 20 ß hlr. 2 Mltr. Vesen-Vorzins aus einem Gut zu Herrenzimmern zu kaufen. Von Weilen u. d. R. bezieht das Kloster im 14. Jahrhundert Zinsen, die es vielleicht für die Grundstücke erhielt, die noch heute „Nonnenwiesen“ heißen (Kreisbeschr. Balingen).

Zu einem rechten Erblehen 1397 Aberlin von Rosenfeld, Messerschmied, des Gotteshauses Hofstatt zu Bühlingen (Or. Perg. 81). 1403 verkauft er dem Kloster um 54 lb. hlr. jährlich 3 lb. hlr. Zinsen aus seiner Schleifmühle zu Bühlingen und 1407 um 20 lb. hlr. ein weiteres Pfund Zins aus seinen Mühlen, so daß dem Kloster nun insgesamt 6 lb. 5 ß hlr. daraus jährlich zukommen (Or. Perg. 87).

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hat das Reichsstift bedeutenden Besitz in Zimmern u. d. Burg. 1322 schenkt Marquart Stirn dem Kloster den halben Teil an drei Äckern, von denen einer in Zerbrochen Zimmern (Zimmern u. d. B.), die andern im Schömberger Bann liegen. Märklin Schuler vermacht daselbst dem Kloster drei Äcker und eine Wiese sowie eine Wiese in Schömberger Bann (Dok. 605,3). 1391 erwerben Juntha Schnewlin und Catharina Zürn Klosterfrauen zu Rottenmünster, von Conrad Brugg um 46 1/2 lb. verschiedene Gülden zu Zimmern, die nach beider Tod an die Pitanz zu Rottenmünster fallen sollen (Dok. 606,4). Weitere Gülden werden im selben Jahr von Leonhard Benzinsweiler erworben.

Tausch und Verkäufe

Das Kloster tauscht 1431 mit Hans Gräber von Dautmergen Teile eines Gartens gegen Teile einer Wiese, um eine gewisse Konzentration des Besitzes zu erreichen. 1476 vertauscht das Reichsstift an Elisabeth, des Hans im Hoffseligen von Zimmern Witwe, einen Hof daselbst gegen drei Gütle zu Vaihingen (Or. Perg. 589). 1477 vertauschen die Pfleger des St. Johann Altars von Schömberg eine Gütle zu Vaihingen an Rottenmünster gegen Zinsen aus einem Gütle zu Schömberg. Sämtliche Gülden zu Schömberg (18 Mltr. Vesen, 11 Mltr. Haber und 27 Hühner jährlich) werden dann 1768 zugunsten des Kaufs von dem Kloster benachbarten Schloß Rotenstein im unteren Eschachtal abgelöst, das zur Konzentration des Besitzes und zur Erweiterung der Eigenwirtschaft des Klosters von Joseph Anton Freiherr von und zu Rotenstein erworben wurde. Zur Finanzierung des Kaufes mußten aber Lehen und Gülden, vor allem die weiter entfernten, abgestoßen werden, so u. a. in Schömberg, Dormettingen, Dautmergen. Das rottenmünstersche Territorium mit Lauffen, Frittlingen, Aixheim, Neukirch, Vaihinger Hof, Zepfenhan, Sonthof und Locherhof wurde dabei nicht angetastet.

Die letzte umfangreiche Erwerbung erfolgte 1777 durch das Schloßgut Oberhausen hinter dem Wenzelstein von der Familie von Pach, die dem Kloster 80 000 fl. schuldete. Der Besitz umfaßte Grundstücke in Oberhausen, Hausen am Tann, den Lochenhof, den oberen und unteren Waldhof, ein Wirtshaus, eine Mahlmühle sowie eine Reib-, Säge- und Ölmühle, den Blutzehnten daselbst und schließlich die niedere Gerichtsbarkeit. Die Kaufsumme betrug 115 332 fl. Der Ertrag wurde anlässlich des Verkaufs auf jährlich 4900 fl. berechnet. 2200

fl. waren für Unkosten aufzuwenden, so daß ein Gewinn von 2700 fl. verbleiben würde. Die Niedergerichtsbarkeit war aber, da sie als österreichisches Lehen nicht Allodialbesitz war, umstritten. Es kam daher 1798 wieder zur Rücklösung der Pachischen Güter. Die Auslösungssumme wurde auf 75 000 fl. festgesetzt.

Wenn der Dreißigjährige Krieg einen schweren Rückschlag bedeutet hat, so hat das 18. Jahrhundert nochmals einen Aufschwung des Klosters gebracht. Eindrucksvollstes Zeugnis dafür ist die wunderschöne Barockorgel, die sich heute in der Stadtkirche Horb befindet, und der Erwerb des Rittergutes Rotenstein.

Als dann in den Jahren 1802/03 die geistlichen Territorien des Deutschen Reiches säkularisiert wurden, umfaßte das rottenmünstersche Territorium rund 15 000 Morgen Äcker

und Wiesen sowie 2800 Morgen Wald. Die Säkularisation bedeutete aber für das Kloster nicht nur den Verlust seiner Eigenstaatlichkeit und seines Vermögens, sondern auch die Auflösung der vor annähernd 600 Jahren gegründeten geistlichen Niederlassung. Zwar durften die bis dahin eingetretenen Frauen beisammen bleiben, aber Neuaufnahmen waren untersagt, was allein schon der tatsächlichen Auflösung der Abtei gleichkam.

Anmerkung: Margareta Reichenmüller behandelt (1964) in den Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Reihe B: Forschungen, Bd. 28) ausführlich. „Das ehemalige Reichsstift und Zisterziensernonnenkloster Rotten-Münster“.

Die Balingen „Mai-Exzesse“ 1848

Von Hans Gaiser

Die Balingen standen von jeher im Ruf freiheitlicher Gesinnung. Sie ließen sich nicht gern etwas von ihren Rechten und Privilegien nehmen, weshalb sie manchmal mit den Behörden in Konflikt kamen. So weigerten sich 1764 zahlreiche Balingen Bürger, die neu eingeführten Steuerscheine anzunehmen. Sie wurden mit schweren Geldstrafen belegt, ein Dragonerregiment auf Exekution hierher verlegt und zahlreiche Bürger in Arrest genommen. Doch im Jahre 1834 muß der damalige Oberamtmann anerkennen, „daß er die Aufführung der hiesigen ledigen Mannschaft mit wahren Vergnügen anerkenne, die die Achtung der Gesetze und Verordnungen und die Liebe zur Ordnung und Ruhe habe, sonach er die hiesige ledige Mannschaft als Beispiel für diejenige in den Amtsorten aufführen könne“. Doch gab es auch Ausnahmen, wie im folgenden gezeigt werden soll.

Entscheidungsgründe zu dem von dem Criminal-Senate des Königl. Gerichtshofes für den Schwarzwald-Kreis (Tübingen) in der Untersuchungssache gegen Jacob Jetter, Kaufmann von Balingen und Genossen, wegen Aufruhrs, unter dem 6. Juli 1848 gefällten Erkenntnisse:

Am 5. Mai d. J. hatte sich das Oberamtsgericht Balingen veranlaßt gesehen, die Verhaftung des Messerschmidsgesellen Wilhelm Wahrenberger von Balingen wegen Verdachts der Beteiligung bei den hochverräterischen Unternehmungen im Oberrheinkreis zu verfügen. Diese Maßregel, gestützt teils auf ein Ersuchungsschreiben des badischen Bezirksamts Lahr, in welchem Wahrenberger freilich ohne Angabe der Gründe, der Beteiligung bei jenem Unternehmen verdächtigt wurde, teils auch die Aussagen zweier obrigkeitlicher Diener (Balingen Landjäger), nach welchen Wahrenberger sich im Wirtshause der Teilnahme an dem Freischarenzuge sich berühmt und über politische Fragen im Sinne jener Parthie ausgelassen haben sollte, erschienen als gehörig begründet.

Es bedarf keiner Ausführung, daß bei Beurteilung dieser Vorfrage lediglich die Aktenlage zur Zeit der Verhängung der Haft ins Auge zu fassen war, daß also ebensowohl außer Beachtung bleiben mußte, was die spätere Untersuchung zur Verstärkung jenes Verdachts erbrachte, als was andererseits hinterher zur Entkräftung der oben erwähnten beiden Zeugnisse laut wurde.

Damals aber lag für das Untersuchungsgericht vor – Anwesenheit des Verdächtigen am Orte der Tat und von zwei Zeugen bestätigtes außergerichtliches Bekenntnis über eine nähere Beziehung des Angeschuldigten zu derselben – Grund genug, wo nicht zur Versetzung in den Anschulidungsstand, doch wenigstens zur Haftanlegung in Gemäßheit des Artikel 154 der Strafprozeßordnung.

Nach dieser Gesetzesstelle darf bei nur entferntem Verdachte Haft verfügt werden, wenn die Teilnahme an einem Aufruhr, also gewiß noch mehr an einem hochverräterischen Angriffe nicht sogleich ausgemittelt werden können und nach der Lage der Sache, wie hier der Fall war, die Vermittlung des Zweckes der Untersuchung durch Verabredung mit Zeugen oder Mitschuldigen zu befürchten ist.

Dessen ungeachtet brachte die schnell sich verbreitende Kunde von der Verhaftung des Wahrenberger bedeutende Mißstimmung hervor, wozu nicht wenig beitrug, daß Wahrenberger, ein vermöglicher Bürgersohn, gegen

die Anordnung des Gerichtsvorstandes in Folge eines fatalen Zusammentreffens der Umstände, von einem Landjäger auf offener Straße angehalten worden war, und daß die Sage als einzigen Grund seiner Verhaftung seine freisinnigen Äußerungen an öffentlichen Orten bezeichnete.

(Fortsetzung folgt)

Die Heilwurz

Seseli libanotis



An sonnigen Hängen, auf den Felsen unserer Berge findet sich häufig ein hoher Schirmblütler, die Heilwurz, die bis 1,25 m hoch werden kann. Mit ihrer vielstrahligen, stark gewölbten weißen, selten rötlichen Dolde ist sie auf unseren Bergen weit verbreitet. Den lateinischen Beinamen „libanota“ = Weihrauch hat die Pflanze von dem Geruch der Wurzeln. Die Einstellung der doppelt gefiederten Blätter mit ihren lanzettlichen Zipfeln zum Licht ist ein Ausweichen vor senkrechter Sonnenbestrahlung. Auch die Längskanten der Fiederblättchen sind nach oben gerichtet. Dies alles dürfte an den sonnigen Abhängen ein Schutz gegen starke Verdunstung sein.

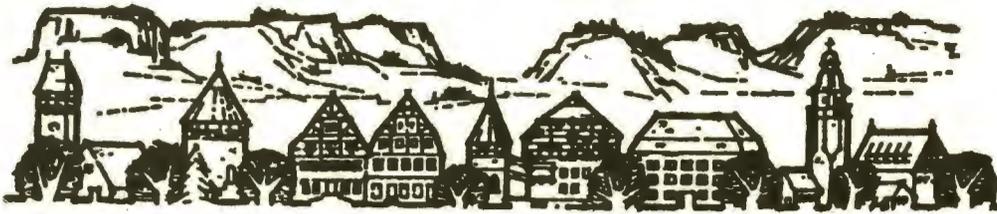
Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Schloß Lichtenstein

Ein Denkmal romantischer Begeisterung für die württembergische Geschichte

Von Adolf Klek

Sanierung der Bausubstanz begonnen

Die Lokalzeitung aus Reutlingen meldete im Juni 1982 in Schlagzeilen: „In Deutschlands populärstem Märchenschloß schimmeln die Bilder an den feuchten Wänden. Nach 140 Jahren Existenz die erste große Lichtenstein-Sanierung für 4 Millionen Mark mit Zuschüssen des Landes.“

Bis zum Jahre 1986 sollen abschnittsweise im Schloß und vor allem in den Nebengebäuden Reparaturen durchgeführt werden, die wenigstens den ursprünglichen Zustand sichern. Außerdem werden die Bilder, Wandmalereien und Skulpturen restauriert. Für eine Verbesserung der Substanz etwa durch zusätzliche Wärmeisolierung reichen die finanziellen Mittel nicht.

Die Eintrittsgelder aus den Schloßführungen für jährlich bis zu 150 000 Besucher sind bisher stets für laufende Unkosten und kleine Ausbesserungen verbraucht worden. Der 1981 verstorbene Hausherr, Graf Karl Gero, Herzog von Urach, von Beruf Architekt und Offizier, hatte manches Notwendige selbst ausgeführt. Er lebte äußerst bescheiden.

Sein Nachfolger in der Betreuung dieses Familienerbes ist Graf Karl Anselm, der am Starnberger See beheimatet ist. Er möchte jetzt mit Unterstützung des staatlichen Denkmalamtes und eines auf diesem Gebiet erfahrenen Münsinger Architekten das Vorhaben der Sanierung weiterreiben, das noch von Graf Karl Gero eingeleitet worden war.

Wer das Hauptgebäude von Schloß Lichtenstein, das so kühn auf einem einzelnen Felsen zwischen Wald und Wolken über dem Echaztal

bei Honau errichtet wurde, besuchen möchte, kann dies weiterhin tun. Die Schloßführungen gehen trotz Renovierungsarbeiten weiter. Die Bauwerksüberprüfung hat erkennen lassen, daß die Gesamtkonstruktion der Erbauungszeit eine erstaunliche Solidität bis heute bewahrt hat. – Weshalb mußte dieser Bau überhaupt so gewagt erstehen?

Ein Hochschloß der Romantik

Der Erbauer des Lichtensteinschlosses, Graf Wilhelm von Württemberg (1810 – 1869), hatte die Absicht geäußert, an der Stelle der alten, schlichten Burg Lichtenstein, deren Gebäude-ruin zum Forsthaus hergerichtet worden war, „eine deutsche Ritterburg im edelsten Stil des Mittelalters zu erbauen, die an Kühnheit der Lage, Festigkeit der Bauart und Bequemlichkeit im Innern, gepaart mit einfacher Schönheit, Schloß Eberstein und selbst das berühmte Hohenschwangau übertreffen sollte“.

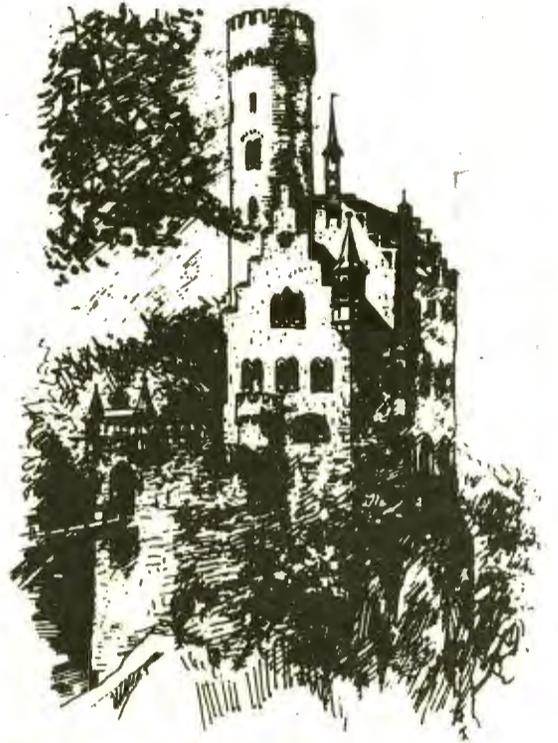


Carl Alexander Heideloff, Architekt für Schloß Lichtenstein. (Foto: „Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 2/83“)

Schloß Lichtenstein ist also einzuordnen in die Reihe derjenigen herrschaftlichen Bauten, die im 19. Jahrhundert nicht als befestigte, verteidigungsfähige Wohnsitze geschaffen wurden, sondern mehr zur Darstellung von Idealvorstellungen ihrer Erbauer dienen sollten.

Das von Graf Wilhelm genannte Schloß Eberstein war durch den Sohn des Markgrafen von Baden in der Nähe der Stadt Baden-Baden über dem Murgtal durch Ausbau einer Burgruine im Jahr 1805 bewohnbar gemacht und anschließend noch durch Nebengebäude erweitert worden. Es ragt einsam und still aus waldbedeckten Höhen hervor. Der Markgrafensohn Friedrich war ein schwärmerischer Verehrer der Natur und der mittelalterlichen Geschichte.

Das Schloß Hohenschwangau, das durch ein Schloß Lichtenstein ebenfalls übertroffen werden sollte, war im anderen Nachbarland



Talseite von Schloß Lichtenstein.

Bayern gleichfalls durch einen jungen Fürsten, den Kronprinzen Maximilian, ab 1836 erbaut worden. Auch hier wurden Reste einer mittelalterlichen Burg mitverwendet, und auch hier ergab sich aus der Landschaft, den Bergen und dem Alpsee eine romantische Szenerie.

Es sind in jener Zeit von den verschiedenen deutschen Fürstengeschlechtern an vielen Orten solche Hoch-, Wald- oder Wasserschlößer errichtet worden. In ihnen sollte die Verbindung von erhabener Natur und vielfältiger Kunst, von Märchenwelt und Wirklichkeit, von ruhmreicher Vergangenheit und einem seit der Befreiung von Napoleon erwachenden neuen Nationalgefühl Gestalt gewinnen und erlebbar werden.

Schloß Lichtenstein ist im württembergischen Raum das einzige Hochschloß mit dieser Bestimmung geworden. Mindestens hinsichtlich der „Kühnheit der Lage“ übertrifft es sicher alle vergleichbaren Bauwerke. Daß sein Bauherr auch ein junger Romantiker war, läßt der Blick auf seine Persönlichkeit erkennen.

Der Bauherr: Dichter, Wissenschaftler, Offizier

In und um die beiden geistigen Zentren Württembergs, Stuttgart und Tübingen lebten damals die meist seit der Studienzeit befreundeten Glieder des „Schwäbischen Dichterkreises“: Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, Eudard Mörike. Zu diesem Kreis gehörten auch die beiden Grafen Alexander und Wilhelm von Württemberg. Ihre dichterischen Werke sind allerdings kaum bekannt geworden. Die beiden Brüder waren Vettern des seit 1816 regierenden Königs Wilhelm I. von Württemberg. Sie standen nur im Grafenrang und waren von der Thronfolge ausgeschlossen, weil ihr Vater, Bruder des vorherigen Regenten, ein Fräulein aus niederem Adel geheiratet hatte.

Was in den Dichtungen aller dieser Freunde zum Ausdruck kam, handelte von Frühling und Liebe, vom Morgen und Abend, vom



Graf Wilhelm von Württemberg, Bauherr von Schloß Lichtenstein. (Foto: „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, Heft 2/83“)

Wandern und von der Landschaft, von alten Sagen und geschichtlichen Ereignissen. „Schwäbische Romantik“ wird es in der Literaturgeschichte genannt.

Graf Wilhelm widmete seinem Duzfreund Justinus Kerner folgendes beispielhafte Gedicht:

Lichtensteiner Glockentöne

Auf meinem Lichtensteine
Sitz' ich im Abendstrahl,
Schau friedlich und alleine
Ins lieblich grüne Tal.

Viel Glöcklein klingen leise
Von nahe und von fern,
Wie lausch' ich dieser Weise
So heimlich und so gern.

Wie sänftigt dieses Tönen
Mein armes, krankes Herz,
Als woll' es all versöhnen
Die Sorgen und den Schmerz.

Du Abendglockenklingen,
Du leiser, frommer Sang,
Willst Herzen ruhig singen?
Wie oft noch und wie lang?

O klinge stets so labend
Von nah und fern mir zur,
Ruf Du mich einst am Abend
Zur langersehnten Ruh'!

Graf Wilhelms Fähigkeiten lagen aber auch noch auf anderen Gebieten. Mit dem Forschungsdrang des Wissenschaftlers befaßte er sich mit der Wetterkunde, mit den in Württemberg vorkommenden Gesteinsarten, mit Gemäldesammlungen und mit vorgeschichtlichen Ausgrabungsfunden. Er war Mitbegründer des Württ. Altertumsvereins, des Vereins für Vaterländische Naturkunde und des Deutschen Geschichts- und Altertumsvereins. Die Universität Tübingen verlieh ihm 1845 die philosophische Ehrendoktorwürde. Graf Wilhelm hatte großen Anteil am Zustandekommen einer staatlichen Denkmalpflege. Es trifft sich sinnvoll, daß diese jetzt um die Zeit ihres 125jährigen Bestehens sich um sein Schloß Lichtenstein sorgt.

Als 1844 das Stuttgarter Lusthaus abgerissen wurde, brachte Graf Wilhelm eine Anzahl von Kunstwerken daraus auf seinem Schloß Lichtenstein in Sicherheit.

Beruflich wirkte Graf Wilhelm als Artillerieoffizier, zuletzt im Rang eines Generals der Infanterie als Gouverneur der Festung Ulm. Im Jahre 1857 wurde er, mit dem Titel „Herzog von Urach“ ausgezeichnet.

Hauffs Roman „Lichtenstein“ mit Herzog Ulrich

Im Jahre 1826 erschien der Roman „Lichtenstein“, in dem der erst 24jährige Wilhelm Hauff ein Jahr vor seinem frühen Tode in volkstümlicher Weise geographische Einzelheiten und geschichtliche Persönlichkeiten und Vorkommnisse aus dem Lande Württemberg in spannender Erzählung miteinander verknüpfte.

Der erfundene Held des Romans, der junge Ritter Georg von Sturmfeder, begegnet dem ihm unbekanntem Herzog Ulrich von Württemberg, der die Herrschaft über sein Land im Kampf gegen den Schwäbischen Bund verloren hat, sich bei Tag in der Nebelhöhle versteckt hält, in der Nacht aber im Schloß Lichtenstein versorgt wird und Nachrichten erhält. Georg von Sturmfeder ist beeindruckt von der Kraft und inneren Größe dieses Mannes. Er tritt trotz der bekanntgewordenen Fehlritte des Herrschers auf seine Seite. Bei der Rückeroberung des Landes gehört Georg zum engsten Gefolge Ulrichs und darf die geliebte Tochter des Ritters vom Lichtenstein heiraten.

Der historische Tatsachekern des Romans ist die Vertreibung des Herzogs Ulrich im Jahre 1519 und seine Rückkehr im Jahre 1534. Der Romanautor Wilhelm Hauff hatte sehr wahrscheinlich die Nebelhöhle und den Lichtenstein in der Gestalt des zum Forsthaus umgewandelten Burgrestes gesehen. Seit im Jahre 1806 König Friedrich die Nebelhöhle zum dritten Mal besucht hatte, war sie – beson-

ders alljährlich am Pfingstfest – ein beliebtes Wanderziel, auch für Tübinger Studenten. Die Höhle wurde am Pfingstfest mit unzähligen Fackeln reizvoll beleuchtet.

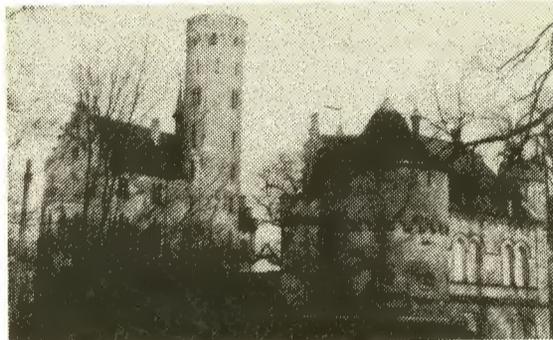
Nachdem Hauffs Roman in starkem Maße bekannt wurde, stieg das Interesse an der Nebelhöhle und am Lichtenstein. Das Buch trug viel bei zu einer positiv gefühlbetonten Einstellung des Lesers zur heimatlichen Landschaft, zu seinen Menschen und ihren Tugenden, zu seiner Geschichte und zu seinem angestammten Herrscherhaus. Es war Hauff gelungen, die dunkle Gestalt des jähzornigen Herzogs Ulrich in hellem Licht erscheinen zu lassen.

Zwölf Jahre nach dem Erscheinen des Romans kaufte 1838 der 28jährige Graf Wilhelm von Württemberg seinem Vetter, dem Könige, das Forsthaus samt Zubehör ab, um an dieser Stelle ein neues Schloß als Denkmal der württembergischen Geschichte erstellen zu lassen.

Das Forsthaus wurde abgebrochen und ein paar hundert Meter weiter westlich am Altrauf in gleichem Stil wie das Schloß wieder erbaut.

Schloß „in gotischem Stil“

Bis zur Zeit der Aufklärung und der Französischen Revolution schufen alle Künstler, die Baumeister wie die Maler und Bildhauer, ihre Werke aus einem einheitlichen Grundgefühl heraus, das in ihrer Epoche bestimmend war



Bergseite von Schloß Lichtenstein

(Foto: privat)

und sich auch sonst in den Lebensäußerungen der Bevölkerung ausdrückte. Rückblickend läßt sich dies als typischer Stil der Zeit bezeichnen. Nach dem großen politischen und geistigen Einschnitt ging die gemeinsame Grundhaltung verloren. Die Unsicherheit der Kunstschaffenden wurde aber durch das genaue Studieren und Nachahmen der historischen Kunstwerke ausgeglichen. Dies ergab eine Fülle neuer Bauideen. Architekten waren in der Lage, je nach Wunsch des Bauherrn neue Bauten in griechisch-klassizistischem Stil, im Stil der Gotik, der Renaissance oder des Barock zu erstellen. Wo die romantische Einstellung den Ausschlag gab, bevorzugte man die Formensprache der Gotik, weil man ihren Stimmungscharakter wünschte.

Dies traf auch auf Graf Wilhelm zu. Er berief als Architekt für das neue Schloß Lichtenstein den bekannt gewordenen Restaurator mittelalterlicher Baudenkmale und Planer romantischer Residenzen Carl Alexander Heideloff (1789 – 1865). Heideloff hatte sich auch schon als Maler, Bildhauer und Kunstschriftsteller betätigt. Von ihm stammt die Aussage: „In keinem Kunstwerk, das wir aus unserer Vorzeit ererbt haben, ist des Deutschen Geist, Gemüt und religiöse Poesie so scharf bezeichnet ausgesprochen, als in den Bauwerken des Mittelalters.“ Heideloffs Bestreben ging dahin, die mittelalterlich-gotische Architektur mit Phantasie, Freiheit und neuen technischen Mitteln weiter zu entwickeln.

Am Hauptbau von Schloß Lichtenstein, dem populärsten Werk dieses Mannes, lassen sich als Elemente aus der Gotik der hochstrebende Hauptturm, die Staffelgiebel, die schlanken Spitzbogenfenster und die Ziertürmchen erkennen. Die Verwendung des im nahen Echaztal gebrochenen Kalktuffsteins als Baustein zeigt die Nutzung damals moderner technischer Möglichkeiten.

Von Anfang an achtete Heideloff auf eine wirkungsvolle Einbindung des Gebäudes in die Landschaft. Dies entsprach seiner Ausbil-

dung als Maler. Bei den ersten Entwürfen ging er von Landschaftsprospekten aus.

Unter der örtlichen Bauleitung von Bauinspektor Rupp aus Reutlingen konnten 1841 das Hauptgebäude auf dem freistehenden Fels sowie der Fremdenbau und der Ritterbau auf dem „Festland“ fertiggestellt werden. Graf Wilhelm kümmerte sich sehr um alle Einzelheiten, änderte auch selbst die Heideloff'schen Pläne da und dort ab. Die Vorwerke zur Schloßanlage wurden erst 1857 nach Plänen des Grafen Wilhelm erbaut. Dabei kam es ihm sehr auf „malerisches, warmes, altertümliches Ansehen“ an. Der „Gerobau“ entstand erst 1899/1900, und der „Fürstenbau“ wurde 1907/1908 zur Gewinnung von weiterem Wohnraum erstellt. C.A. Heideloff hat übrigens für ein Schloß in Hechingen im Auftrag des Fürsten Friedrich Wilhelm Constantin von Hohenzollern-Hechingen einen Entwurf gefertigt. Er kam nicht zur Ausführung. Als Restaurator war er unter anderem auch für die Stiftskirche in Stuttgart und die Heilig-Kreuz-Kirche in Rottweil tätig.

Bis heute beliebt

Wilhelm Hauff hatte seinen historischen Roman „Lichtenstein“ im Untertitel als „Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte“ bezeichnet. Er belegte in diesem Buch zwar immer wieder die geschilderten Vorgänge mit historischem Quellenmaterial, bewegte sich aber doch mit dichterischer Freiheit und Feingefühligkeit im Bereich sagenmäßiger Deutung und märchenhafter Stimmungen und Überhöhungen. Damit traf er offensichtlich die Bedürfnisse der Volksseele. Der heimliche Aufenthalt des unglücklichen Herzogs Ulrich in der Nebelhöhle wurde als Tatsache genommen, obwohl nichts davon verbürgt ist.

Das neu erstandene Schloß Lichtenstein und seine bildnerische Ausstattung ließ diese sagenumwobene Episode der Landesgeschichte noch eindrucksvoll vor Augen treten. Schloß Lichtenstein wurde bald in Bilderalben, Prachtbänden, Modellierbogen, Kartenspielen und natürlich auch als Spielzeugburg feilgeboten und geliebt. In unzähligen Vorgärten entstanden in verkleinertem Maßstab Lichtenstein-Nachbauten. Hauffs Roman wurde rege nachgedruckt, übersetzt, für die Jugend bearbeitet, in Gedichtform und Theaterstücke übertragen, auch als Oper vertont.

Einen Höhepunkt der Lichtensteinbegeisterung stellt das Unternehmen „Lichtenstein-Spiel“ in Honau dar. Im Jahre 1901 wurde das „Volksschauspiel“ in 25 Aufführungen in einer eigens dafür erbauten Festspielhalle dargeboten. Darsteller waren über 100 „Bewohner der Umgebung des Lichtenstein“. Als Initiator, Spielleiter und Herzogsdarsteller tat sich Rudolf Lorenz, der Direktor der Halle'schen Theater- und Redekunstschule, hervor. Unter den 36 000 Menschen, die 1901 das Lichtensteinspiel besuchten, befand sich auch das württembergische Königspaar. Schon nach drei Jahren mußte aber der Spielbetrieb wegen finanziellen Schwierigkeiten aufgegeben werden.

Im Laufe der nachfolgenden Zeit stellte sich in der Bevölkerung ein nüchterneres, kritischeres Verhältnis zu Hauffs Geschichtsdarstellung und zum historischen Baustil am Schloß Lichtenstein ein. Das Schloß ist aber als stimmungsträchtiges Merkmal von der Landschaft des Echaztales nicht mehr wegzudenken. Als Ausflugsziel sind Lichtenstein und Nebelhöhle stets beliebt geblieben.

Seit der Gemeindereform von 1973 trägt die aus den Orten Honau, Unterhausen und Holzefingen gebildete neue Gemeinde den Namen „Lichtenstein“. Beim Freibad in Honau ist im Jahre 1982 ein Hauff-Museum eingerichtet worden. In ihm können Erinnerungsstücke an diesen Dichter und an die von ihm ausgelöste Begeisterung für den Lichtenstein und die württembergische Welt des ausgehenden Mittelalters betrachtet werden.

Literatur:

Biehn, Heinz: Residenzen der Romantik. München 1970.
Pfäfflin, Friedrich: Wilhelm Hauff und der Lichtenstein. Marbacher Magazin 18/1981.

Von den Fluren um Haigerloch

Von Fritz Scheerer

Zwei völlig verschiedene Landschaften treten um Haigerloch heraus: die kornschweren Lettenkohlenebenen beiderseits des Eyachtales und die enge, tiefeingeschnittene, vielgewundene Furche des Felsentaales der Eyach, mit scharfer Kante in den Muschelkalk mit 80–100 m Tiefe eingeritzt.

Wenn man im Erntemonat auf der Hochfläche Ausschau hält, so wagt hier ein meilenweites goldenes Ährenmeer, aus dem heraus die Kirchtürme stattlicher Dörfer ragen. Die Landschaft trägt durchaus den Charakter des „Oberen Gäus“. Der Wald tritt ganz zurück. Der Bauer wollte Ackerland haben und rodet gründlich. In flach eingesenkten Rinnen bewegt sich bei Schneeschmelze das Wasser rechts und links der Straße nach Gruol in den Fluren „Eisbrünnele“ und „Sauerbrunnen“. Erst im Muschelkalk nagen sich die Wasser ein wie der „Butzengraben“ von Weildorf hinab zum Bahnhof Haigerloch oder in der Schlucht vom Seehof zur Eyach. Tiefe Klüften reißen die Wasser in die Talwände. Steinige Steigen führten einst zu den Kornfeldern. Von der früheren Balingen Stadtmühle ab tritt die Eyach in den Keuper ein, deren Tal sich bei Owingen verbreitert, aber sich dann bei Stetten im Muschelkalk sehr verengt. An die Talhänge prallt sie an und bildet hohe, steile Klebe, die unzugänglich sind (bei Haigerloch). Eine tiefe Rinne hat sie in die Talwände gerissen. Schmal ist der Wiesenstreifen im Talgrund. Die Hänge sind nur teilweise waldbedeckt, denn der Boden ist steinig. In vielgewundenem Lauf mußte sich der Fluß einnagen. Der Verkehr liebte dieses enge Tal lange nicht. Nur Fußwege führten bis vor 150 Jahren talab. Ganz überraschend wird die Vielgestaltigkeit des Tales bei Haigerloch: hohe Hänge, schroffe Felsen, tiefe Buchten, steile Steigen, Stiegen, scharfe Ecken. Immer neue Eindrücke und wechselnde Bilder! In zwei mächtigen Schiefen fließt die Eyach, für gewöhnlich als harmloser Fluß, aber bei anhaltendem Regen oder bei plötzlicher Schneeschmelze zum reißenden Fluß anschwellend, zwischen den steilen Felswänden hindurch.

Um die Flußwindungen und über zerklüfteten Felsen baut sich die Stadt auf, unten in der Schlucht versteckt, teils kühn und keck oben an den Rändern der Felswände kleben oder in den Straßen hinaufkletternd auf die sonnigen Felsgipfel, so daß sie Gustav Schwab bei einem Besuch 1836 „als eine wahrhaft toll gewordene Stadt“ bezeichnete. Das romantische Felsenstädtchen wird vielfach „eine Perle Hohenzollerns“ genannt, die gleichzeitig auch noch großartige Kultur- und Kunstdenkmäler in ihren Kirchen und Schlössern besitzt. Wie Schwalbennester hängen die herrlichen alten Häuser an Fels und Berg. Natur und Kunst haben hier ein Bild seltener Schönheit geschaffen.

Von Haigerloch nach Imnau führte bis Ende der 1850er-Jahre nur ein unwegsamer Gebirgs- und Hirtenpfad. Durch die Eyach ging hier zweimal ein ganz primitiver Waldweg am „Fuchsloch“ vorbei, der sogenannte „böse Weg“, unter dem Trillfinger Felsen über tischgroße Felsstücke nur bis zu den „Mauerwiesen“. Die Straße nach Imnau führte über Trillfinger oder Bittelbronn. Die jetzige Talstraße wurde erst 1840 gebaut. Die Gegend der heutigen Fabrik Karlstal, die dem Fürsten Karl von Sigmaringen ihre Entstehung und ihren Namen verdankt, war öde und düster. Ihr gegenüber stand auch das Leprosenhaus für Aussätzige und die Wasenhütte mit dem Schinderwasen für verendetes Vieh. Der von Karlstal nach Norden führende Weg heißt „Siechensteig“.

Im Eyachtal lagen bei Haigerloch zwei Mühlen: die obere, äußere oder Haagmühle und die untere, innere oder Stadtmühle, auch Mühle „unter der Flucht“ genannt. In einer Urkunde von 1472 ist die Rede von „zwo mulin zu Haigerloch, die Hagmulin, die ander vndermulin by der badstuben gelegn“. Die beiden

Mühlen waren herrschaftliche Erb- und Bannmühlen, in die die Einwohner von Haigerloch, Weildorf, Bittelbronn, Henstetten, Trillfinger, Hart, Höfendorf, Bietenhausen und Heiligenzimmern gebannt waren („Allen so in die mülin mit malen gehörn und niendert ander wo“, bei Strafe). Bei jeder Mühle war ein Wehr (1484: „das Haag wur und die Haagmüle und das Tich“ (Teich) sowie „das untere Wur und die unter Mühle und das Tich“).

Ein Weiher bei Haigerloch wird 1396 „Egelsew (Egelsee) gegen denen von Stetten“ genannt. Das war der „Seeweier am See“ bei der fürstlichen Domäne Seehof. Auch auf den „Weiherwiesen“ beim Bahnhof muß ein Weiher bestanden haben (1546: „Lucia Kellerin zinst aus einem Baumgarten am Weiher... stoßt an weyerwiesen“).

Der Seehof ist ein Hof am Seeweier. Er besteht größtenteils aus Gütern, die die Herrschaft Ende des 16. Jahrhunderts kaufte und zu denen die „Seesteige“ führt. Den Seeweier schenkte die Stadt 1576 dem Grafen Christoph, der den Erben und Nachkommen von Haigerloch „auf ihr untertäniges Suplieren dargegen an ihrer jährlichen Steuer von 60 Pfd. Heller den halben Teil geschenkt und nachgelassen“ hat.

Von den bei Haigerloch auffallenden säulenartigen Felskegeln, die Kapf (zu kapfen, Ausschau halten) genannt werden, sind drei besonders schön ausgeprägt: Trillfinger, Haigerlocher und Stettener Kapf. Isoliert aus den

Talhängen, trotzig hervortretend, malerisch zerklüftet streben diese Felsenkanzeln senkrecht, oft bis 20 m über der sanfteren Böschung empor und krönen, von der frommen Bevölkerung mit Kreuzen geschmückt, die Talhänge. Zugänglich sind sie nur von oben, von der Ebene aus. Diese Dolomitmassen sind infolge ihrer Neigung zur senkrechten Zerklüftung, die das Versickern des Wassers erleichtert, an den Talrändern herausmodelliert, in ähnlicher Weise wie auf der Alb die massigen Weißjurafelsen. Der (das) Kapf auf dem Schloßberg wird auch Schäferfels genannt, weil auf ihm der Schäfer seine Herde zu überwachen pflegte, während der Stettener Kapf auch den Namen „Käpflin uf St. Leonhard“ trägt, da nicht weit davon an der heutigen Hechinger Straße die St.-Leonhards-Kapelle stand (1533: „unter dem Käpflin“).

Vom oberen „Krebshaldenweg“, der auch „Panoramaweg“ genannt wird, genießt man einen herrlichen Ausblick, hauptsächlich von dem Bergvorsprung („Zollern Blick“). Vor dem Besucher liegt das von der Eyach durchflossene Wiesental, links erhebt sich der „Römerturn“ mit einem Teil der Stadt und im Hintergrund die Bergkette der Schwäbischen Alb mit der stolzen Zollerburg davor.

Unter der Krebshalde liegen die „Wöhrtwiesen“, von denen die „Wöhrsteige“ herauf führt, die ihren Namen von dem erhöhten Land am Wasser haben (mhd. wert). Nach dem Pfarrurbar von 1547 zinsten die Nonnen der Klause aus dem Garten am „Werd“ 1 Schilling Heller. Die bei dem Oberen Wehr gelegenen „Nonnenwiesen“ gehörten zu der auf der Höhe gelegenen Klause, zu der der „Stapflengraben“ ein Zugang war.

(Fortsetzung folgt)

Der Geißenstreit zu Laufen

Von Gustav Rieber

An der steilen Tieringer Straße zu Laufen, dem „Gaißbühl“, liegen gestaffelt hintereinander eingeschossige Seldnerhäuschen (heute teilweise aufgestockt) mit ihren zur Straße gerichteten Fenstern und einem seitlichen Eingang. Ähnlich klettern in langer Reihe die Häuslein im „Heckengäßle“ den Hang hinauf. Landarme Bevölkerung ließ sich im 18. Jahrhundert hier nieder und errichtete meist auf Allmenden ein kleines Wohngeschoß und einen winzigen Stall für Kleinvieh oder allenfalls für eine Kuh, eine Scheune fehlte. Soweit aus dem geringen Feld- und Wiesenanbau Vorräte anfielen, mußte sie der Dachboden aufnehmen. Die Mehrzahl der kleinen einstöckigen Bauten hatte nur einen Stall für Ziegen, der „Kuh“ des armen Mannes. Ihre Besitzer mußten lange um die Zulassung ihrer Geißen auf den Allmendweiden kämpfen.

„In Präsentia: Mein des athiesigen amtmanns Christian Wilden, Johannes Bitzers Dorfs Vogts Jung, neben richter Philipp Öhrleins, Hanß Fetzers, Hanß Sigers, Franz Österles, Hanß Martin Götzens, Ludwig Bitzers, Hanß Schlegels und alt Hanß Jacob Jettens. Abstellung der jungen gaißen und Verordnung bey denen alten. Da bey heutiger Juristia vorgekommen, daß von allhiesigen Burgern so viele junge gaißen dises früh Jahr herein gebracht worden, womit dieselbe sich anjezo erfrechen, an die Häger zu fahren, und daran zu wayden, welches denen Hägern sehr schädlich, so daß wo dises ungeziefer hinkomme, dieselbe ganz verderbe.“

So wurde von Gerichtswegen die Verordnung gemacht, daß die jungen Geißen entweder weggeschafft oder im Stall gehalten und keine den ganzen Sommer aus demselben gelassen werden soll. Wer nun dagegen handle, der soll um 1 Pfund Heller bestraft werden. Dasselbe ist auch wegen der alten Geißen verordnet worden, daß, wer neben einer Kuh zwei Geißen hält, derselbe nur eine unter die Kuhherden treiben lassen dürfe, mit der andern aber bei obigem Verbot und der dabei gesetzten Strafe verbleiben soll.

Unter der Bürgerschaft waren Reibereien

entstanden, weil die Besitzer von Pferden, Vieh und Schafen es nicht gerne sahen, daß der Geißenbestand größer wurde, denn jeder Grashalm, den die Geißen fressen, fehlt für das Vieh. Andererseits konnten die Geißenhalter, die doch zu den Dorfarmen gehörten, nicht begreifen, weshalb sie nicht mal das Kitzlein von ihrer einzigen Geiß auf die Weide lassen dürfen, Großvieh frißt doch erheblich mehr. „Actum den 4ten Juny 1762“:

Folgende Personen haben das Verbot nicht beachtet. Sie wurden deshalb bestraft und zwar: um 1 Gulden 55 Kreuzer wegen 3 Stück Hanß Georg Jettens Wittib, um 1 Gulden 17 Kreuzer wegen 2 Stück Hanß Schlegel, Hanß Martin Schickh, Johannes Gompper, um 38 Kreuzer 3 Heller wegen 1 Stück Martin König lang, Jacob Häußler, Margarethe Gompperin ledig, Johannes Schlegel Schuster, Johannes König Schreiner, Johannes Wizemann und Melchior Wizemann. Diese Personen haben aber vor dem Gericht ihre Armut dargestellt und ihre Strafe sei daher viel zu hoch angesetzt. Man hat daher nach allgemeiner Umfrage nur eine Strafe von 10 Kreuzer festgesetzt. Trotz dieser Strafen waren aber immer wieder Geißenhalter da, die ihr Kleinvieh unerlaubt auf die Weide trieben, da sie der Überzeugung waren, wenn Großvieh und Pferde unbeschränkt aufgetrieben werden dürfen, können die Geißen auch mitfressen. Actum 16.ten May 1763:

Wegen den jungen Geißen, derenthalber diejenigen „so dergleichen in abmangelnder Kuh, welche sie ihnen und der unvernünftigkeit willen“ nicht anschaffen können, haben sie das Ansuchen gestellt, daß sie ihre jungen Geißen unter die Kälberherd treiben dürfen. In Anbetracht der Dürftigkeit der Einwohner wurde nun gestattet, daß jede solche Person, die Geißen hält, eine junge Geiß, aber keinen Bock auslaufen darf. Jeder, der dagegen handelt, wird mit einer Strafe von 1 Pfund Heller belegt.

Actum den 22.ten July 1763: Papiers Unolden Bestrafung wegen auf die Weide getriebener zweier Böck: Georg Friederich Unolds

Papierer, der das Verbot der „ausschlagung der Böckh“ nicht beachtet hat und sie auf die Weide getrieben wurde mit der Fleckenstraf für jedes Stück mit 1 Pfund Heller je 38 Kreuzer und 3 Heller bestraft, also um 1 Gulden 17 Kreuzer. Aber der Papierer Unold, dem ein Teil der Papiermühle gehörte, scherte sich nicht um das Verbot und trieb außer seinen Kühen noch Geißböcke auf die Weide.

Actum den 14.ten October 1763: Folgende Personen, die wider das Verbot auf der Weid alte und junge Böcke teils den ganzen Sommer, teils den Halben Sommer „ausgeschlagen“, hat man mit Strafen belegt: Georg Friederich Unold Papierer von 2 alten Böcken Weidgeld und Strafe 40 Kreuzer. Ebenso wurden betrafft Johannes Bitzer Vogt, Martin König Lang, Hanß Jacob Borell, Melchior Wize-mann, Conrad Gomppers Witwe, Samuel Wize-mann, Johannes Schlegel Schuster mit 1 Pfund Heller. Nachdem auch vorgekommen war, daß Johannes König Schreiner sich er-lubte, von seinem Schwager Hanß Jerg Schu-ler von Dürrwangen ein Paar vierjährige Stiere auf die Weide zu nehmen, wurde eingeschrit-ten. Bei Zuwiderhandlung werde gerichtlich entschieden bei Strafe mit 1 Pfund Heller und von jedem Stück 40 Kreuzer Weidgeld. Doch alle strengen Strafen konnten die Geißhalter nicht abhalten, ihre Tiere auf die Weide zu treiben, war es doch die einzige Möglichkeit, die Tiere durchzubringen, da die meisten außer ihrer Allmend keinen Quadratmeter Boden besaßen.

Actum 14.ten January 1764: Ämterersatz und Herdenverleihung: An Hillary, an welchem nach bisheriger Gewohnheit „die Ämter besetzt und Herden verliehen wurden . . . der Comun Vorsteher zusammen gesetzt und die Fleckendienststellen . . . soweit vor dißmahlen

vacant gewesen, nebst der Herden-Verleihung mit folgenden Persohnen in richtigen Stand gesetzt“: Kuhhirt an Martin Jetter, dem sein Sohn Johannes assistieren soll. Der Hirten-lohn ist für 1 Stück zwei Vierling Dinkel und 2 Vierling Haber. Die Roß- und Stierherd über-trug man Hanß Jacob König, der von 1 Stück den gleichen Lohn hat. Die Kälberherde und Ganshut, bei denen sich auch die jungen Gei-ßen befinden, bekam Martin Schick, der zu Lohn hat für 1 Kälblein 1 Simri Dinkel, für eine junge Geiß 2 Vierling Dinkel und für 1 Gans 5 Heller. Die Schafhut wurde Mattheus Gompper Schäfer übertragen, dessen Hirten-lohn für 1 Stück 8 Heller ist nebst gewöhnli-chem Pferchgeld pro Nacht 2 Kreuzer und wenn er nachschlägt noch besonders 4 Kreuzer, desgleichen zur Unterhaltung eines Hun-des 2 Allmendstücke für Fruchtanbau. Auch wurde ihm in Ansehung seines geringen Hir-tenlohnes der Pferch für 14 Nächte.

Actum den 13.ten July 1764: Hanß Martin Jetter Schütz, welcher unerlaubt einen alten Bock auf die Weide getrieben hat, wurde be-straft. Weitere Personen, die ungefragt einen alten oder jungen Bock auf die Weide getrie-ben haben, hat man neben dem Weidgeld von 40 Kreuzer mit einer Straf von 1 Pfund Heller belegt: Conrads Gomppers Wittib, Jacob Häussler, Hans Jacob Jetter.

Actum den 21.ten January 1765: Da die Ein-wohnerschaft allhier das Ansuchen gestellt hat, zu jeder alten Geiß eine junge auf der Weide laufen zu lassen, dem Richter Dürtig-keit bekannt haben, die Geißhalter lauter arme Leute seien, hat man gerichtlich be-schlossen, daß „willfahrt“ sein soll, die Gei-ßennachzucht samt den Altgeißen auf die Wei-de zu bringen.

Quellen: Gerichtsprotokoll 1762–1765.

Die Balingen „Mai-Exzesse“ 1848

Von Hans Gaiser (Schluß)

So entstand bald nach der Verhaftung des Wahrenbergers ein Zusammenlauf vor dem Oberamtsgerichtsgebäude, aus der auf 200 bis 300 Köpfen geschätzten Volksmenge ertönte der Ruf: „heraus muß er“. Die Anreden der herbeigeeilten Beamten, welche zur Ruhe und Ordnung mahnten, wurden zwar angehört, gleich darauf ertönte aber wieder – hierüber stimmen zahlreiche Zeugen, Bürger, Beamte, obrigkeitliche Diener überein – barsch und drohend der Ruf: „heraus muß er, heraus muß er oder man holt ihn, wir rücken Blut und Leben daran“ und so sah sich der Gerichtsvorstand, gezwungen, den Verhafteten gegen Sicher-heitsleistung freizugeben.

Wenn nun auch unter der versammelten Menge manche Neugierige oder gar für die Aufrechterhaltung der Ordnung Besorgte waren, so stimmte doch eine Reihe von Zeugen darin überein, daß sich viele Stimmen, jeden-falls von mehr als zehn erwachsenen Perso-nen, dem gemeinsamen Rufe: „raus muß er“ angeschlossen haben, und es lag eben in die-sem Auftreten in Masse, in der Art und Weise, wie die Freilassung verlangt und wie auf die-tem Verlangen trotz aller Ermahnungen beharrt wurde, eine Drohung so klar ausgespro-chen, daß es allen Teilnehmern bewußt sein mußte, es handle sich hier um nichts Geringe-res als die Zurücknahme einer Verfügung von der Obrigkeit zu erzwingen.

Was die Beteiligung der Einzelnen bei die-sem Vergehen, insbesondere die des Ange-schuldigten Jetter betrifft, so beruht es auf dessen unumwundenen Bekenntnisse, daß er entrüstet über den Grund und die Art der Verhaftung Wahrenbergers laut gegen diese Maßregel protestiert und sich denjenigen an-geschlossen habe, welche mit dem Rufe: „raus muß er“, die Freilassung des Verhafteten ver-langt, und auf diesem Verlangen unerachtet der Aufforderung auseinanderzugehen, beharrt haben und ist überdies durch das be-schworene Zeugnis der drei anwesend gewe-senen Landjäger erwiesen, daß er dem Rufe: „raus muß er“, namentlich durch den Zusatz: „wir rücken Blut und Leben daran“, Nach-

druck gegeben habe, wie den überhaupt zahl-reiche Zeugenangaben ihn als einen von den-jenigen hervorheben, die sich durch barsches Auftreten für Wahrenberger besonders hervor-getan haben. Wenn nun der Angeschuldigte selbst nicht in Abrede zu stellen vermochte, daß in dem Auftreten der Menge, der er sich angeschlossen, eine Art von Gewalt gegen die Obrigkeit gelegen sei, so konnte kein Zweifel darüber sein, daß seine Handlungsweise den Strafbestimmungen des Artikel 177 des Straf-gesetzbuchs verfallt.

Der Umstand, daß es sich nach der Ansicht des Angeschuldigten darum handelte, ein Un-recht von einem Mitbürger abzuwenden, nur strafmindernd beachtet werden und es er-schienen in Berücksichtigung einerseits des sei-therigen guten Rufes des Angeschuldigten, an-dererseits seiner vorzugsweisen Tätigkeit bei einer gegen höhere Behörden gerichteten Wi-derstände, die im Erkenntnis enthaltenere Strafe und nach der Natur des Verbrechen und der Persönlichkeit des Verurteilten, der Vollzug derselben auf der Festung gerechtfer-tigt.

Der Angeschuldigte Johannes Sting hat ver-sucht, seine Beteiligung in möglichst mildem Lichte darzustellen; er will den Oberamtmann um die Freilassung des Wahrenberger gebeten und sich auf die Ermahnungen der Beamten ruhig zurückgezogen haben. Später will er sich wenigstens einer weiteren Beteiligung nicht erinnern, weil er etwas getrunken gehabt habe. Allein es ist nicht nur von drei beeidig-ten Zeugen ausgesagt worden, daß der Ange-schuldigte nach der Aufforderung zum Aus-einandergehen in den Ruf: „raus muß er“ pp. eingestimmt habe, sondern es haben sich auch mehrere weitere Zeugenaussagen dahin verei-nigt, daß Sting aus dem Haufen hervorgetre-ten sei und sich durch sein barsches Bene-hmen gegen den zur Ruhe mahnenden Ober-amtmann vor Anderen bemerklich gemacht habe.

Unter diesen Umständen, und da der Ange-schuldigte einen irgend erheblichen Grad von Betrunktheit selbst nicht geltend machen

konnte, rechtfertigen die bereits ausgehobe-nen Gründe die Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen über Aufruhr. Bei der Straf-be-messung hat man neben dem guten Leumun-de des Angeschuldigten und seinem Verwand-schaftsverhältnisse zu Wahrenberger, seinen durch genossene geistige Getränke aufgereg-ten Zustand beachtet und die Strafe etwas niedriger als bei dem ersten Angeschuldigten bestimmt.

Gegen den Angeschuldigten Johannes Bek ist durch die eidlichen Angaben zweier Zeu-gen erwiesen, daß er nicht bloß, wie er geltend machen will, vorstellte, als sei keine Caution nötig, da Wahrenberger ein Bürgerskind sei und eigen Vermögen habe, sondern daß er in den Ruf mitstimmte: „raus muß er ohne Cau-tion“. Hiernach lag allerdings einiger Verdacht vor, daß der Angeschuldigte, der seinem Be-kenntnis gemäß anwesend war, wie sich die zusammengerottete Menge gegen die Obrig-keit auflehnte, auch an diesen Excessen teilge-nommen, daß er sich mit ihrem Vorhaben einverstanden derselben angeschlossen habe; indessen fehlte es hierfür doch an näheren Anzeigen.

Sonach hat man den Angeschuldigten von der Anschuldigung des Aufruhrs freigespro-chen, denselben übrigens der ihm jedenfalls zur Last fallenden Ungebühr wegen, auf den Grund des Artikel 9 des Polizeistrafgesetzes zu viertägigem Bezirksgefängnis verurteilt.

Deutscher Enzian

Gentiana germanica



Unsere Bergwiesen schmückt von August bis September der Deutsche Enzian (*Gentiana germanica*) mit seinem violetten traubigen Blütenstand. Wenn auf dem kurzen, sonnen-verbrannten Rasen die blauen Glocken der Rundblättrigen Glockenblume (*Campanula rotundifolia*), die Gentiane (*Haus-A[n]bren-ner*) (*germanica* und *ciliata*) und die roten Skabiosen (*Skabiosa columbaria*) blühen und die Silberdisteln wie lauter Sonnen auf der Heide liegen, verdient auch die an sich magere „Heide“ unsere Bewunderung noch in der Zeit der allgemeinen Fruchtreife, die zugleich die Vorbereitung für den Winterschlaf und das nächste Blütenjahr ist, wo der Frühlingsen-zian (*G. verna*) der feuchten Bergwiesen schon im April den Reigen eines neuen Blütenjahres eröffnet.

Fritz Scheerer

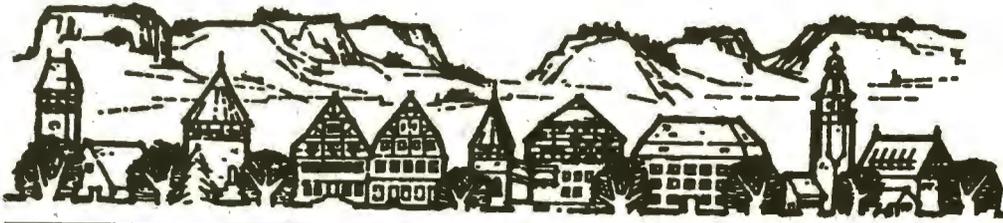
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Ver-einigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heu-berg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

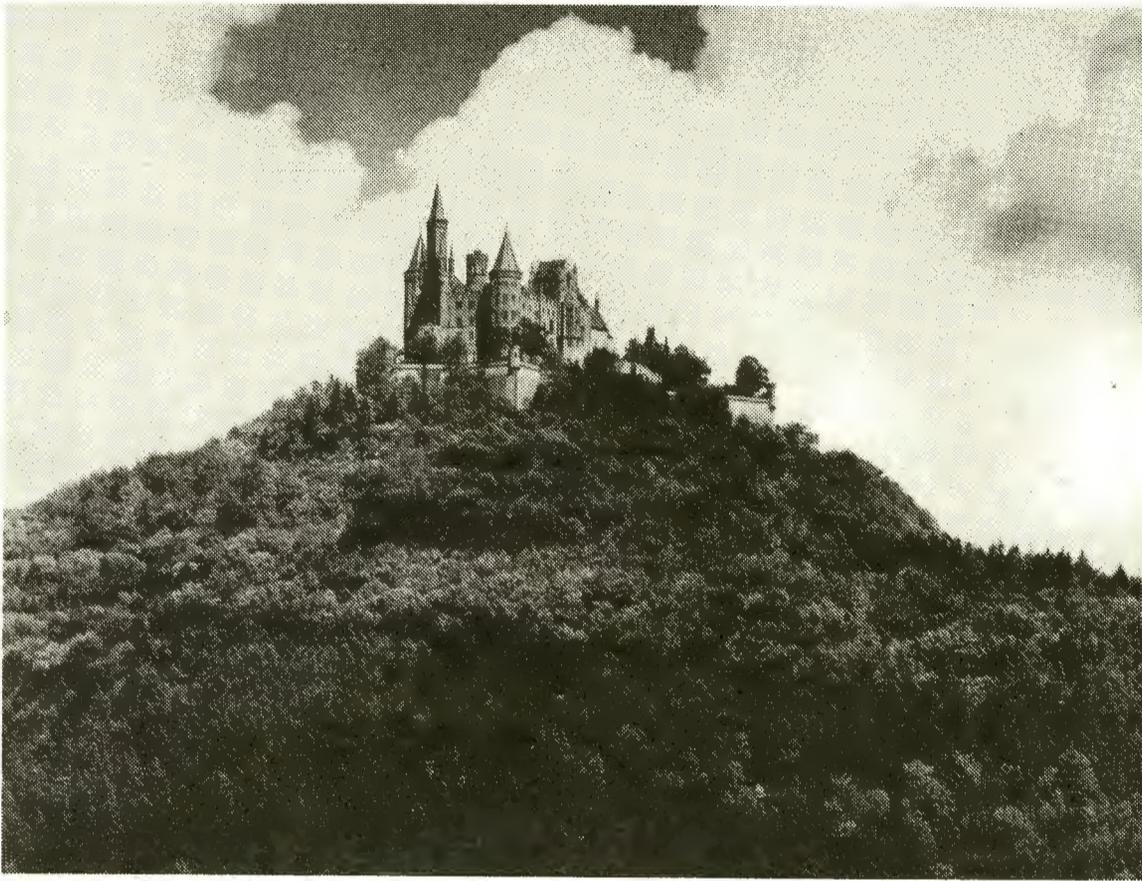


Balingen

Jahrgang 30

31. Oktober 1983

Nr. 10



Burg Hohenzollern

Foto: Gerd Schneider

Von den Hohenzollern und ihrer Burg

Von Fritz Scheerer

Bei der Bedeutung, die der Zollernname für den Zollernalbkreis, für unsere engere Heimat, darüber hinaus für die deutsche und europäische Geschichte hat, dürfte wohl angebracht sein, einen Rückblick auf die wichtigsten Daten der Geschichte zu werfen, die mit dem Namen der Zollern in Verbindung stehen, wenn auch im 11. und 12. Jahrhundert die Quellenbasis noch schmal ist.

Bis vor wenigen Jahrzehnten galt der Tübinger Professor Ludwig Schmid, der Hohenzollern-Schmid, als unwiderlegliche Autorität für die Geschichte der Zollern. Er begann vor über 100 Jahren mit seinen Veröffentlichungen über die Zollern und stellte die Burkharding'sche These auf, die Herleitung des Hauses Zollern von dem Geschlecht der alten alamanischen Herzöge (917 Burkhard auf dem Hohentwiel). 1884 sah er sich dann berechtigt, mit dem dreibändigen Werk „Die älteste Geschichte des erlauchten Gesamthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern“ den Schlußstrich unter seine Arbeiten zu ziehen. Seine „Monumenta Zollernana“ wie auch die „Monumenta Hohenbergia“ sind überwiegend nach genealogischen Gesichtspunkten ausgerichtet, auf genealogischen Thesen aufgebaut. Zuerst kam außerhalb Schwabens über seine Thesen eine gewisse Skepsis auf. Vor allem hat die neuere Forschung bewiesen, daß man mit Allerweltsnamen des 11. und 12. Jahrhunderts, wie Burkhard und Wetzlar, die um diese Zeit in Schwaben weit verbreitet waren, keine genealogischen Thesen aufstellen kann. In neueren Forschungen, vor allem von Hans Jänichen (Hohenzollerische Jahreshefte 1961 S. 10-22) zeichnen sich neue Erkenntnisse über die Anfänge des Geschlechts auf Grund neuer Quellenstellen ab.

Im 11. Jahrhundert beginnt sich der Adel nach seinen Wohnsitzen innerhalb der Dörfer oder älteren Städten oder nach Burgen außerhalb der Ortschaften zu benennen. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts verfaßte der Altschwaibener Grafensohn Hermann, den man den Lahmen nennt und der als Reichenauer Mönch zu den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit zählte, eine Weltchronik. Nach seinem Tode 1054 setzte sein Schüler Berthold das begonnene Werk fort und führte es bis zum Jahr 1080 weiter. Nun enthält diese Chronik unter anderen Nachrichten aus dem Jahr 1061 das erste schriftliche Zeugnis über Namen und Geschlecht der Zollern. Es heißt dort: „Burcardus et Wetzlar de Zolorin occiduntur“ - Burkard und Wetzlar von Zollern wurden erschlagen. Über die näheren Umstände des Endes der beiden Zollern oder ihr Verhältnis zueinander, etwaige Vorfahren oder ihre Stellung liegen keine Unterlagen vor, man kann nur Hypothesen aufstellen. Bemerkenswert ist aber, daß hier zum erstenmal eine ausgesprochene Höhenburg erwähnt wird. Die Burg muß also im Jahr 1061 vorhanden gewesen sein.

Der Burgenbau auf einem solchen Berg, wie der Hohenzoller ist, war etwas Außergewöhnliches. Hier waren große Höhenunterschiede zu überwinden, man konnte nicht von der

Rückseite an den Berg herankommen wie etwa bei der Teck. Als Fliehburg konnte er auch nicht in Frage kommen: Die Fläche war zu klein und das Wasser fehlte. Mit Fronen kam man hier ebenfalls nicht aus. Die Bauherren mußten sich also etwas leisten können, sie mußten ungewöhnliche Machtmittel haben, es müssen mächtige Grafen gewesen sein, sie müssen zu den mächtigsten Geschlechtern Schwabens vor dem Investiturstreit gehört haben.

Über die eigentliche Bedeutung des Bergnamens Zoller (falsch ist Zollern) ist schon viel gerätselt worden. Man hat Ableitungen aus keltischen oder altrömischen Namen versucht, gelegentlich auch die Mythologie zu Rate gezogen, ohne zu sicheren Schlüssen zu kommen. Eine Herleitung aus deutschem Sprachgut ist bis jetzt durchaus noch nicht gelungen. Überzeugt ist man heute davon, daß der Bergnamen nicht erst durch das Geschlecht aufgekommen ist, sondern daß sich die Zollern nach dem Bergnamen schrieben, der vordedeutscher Herkunft ist wie andere Namen hervorragender Berge der Schwäbischen Alb: Ipf, die Teck, die Achalm und die Lochen oder früher auch der Plettenberg: 1601 „die Plaigtin“ und 1655 der Lupfen „die Lupfin“, während die Mehrzahl der Höhenburgen bei uns mit deutschen Namen auf -berg (Hohenberg, Tierberg) -burg (Schalksburg, Neckarburg) -egg (Lichtenegg, Albeck), -fels (Schloßfels, Ehrenfels), -stein (Lichtenstein, Wenzelstein) enden. Beim Zoller denkt man neuerdings an eine Bedeutung als abgeteilter oder einzeln stehender Berg. Auch die Doppelnamen finden wir bei deutschen Bergnamen nicht. Beim Zoller heißt es in Urkunden: Zolre-Zolra/Zolrun (geschrieben Zolron). Bergnamen mit weiblichem Geschlecht und Doppelnamen passen nicht in das deutsche Sprachgefüge. Die Burg muß um 1050 erbaut worden sein. Vermutlich saßen die Grafen vorher in Hechingen, das 786 erstmals urkundlich erwähnt wird. Die Verwandtschaft von Burkard und Wetzlar bleibt durchaus unklar; es ist auch nicht gesagt, daß die beiden am selben Tage erschlagen wurden.

34 Jahre später lernen wir in der Stiftungsurkunde des Benediktinerklosters Alpirsbach vom 16. Januar 1095 wieder einen Angehörigen des Geschlechts in der Person des Adalbertus de Zolre kennen, der zusammen mit einem Rutman von (Neckar-)Hausen und dem Grafen Alwig von Sulz das Kloster gründete und wenige Jahre später dort als Mönch eintrat. Sein Bild mit dem seiner Gattin ist neben „Christus in der Mandorla“ über dem Kirchenportal zu sehen, ist aber erst ein Werk des 13. Jahrhunderts. Sein Grab wurde vor wenigen Jahren im Chor der Kirche entdeckt.

Um das Jahr 1100 nennt das Reichenbacher (Klosterreichenbach) Schenkungsbuch einen Grafen Friedrich von Zollern. Im Jahr 1111 tritt Graf Friedrich von Zollern in einer Privilegienurkunde für Speyer von Kaiser Heinrich V. auf. Von dieser Zeit ab mehren sich dann die urkundlichen Nachrichten über die Mitglieder des Hauses, ohne daß die genealogischen Zusammenhänge und Verhältnisse geklärt werden können. Ein Graf Friedrich von Zollern war zu Anfang des 12. Jahrhunderts Schutzherr des Klosters Alpirsbach. Er war mit Udilhild von Urach verheiratet, die um 1134, nachdem er gestorben war, neben Kirchengeräten in unserer Gegend, in Stetten, Engstlatt, Harde (abgegangen, wahrscheinlich bei Weilheim) und Streichen je eine Hube und

in Thanheim zwei Huben an das 1089 gegründete Kloster Zwiefalten schenkte. Wahrscheinlich war einer ihrer Söhne Friedrich (1125-1145), der auch als Vogt von Alpirsbach genannt wird.

Die bisher fast allgemeine Annahme Adalbert von Zollern, der Mitstifter von Alpirsbach, und ein Adalbert, der sich nach Haigerloch und Wieseneck bei Kirchzarten im Hölental nannte, sei ein und dieselbe Person, läßt sich nach Jänichen heute nicht mehr aufrecht erhalten, denn die Burg Wieseneck gehörte bis 1293 den Grafen von Hohenberg, die als Gründer der Stadt Haigerloch gelten.

Man nimmt für die Zeit des 9. Jahrhunderts und etwas später für den Raum Haigerloch und Balingen eine von der großen Bertholdsbaar abgetrennte Grafschaft an. Im 13. Jahrhundert sind die Grafen von Hohenberg die Herren von Haigerloch. Im Anschluß an die beiden dortigen Burgen auf den beiden Seiten des Eyachtals, von denen die eine auf der linken Seite 1095 urkundlich genannt wird, „die andere auf der jetzigen Stelle des Schlosses nicht viel jünger ist“, hat sich dort ein Herrschaftsgebiet entwickelt, das sich ebenso wie das zollerische aus Eigen-, Lehen- und Pfandbesitz zusammensetzte. Das Gebiet ist im einzelnen nicht gebietsmäßig abgrenzbar. Die Grafen hatten aber eine hohe politische Bedeutung (s. unten). Das Kerngebiet der Zollern war im 12. Jahrhundert um die Zollerburg und erstreckte sich weit über die Südwestalb und ihr Vorland. Über seine genauen Grenzen geben spätere Nachrichten Auskunft. Die Grafschaften bestehen aber um jene Zeit und noch lange danach aus einer Summe von Eigen- und Lehenbesitz neben allerlei Hoheitsrechten, zwischen denen anderer Besitz und fremde Rechte eingeschoben sind. Sie bestehen also nicht aus einem klar umgrenzten geschlossenen Gebiet.

Zollern und Hohenberger

In der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts begegnen wir einem Zollerngrafen, der sich abwechselnd nach dem Zoller und der Burg Hohenberg bei Deilingen schrieb. Er gilt als Stammvater des Hohenberger Zweiges. Er benützte um 1190 ein Siegel mit der Umschrift: „Burcardus comes de Zolre Grain“ (= gratia dei = von Gottes Gnaden). Sein Bruder Friedrich bezeichnete sich nur als Graf von Hohenberg. Ihr Besitz liegt zwischen oberer Donau und oberem Neckar und ist im Osten durch Steinlach, obere Starzel, Fehla und Lauchert begrenzt. Man nimmt also eine Teilung der großen Zollergrafschaft oder Gesamtherrschaft an. Doch ist die Teilung des ehemaligen zollerischen Besitzes nicht reibungslos vor sich gegangen. Es haben sich zwischen den verwandten Linien Zollern und Hohenberg im Zeichen der Territorialbildung im 13. Jahrhundert harte Auseinandersetzungen ergeben.

Graf Friedrich der Erlauchte von Zollern (1248-1289), der 1253 die Schirmvogtei Beuron übertragen bekam und 1255 Balingen, Hechingen und wahrscheinlich auch Schömberg (campus apud Schonberc) Stadtrechte verlieh, festigte seine Herrschaft. 1267 fanden am Allerheiligentag harte Kämpfe bei Haigerloch statt. Im Oktober 1286 kam es bei Balingen nochmal zu einem Zusammenstoß. Wer Sieger in diesen Kämpfen war, ist nicht klar. Auf jeden Fall war es für Graf Friedrich von Zollern ein Pyrrhussieg, denn Haigerloch verblieb den Hohenbergern und in Schömberg waren schon 1268 die Hohenberger Stadtherren. Erst durch Vermittlung König Rudolfs von Habsburg, der mit Gertrud, einer Schwester Alberts von Hohenberg verheiratet war, konnte an Weihnachten 1286 der Zwist beigelegt werden und zwar offenbar mit dem „allbewährten Mittel“, indem er nämlich eine Eheverbindung zwischen Alberts Tochter Euphemia und Graf Friedrich von Zollern, dem Enkel Friedrich des Erlauchten, in die Wege leitete. Die Verbindung mit den Habsburgern brachte für das Haus Hohenberg Ende des Jahrhunderts eine Glanzzeit, der freilich im 14. Jahrhundert ein Niedergang folgte, der mit Teilungen der Herrschaft begann (Wildberg,

Altensteig, Nagold, Oberhohenberg), an deren Ende 1381 der Verkauf der Herrschaft Hohenberg an Österreich stand. 1486 ist das Haus Hohenberg ausgestorben.

Die Grafen von Hohenberg waren im Breisgau und um Schaffhausen die Erben der Grafen von Haigerloch-Wieseneck (Heimatk. Blätter 1964 Nr. 11) und haben allem nach auch deren Wappen übernommen. Damit mag der auffällige Gegensatz der beiden Familienwappen zusammenhängen: Zollern schwarz-weiß, Hohenberg weiß-rot (Die Farben des Bistums Bamberg, das von Kaiser Heinrich II. um 1005 auch in unserer Gegend begütert wurde (s. Heimatk. Blätter 1973 Nov.).

Vom Burggrafen zum Kaiser

Im Jahr 1192 wird Graf Friedrich von Zollern erstmals als Burggraf von Nürnberg erwähnt. Es beginnt damit die Machtstellung der Zollern im fränkischen Raum und die Gründung eines fränkischen Zweiges des Zollernhauses. Die beiden Söhne Friedrichs, Conrat und Friedrich, führen im 13. Jahrhundert beide Titel. Conrat wird der Stammvater der Nürnberger, Friedrich der schwäbischen Linie. 200 Jahre später leitet die Belehnung des Burggrafen Friedrich mit der Mark Brandenburg und der Kurfürstenwürde den großartigen Aufschwung dieses Zweiges ein. Die wichtigsten Daten davon sind: Die Säkularisierung des Ordenslandes Preußen 1525 durch Albrecht von Brandenburg, 1701 die Erlangung der preußischen Königswürde und 1871 die deutsche Kaiserkrone. Vom 15. bis Anfang des 19. Jahrhunderts bestehen daneben die fränkischen Linien von Ansbach nach Bayreuth. Es ist daher nicht verwunderlich, daß, wenn man im Frankenland wandert, man immer wieder in Städtewappen den schwarz-weiß-gevierten Zollernschild antrifft und darüber hinaus zahlreiche Zeugnisse für das jahrhundertelange Wirken der dortigen Zollernlinien findet. Es sind nicht nur die beiden Hauptstädte Ansbach und Bayreuth, sondern noch viele andere Punkte mit ihren Erinnerungen, vor allem die zollerische Grablage Heilsbrunn und die trotzige Cadolsburg mit ihrem Städtlein, wo man sich auf altzollerischem Boden fühlen kann.

Der Name „Hohenzoller“ an Stelle von nur „Zoller“ taucht zum erstenmal im 14. Jahrhundert auf. Damit war aber noch lange nur die Burg als solche gemeint. Erst im 16. Jahrhundert wurde Hohenzollern auch als Familiennamen für die süddeutsche Linie offiziell angenommen. Die Burggrafen von Nürnberg führten bis zum 15. Jahrhundert noch neben ihrem Titel denjenigen der Grafen von Zollern. Bis in das 17. Jahrhundert bildete auch das schwarz-weiß-gevierte Wappen für alle Zweige das äußere Kennzeichen der gemeinsamen Abstammung, der süddeutschen, fränkischen und brandenburg-preußischen Linien des Hauses.

Erst der Große Kurfürst fügte seinen Titel 1685 auf Grund kaiserlicher Bestätigung die Bezeichnung „Graf von Hohenzollern“ bei, die von da ab von allen preußischen Königen geführt wurde.

Dabei war es keineswegs nur auf äußere Form abgesehen, sondern es sollte damit auch ein Rechtsanspruch auf eine etwaige Nachfolge im Besitz der fränkischen und vor allem der süddeutschen Linie festgelegt werden. Dieser Rechtsanspruch wurde in Hausverträgen ausdrücklich bestätigt und festgelegt. Von da ab wurde bei preußischen Thronwechseln in Hohenzollern eine Eventualhuldigung vorgenommen. Dem Übergang der hohenzollerischen Fürstentümer an Preußen im Jahre 1849 gingen also schon lange vorher staatsrechtliche Beziehungen und Verbindungen voraus, denn ein Zusammenwirken der fränkisch-brandenburgischen Linie mit der süddeutschen in politischer Hinsicht ergab sich im Laufe der Jahrhunderte öfters (s. unten).

Niedergang und Zerstörung

Nicht die oben genannten Machtkämpfe und Neuorientierung der Zollern zwischen 1267 und 1286 haben die Stellung der Zollerngrafen besonders beeinträchtigt, sondern die Erbteilungen, die um diese Zeit schon einsetzten. Den Anfang machte um 1288 die Abzweigung der Schalksburger Linie. Mit der Ausbildung der Herrschaft um Burgfelden-Schalksburg und der neu gegründeten Stadt Balingen, einem Gebiet von Onstmettingen über Streichen bis Engstatt, Erzingen und Oberdigsheim, wurde die Zollerngrafschaft verkleinert auf das Gebiet um die Zollerburg und Hechingen samt Teilen des oberen Killer- und Steinlachtales. Hier wurde aber 1342 nochmals eine Teilung vorgenommen (Schwarzgräfliche und Straßburger Linie). Dies hat die wirtschaftliche Kraft der Zollerngrafschaft sehr beeinträchtigt.

Nach 3 Generationen starb die Schalksburger Linie 1408 aus und schon 1403 hat der letzte Graf dieser Linie, Friedrich genannt Mülli (nach Mühlheim an der Donau), nach Verpfändungen seine große Herrschaft (Schalksburg, Stadt Balingen, 16½ Ortschaften und Kirchensatz zu Roßwangen) ohne Rücksicht auf seine zollerischen Vetter um 28 000 Gulden an den Grafen Eberhard den Mildern von Württemberg verkauft. In der Sage vom Hirschgülden hat Wilhelm Hauff diesen Verkauf mit dichterischer Freiheit dargestellt. Später wurde der Verkauf von der andern zollerischen Linie angefochten, weil der Kaufpreis zu niedrig gewesen sei. Die württembergische Regierung ließ daher Kaspar von Fronhofen, den Gatten der Sophia, der einzigen Tochter Graf Müllis (der einzige Sohn war schon 1403 gestorben, Grabmal in der Balingener Stadtkirche), 1427 auf seiner Gemahlin Erbe verzichten, das 1435 vor dem Hofgericht in Rottweil bestätigt wurde.

(Fortsetzung folgt)

„Gräblensberg-Bauren und -Waydrecht“

Von Gustav Rieber

Vorbemerkung:

Die Felsenbastion des Gräbelesberg (914,6 m) war in vor- und frühgeschichtlicher Zeit immer wieder besiegelt, denn die Bergkanzel mit ihren jähren Felsabstürzen bot natürlichen Schutz und war an der flaschenartigen Verengung und im Vorfeld mit Wällen und Gräben verstärkt (s. HBl 1. November 1960). Die natürliche Felsburg diente in vorgeschichtlicher Zeit als Fliehburg. Eine bronzene Riemenzunge aus alamannischer Zeit (etwa 7. Jahrhundert) spricht für eine Besiedlung des Berges im frühen Mittelalter. Scherben, Ziegel und Mörtel zeugen von Besiedlung in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, über deren Existenz die Gerichts- und Gemeinderatsprotokolle Auskunft geben und über die Gustav Rieber im folgenden berichtet.

Fritz Scherer

„Am 2ten März 1830 erschienen vor dem Gemeinderath und Burgerausschuß Johann Baltes Schlegel, Zimmermann, und Petter

Stoz, Tagelöhner, von hier (Laufen) und bringen vor, daß sie von den Hossinger Bauern, die auf dem Gräblensberg auf hiesiger Markung liegenden Wüßen und Wüßäcker von ohngefähr 18 Morgen erkaufte haben und seyen willens, auf diesen Platz, ihr erkaufte Aigentum, mit gnädigster Erlaubnis zu bauen und suchen deshalb um Erlaubnis hier an“.

Da nun diese zwei armen Männer sich auf diesem Berg besser betragen, von Hossinger und Tieringer Bürger um ein geringes Geld Güter einkaufen könnten, wurde ihnen solches mit gnädigster herrschaftlicher Erlaubnis von seiten des hiesigen Gemeinderats und Bürgerausschusses erlaubt mit der Bedingung, daß sie ihre Bürgergaben durch das Los wie ein anderer Bürger erhalten sollen und daß sie zu der Fron und allen Prestationen beigezogen werden sollen. Unter diesen Bedingungen wurde ihrem Gesuch willfahren und erlaubt.

Drei Wochen später kam Baltes Schlegel

und Petter Stoz wieder vor den Gemeinderat mit einer Bitte. Da sie doch auf dem Gräbelesberg bauen wollen und im hiesigen Ort jedem Bauenden etwas Bauholz aus dem Comunwald abgegeben werde, sie aber kein Bauholz verlangt, sondern auf den Bergen gekauft haben, so suchen sie an um 4 „Sägthänle und um ein Stämle auf dem Berg zu einem Brunnentrog, daß sie von den Sägthänlein auch Latten und etwas Britter sägen lassen können“. Auf dieses Ansuchen beschloß der Gemeinderat, ihnen ein Thänle zu Latten, zwei Thänle zu Britter und auf dem Berg ein Thänle zu einem Brunnentrog billig abzugeben. Im Mai wurde Schlegel und Stoz erlaubt, anstatt dem Burgenholzlos 8 Baumstämme zu hauen, da sie zum Brennen Holz genug überkommen.

Um das karge Einkommen aufzubessern, kamen die Familien Schlegel und Stoz immer wieder in Konflikt mit der Gemeinde. So wurden die beiden Gräblensbauern wegen Holzhandel aufs Rathaus vorgeladen. Der Schultheiß wollte wissen, woher das Klafter Scheitholz und ein halbes Klafter Prügel kamen, die bei Johann Martin Härter vor dem Haus sitzen. Stoz gab an, daß er das fragliche Holz von den alten Vogts Dicken von Hossingen im Höllwald gekauft habe. Dem Waldschützen Joh. Martin Schick gings auch gegen den Strich, weil er die Gräblensbauern, ihre Weiber und Kinder immer wieder im Wald antraf. Manchesmal gab es dann eine Anzeige, die an einem Gerichtstag gerügt wurde. An den Gerichtstagen kamen, regelmäßig nach den Jahreszeiten, beinahe immer die gleichen Vergehen vor: Grasens, Vieh im Wald hüten, harzen, holzen, Obst mitnehmen, alles Vergehen, die aus Not erzwungen waren. Männer, Weiber und Kinder aus dem Flecken und den Nachbarorten überschritten immer wieder die Verbote und wurden deshalb vor Gericht hart gerügt.

Am 15. Juli 1833 wurde auch wieder vom Gemeinderat ein Gerichtstag gehalten. Der Waldschütz Joh. Martin Schick zeigte Petter Stoz und Martin Schlegel an, mit ihrem Vieh im Dobelwald gehütet zu haben. Sie gestanden es ein, aber es waren ihre Kinder. Wegen Kleiner Frevel wurden sie mit 3 Gulden bestraft. Die ersten Erschwernisse auf dem Gräbelesberg zeigten sich 1834. Hatten doch Schlegel und Stoz entgegen allen alten Erfahrungen geglaubt, auf dem um geringes Geld erkauften Steinriegeln etwas rauszuholen. Die Hossinger und Tieringer gaben die Felder doch nur so wohlfeil her, weil sie vom Berg genug Erfahrung hatten und froh waren, mit diesen Feldern nichts mehr zu tun zu haben.

Am 2. Dezember 1834 kam abends Baltes

Schlegel zum Schultheiß und beklagte sich, daß er und seines Hausmanns Leute in einen Streit gekommen seien und Petter Stozens zwei Söhne hätten ihn wollen angreifen, daß er die Flucht habe ergreifen müssen, er bitte deshalb, daß man ihm den Schützen mitgebe, denn er dürfe nicht mehr in sein Haus. Auf dieses hin gab ihm der Schultheiß Wizemann den Schützen mit. Sie wurden auf den anderen Morgen auf 8 Uhr geladen. Baltes Schlegel und Martin Stoz, Soldat, kamen am Morgen und wurden sofort über den gestrigen Tag vernommen. Sie gaben an, daß sie einen gemeinschaftlichen Pflug und einen Karren hätten und um diese habe es Streit gegeben. Mit beiden wurde nun ausgemacht, den Pflug und den Karren zu verkaufen und den Erlös hälftig zu teilen. Mit seinem Teil soll Schlegel beim Petter Stoz zahlen. Beide Parteien waren damit einverstanden.

Die kargen Ernten auf dem Berg, die für das Leben zu wenig, das enge Zusammenleben mit den Hausleuten und die Abgeschiedenheit brachten Schlegel so weit, daß er die Lust am Bauen verlor und sein Eigentum verkaufen und wieder ins Dorf ziehen will. Im Februar 1840 verkaufte er seine Wohnung samt dem Gütle auf dem Gräbelesberg an Matheus Bodmer von Hossingen. Er will nun im Ort unten im Tal ein kleines Häusle bauen, 30 Schuh lang und 22 Schuh breit. Beim Gemeinderat suchte er deshalb um eine Baustelle nach. Seiner Ansicht nach war es im Heckengäßle, gegen Ludwig Schicks Baumgarten am besten, was ihm auch erlaubt wurde.

Auch der neue Gräbelesberg-Bauer bekam bald zu spüren, daß bei aller Lust am „Bauen“ auf den paar Feldern auf dem Berg kaum etwas zu holen war. Ständiger Tischgast war die Not. Schon 6 Jahre nach dem Kauf auf dem Gräbelesberg kam Bodmer zur Gemeinde und trug seinen Teil auf dem Gräbelesberg zum Kauf an. Bodmer meinte auch: Vielleicht wäre sein Hausmann Petter Stoz bereit, zu verkaufen. Alle Unannehmlichkeiten von dieser Parzelle würden aufhören, das Haus könnte man auf Abbruch verkaufen und die Güter zu einem Wald kultivieren. Der Gemeinderat beauftragte Schultheiß Wizemann und Gemeinderat Lang, den Anteil von Bodmer so wohlfeil wie möglich zu kaufen. Beim Handel forderte Bodmer 750 Gulden, Stoz aber 1000 Gulden, geboten wurde beiden für ihre Teile bare 700 Gulden. Aber auf dieses Angebot ließen sich die Güterbesitzer nicht ein. Der Schultheiß und sein Gemeinderat zogen unverrichteter Dinge wieder ins Tal.

Am Abend dieses Tags (26. Febr. 1846) war

noch eine Gemeinderatssitzung, zu der auch Bodmer erschien und anzeigte, daß er sein Besitztum auf dem Gräbelesberg gegen bare 700 Gulden abtrete. Der Gemeinderat war mit diesem Angebot einverstanden.

Die Allmenden auf dem Berg will man nun mit Forchensamen einsäen und dafür 100 Pfund Samen kaufen. Die Güter sollen vor der Ernte verpachtet werden. Im Mai wurden die Güter zweimal im Ort angeboten. Beim öffentlichen Aufstreich brachten sie nur 15 Gulden und 51 Kreuzer ein. Vom Metzger Johannes Jetter kaufte man 12 Pfund Forchensamen mit Flügeln, je Pfund 27 Kreuzer und 4 Pfund abgeflügelten Samen, das Pfund zu 36 Kreuzer. Von Johannes Bizer, Bauer, kamen noch 30 Pfund Fichtensamen hinzu, das Pfund zu 9 Kreuzer. Im April wurden von Schultheiß Wizemann, Gemeindepfleger Schlegel, Waldmeister, Gemeinderat Lang gegen den „Suppenhafen“ und den Gemeintrieb bis ans „Stierbrünne“ und den Eingang auf dem Hof ausgesät.

Im Mai 1852 starb der Gräbelesbergbauer. Seinem Weib Eva, geb. Bizer, wurde die Last mit dem Hof zu groß. Für den 32jährigen Sohn Peter, der blödsinnig war, wurde Melcher Fritz, Wagner, als Vormund in Pflicht genommen. Der Sohn Jacob mit seinem Weib war auf dem Hof und Hans Martin war nach Tieringen verheiratet.

In dieser schwierigen Zeit, in der viele in Gant gekommen waren, gelang Jacob Stoz auch nicht mehr, seinen Schuldzins mit 36 Gulden aufzubringen. Es sollte ihm deshalb ein Acker verkauft werden, aber es erschienen keine Käufer. Weil Jacob der schwierigen Lage nicht mehr Herr wurde, floh er nach Amerika. Eine Strafe von 10 Gulden, die seine Frau an das Ortsamt zahlen sollte, war nicht möglich, da überhaupt kein Vermögen vorhanden war. Bei der Vermögensuntersuchung hatte sich eine Insolvenz herausgestellt, deshalb sollte für den nach Amerika Entwichenen ein Stellvertreter aufgestellt werden. Hierzu wurde Schulmeister Walter gewählt. Als Güterpfleger wurde Gemeinderat Lang aufgestellt. Ein gemeinderätliches Zeugnis über Jacob Stoz und sein Weib Barbara, geb. Bizer, lautete: Es wird deshalb bezeugt, daß beide ein gutes Prädikat besitzen und ihnen an dem Vermögensverfall durchaus keine Schuld zugemessen werden kann, indem derselbe einzig und allein von dem Sinken der Güterpreise und Fehl Jahren seinen Ursprung hat.

Der Pachtvertrag über die gemeindeeigenen Felder und den Hausanteil war 1854 abgelauten. Die Gräbelesberg-Bäuerin, jetzt schon älter, sah sich nicht mehr in der Lage, den Hof weiterhin umzutreiben und übergab, beinahe geschenkt, alle Güter dem hiesigen Flecken. Ihr Sohn, Joh. Martin Stoz, bürgerlich in Tieringen, machte sich nun eigenmächtig mit seiner Familie auf dem Gräbelesberg sesshaft. Ihm wurde deshalb eröffnet, daß er den Platz innerhalb 8 Tagen räumen muß.

Die Petter Stoz Wittib ob dem Gräbelesberg wie auch ihr 36 Jahre alter Sohn Petter sind durch Schenkung der Parzelle Gräbelesberg der Gemeinde Laufen zur Alimentierung zugefallen. Es wurde durch den Ausrufer mittels Schelle im Ort bekanntgemacht, daß wer dieselben in Kost und Verpflegung nehmen wolle, könne sich nachmittags 2 Uhr auf dem Rathaus einfinden. Nachstehende Vertragsbedingungen wurden zugrunde gelegt: Der Empfänger dieser Personen hat dieselben in gesunden und kranken Tagen zu warten und zu pflegen, Kleider anzuschaffen und zu unterhalten. Bei der Stoz Wittib erhält der Empfänger ein Bett, das noch ihr Eigentum ist, welches er aber, sobald die Zeit des Vertrages ein Ende hat, dasselbe wieder einem weiteren Empfänger zu übergeben hat. Sollte zuvor die Stoz Wittib durch Tod abgehen, so darf der Empfänger dasselbe behalten, hat aber hierfür die Stoz ordnungsmäßig beerdigen zu lassen. Die Stoz hat unter den vorstehenden Bedingungen vom 23. September 1856 bis 1. Juli 1857 für 45 Gulden Jacob Gompper übernommen. Den Petter Stoz übernahm zu denselben Bedingungen Johannes Georg Eppler von Hossingen. Die der Gemeinde zur Alimentie-



Blick zum Gräbelesberg

Foto: Gerd Schneider

rung in guten und schlechten Tagen zugefallenen Personen, ob sie etwas hatten oder nicht, wurden jedes Jahr auf 1. Juli im öffentlichen Abstreich versteigert. Das niedrigste Gebot bekam den Zuschlag. Selten kam es vor, daß solche versteigerten Leute im selben Haushalt bleiben konnten. Auch kündigte die Gemeinde von sich aus den Vertrag, weil Kost und Verpflegung zu gering waren.

Da die Gemeinde die Hälfte des Gräbelesbergs übernommen hatte, will sie das Haus auf Abbruch verkaufen, wie auch den noch vorhandenen Wagen, einen Pflug und eine Kuh. Im Intelligenzblatt für das Oberamt Balingen, im Alboten und besonders in den Orten Hossingen und Tieringen mittels der Schelle wurde es bekanntgegeben. Doch zu dem Aufstreich war nur ein Liebhaber erschienen. Für Haus, Wagen, an dem einiges fehlte, dem Pflug mit 2 Rädle und einem Strohstuhl (Futterschneidmaschine) bot Johann Georg Eppler von Hossingen 100 Gulden. Er bekam sie auch. Außerdem hat Eppler sämtliche Felder, ob kultiviert oder nicht, mit Ausnahme der Dinkelfelder, die sich vor der Schanz dieserseits befanden, im Frühjahr gehörig umzuackern und zu eggen und mit Hackfrüchten zu bestellen. Eppler muß aber vor dem Säen den Gemeinderat in Kenntnis setzen. Pacht hat Eppler nicht zu bezahlen.

Seit undenklichen Zeiten besitzt die Gemeinde auf dem Gräbelesberg die Parz. 1815/1816 mit 11½ Morgen 1 Ruthe Waydang, auf denen die Gemeinden Hossingen und Tieringen mit je ein Drittel das Weidrecht auszuüben

berechtigt sind, das man ihnen abkaufen wollte, doch Hossingen war damit nicht einverstanden.

Durch die Schenkung der Parzelle Gräbelesberg erhielt die Gemeinde Laufen auch Güter auf Hossinger und Tieringer Markung. ⅔ Morgen 31 Ruthen auf Tieringer Markung und 3 Stückle vom Gräbelesberg, „Gräblessteig“ und „Höll“, die nicht in Wald verwandelt wurden, sollen deshalb dem Verkauf ausgesetzt werden. Im Herbst 1861 wurde das Weidrecht der Gemeinden Hossingen und Tieringen auf dem sog. gemeinschaftlichen Trieb außerhalb des Schanzgrabens aufgekündigt und zwar für die bare Summe von 60 Gulden, die unter die beiden Gemeinden geteilt werden mußten. 1866 soll der gemeinschaftliche Trieb aufgeforstet werden. Von Prof. Fischbach von Hohenheim will man dazu 20 000 Forchenplanzen, das Mill zu einem Gulden und 30 Kreuzer kaufen.

„Bei dem Alimentierungs-Abstraich im Juli 1871 übernimmt der Weber Jacob Gompper den blödsinnigen Petter Stoz auf Lebenszeit zu den üblichen Bedingungen von 60 Gulden jährlich. Durch Schenkung der Verwandten von Stoz ist der Hof der Gemeinde überlassen worden. Die Gemeinde übernahm dafür die Alimentierung der Mutter und des Sohnes auf Lebenszeit. Nach langen Verhandlungen einigte man sich hierüber im Gemeinderat. Auch die Beerdigungskosten mußten übernommen werden.

Quellen: Gerichtsprotokolle 1822/1833, Gemeinderatsprotokolle 1834/1892.

Von den Fluren um Haigerloch

Von Fritz Scheerer
(Schluß)

Da die früheren Zeiten einen ausgedehnten Weidebetrieb kannten, hängen viele Flurnamen mit der Weide zusammen. Die Halde nördlich vom Schloß heißt „Stellbaum“. Sie war ein umzäuntes Weidestück. Die stadtnahe Nachtweide für das Zugvieh, das am Tag arbeiten muß, war der „Auchtert“, eine Bezeichnung, die in vielen Markungen vorkommt.

Mehrfach kommt auch in der Gegend der Name „Withau“ vor (schwäbisch einst. „Wit-haub“), in dem Holz, Wald, Wide (= Weide = Flechtreis) und in hau = hauen stecken. Das Gewann „Auenloch“ (Owenloch) wird schon vor 1376 in der Aufstellung hohenbergischer Lehen erwähnt. Der Name „loch“ deutet wohl auf früheren Wald hin. 1472 heißt es von Withau „der wythow vor ziten ain walt gewesen“ (Urbar 1472). „Reutere“ dürfte von roden kommen (Land durch Ausgraben von Büschen, Bäumen urbar machen).

Die sonnige Halde, die sich vom Schloßberg nach dem Seehof hinzieht, heißt heute noch „Weinberg“, denn an dem heißen Muschelkalkhang wurde einst Wein gebaut. Wiederholt ist in Urkunden und Akten von einem Haigerlocher Weingartengut die Rede, so heißt es 1652 „wer in der Neuhalde Weingärten hat, soll sie anbauen und nicht wüst liegen lassen“. Wie anderwärts in unserer engeren Heimat, dürfte auch hier während des Dreißigjährigen Krieges der Weinbau abgegangen sein. In „gresthalden“ Markung Gruol, besaß die Herrschaft 1472 7 Morgen Weingärten. Jeder Besitzer hatte ½ Morgen, von dem er einen Kübel voll Trauben, „wann win wechst“, abliefern mußte. Zu jedem halben Morgen soll man „30 gruoben machen und 100 stock dann setzen und die mayer holtz, müst und pfl hinuß führen“.

Der westliche Abhang des Schloßberges hieß früher „Kilrain“ (Kirchrain), der Weg zum Schloß „Burgsteig“. Die Allmendteile an der Gruoler Straße hießen „Lehmäckerle“, weil dort Lehm für die Ziegelhütte gegraben wurde. Ein „Stadtwald“ wird schon 1551 erwähnt („der Stadtknecht soll den Stadtwald ordentlich verhielten“ = bewachen). Zum Haag-schloßchen gehörte das „Haaggut“ und die Öhmdwiesung „an der langen Steige“. In der Bezeichnung „Hairengarten“ dürfte ein Besitzernamen stecken (oberhalb der Krehshalde),

während der „Klingler“ seinen Namen an der neuen Weildorfer Straße von der engen Schlucht, der „Klinge“, haben dürfte. Das „Lauchenbründli“ östlich vom Hagwäldchen wird urkundlich 1533 erwähnt.

Durch umfassende Aufforstung der Abhänge am Weinberg und der Mühlhalde, der St. Anna Halde des Stettener Bergs usw. wurden in der Neuzeit schöne Spazierwege rings um die Stadt geschaffen.

Der Name „Haigerloch“

In der Notitia fundationis des Klosters St. Georgen im Schwarzwald vom Jahre 1095 wird das castrum Haigerloch erstmals urkundlich erwähnt. In diesem Jahre wird in „castri Heigerloch super reliquiis martyris St. Georgi“ die Vollziehung der Übergabe von Gütern in Wilflingen am Fuße des Oberhohenbergs an das genannte Kloster im Beisein von Zeugen vollzogen (Adalbert von Weildorf, Walter von Gruol, Arnold von Owingen, Arnold von Kirchberg und Mangold von Anhausen = abgegangen bei der Ostdorfer Böllatmühle). Alle diese Orte liegen mit Ausnahme von Anhausen links der Eyach. Gruol, Kirchberg, Oberstadt Haigerloch und Weildorf gehörten ursprünglich zum Weildorfer Pfarrverband.

In „Geschichte des Oberamts Haigerloch“ von 1928 nimmt Franz Xaver Hodler an, daß Haigerloch aus zwei selbständigen Siedlungen, die sich an zwei verschiedenen Burgen anlehnten, entstanden sei. Den Namen Haigerloch brachte er in Verbindung mit „Haglegau“ und „Haag“, das ein mit einer Hecke befestigter Platz gewesen sei („So mag das Haag in Haigerloch ein mit Mauern umgebenes Gehöft für das Militär gewesen sein“, Seite 378). Elmar Blessing weist in „Stadt und Herrschaft Haigerloch im Mittelalter“, 1974, die Herleitung des Namens durch Hodler zurück. Er habe die verschiedene Herleitung der beiden Silben „Haag“ und „Haiger“ übersehen. Anhand von verschiedenen mittelalterlichen Quellen weist Blessing nach, daß der Name Haigerloch ursprünglich ein Flurname gewesen ist. Die Flur „haigerloch“ lag westlich der St. Anna Kapelle, zwischen den beiden Zelgen „Owenloch“ und „Withau“ am alten Weildorfer Weg (s. oben): 1472 werden „zwo jucharten garten stossend vornen an das haigerloch“

erwähnt (Urbar 1472), 1497 „1 juchart im haigerloch gelegen“ (Spitalarchiv Horb), „1512 Sannt Anna uf dem haygerloch gelegen“, „1534 meinen graßgarten sampt dem winberg unden daran uff dem haygerloch“, „1547 2 juchart ackers im haygerloch stoß vornen an Weildorffer weg“ usw. Nach alledem ist die Bezeichnung Haigerloch eindeutig ein Flurname.

Die drei Namen Owenloch, Haigerloch und auch Withau (s. oben) deuten auf ein ursprüngliches Waldgebiet hin. Die Endsilbe „-loch“ wird allgemein vom althochdeutschen loh = Waldwiese, Lichtung, Hain abgeleitet. Nach G. Buck wird „Haiger“ mit Reiher in Verbindung gebracht und es wurde so Haigerloch als Reiherwald gedeutet. Fischreier waren auch bis in die Neuzeit herein an der Eyach festzustellen.

Nach Blessing ging nach der Rodung der Name „sowohl auf das neugewonnene Ackerland als auch auf die darauf errichtete Ansiedlung über“. Im 11. Jahrhundert errichteten die hochadeligen Herren von Haigerloch auf dem Bergsporn links der Eyach eine Burg und nannten sie nach dem Wald „Haigerloch“. Den Zubehör bildeten die Dörfer Weildorf, Gruol, Bittelbronn und Heiligenzimmern. Um die Burg, von der der Oberstadtturm als ehemaliger Bergfried der einzige Zeuge ist, entstand ein Weiler, der nach dem Aussterben der Grafen von Haigerloch um 1170 an die Hohenberger überging, die die Siedlung im 13. Jahrhundert zur Stadt erhoben und um 1200 auf dem Bergsporn rechts der Eyach eine neue Burg erbauten. Am Fuß des Schloßbergs entstand die Unterstadt mit Markt, Handwerkerhäusern und Nikolauskirche. Diese Siedlung wurde später im Haag nochmals erweitert. „Damit hatte die Stadtentwicklung ihren mittelalterlichen Höhepunkt erreicht“ (Blessing).

Grüner Milzfarn (Asplenium viride)



An tief schattigen Stellen unter den Felsen am Plettenberg und um das Schlichemtal fühlen sich Farne wohl: Widerton, Blasenfarn, Engelsüß und die edle Hirschzunge. Eine zerteilte Blattspreite haben die Milzfarne, die schattige Stellen lieben. Ihren Namen Asplenium erhielten sie, weil dieser Farn bei Milzkrankheiten heilsam sein soll. Beim Grünen Milzfarn sind die hellgrünen Fiederchen kurz gestielt. Der ungeflügelte Stiel ist nur am Grunde braun, sonst grün. Das Bild zeigt Asplenium nigrum, den Schwarzen Milzfarn.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

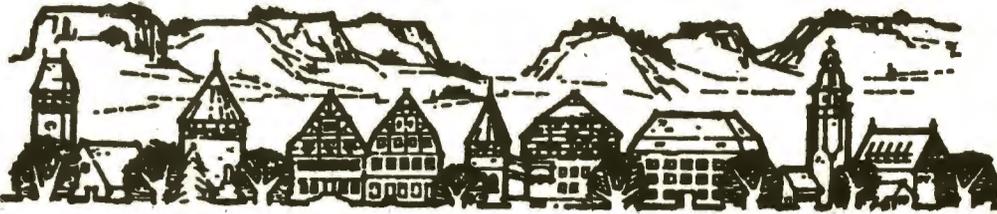
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 30

30. November 1983

Nr. 11

Heimatkundliche Perspektiven 1983

von Dipl. Ing. R. Kerndt

Die „Heimatkundlichen Blätter Balingen“ erscheinen im dreißigsten Jahr und haben sich in der Erfüllung ihrer Aufgabe bewährt, in lokalem Rahmen über Naturgegebenheiten, Lebensart, Geschichte und Kulturbestrebungen anschaulich zu berichten. Man weiß um die Lebensfülle, die mit dem Begriff „Heimat“ verbunden ist und man kennt deshalb auch die unerschöpfliche Thematik, der die heimatkundlichen Studien gelten. Ziel und zugleich Erfolg der Berichte ist aber auch der Anschluß an andere Forschungsgebiete, an die „große Welt“, so daß Heimatkunde nicht nur eine enge lokale Stoffsammlung, sondern ein aus weiten Perspektiven gewonnenes Erfassen einer viel größeren empirischen Wirklichkeit und damit geradezu ein Stück Lebensphilosophie bedeutet.

Auf die Frage, was man eigentlich unter „Heimat“ und „Heimatkundlichen Blättern“ zu verstehen habe, wird man recht verschiedene Antworten bekommen. Das Nächstliegende ist die Erforschung der Heimat, man weiß aber, daß Balingen nicht die Welt bedeutet und daß es deshalb schon um des Vergleichs willen interessant ist, auch nach den Verhältnissen „außerhalb Etters“ zu fragen. Man erkundet also auf Fahrten auch „anderswo“ Land und Leute, ihre Geschichte, die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Da aber das Leben nicht nur äußerer Ablauf und materielles Streben ist, tut man gut daran, wie die großen Philosophen und Künstler auch nach den sublimen Inhalten des Weltlaufs vor Ort zu fragen und damit eine nicht nur die Wissenschaft steigernde Vergeistigung anzustreben. Die Materie ist unabdingbarer Träger des physischen Lebens, die Geistigkeit ist Voraussetzung und Wesen allen spirituellen Strebens. Dieser Dualismus kann aber in einer grandiosen Synthese zu einer Einheit hinführen, die erst dem menschlichen Leben seinen tieferen Sinn und Wert verbürgt.

„Echte Heimatkunde“ ist die große Schau, für die die äußere Staffage das unentbehrliche Fundament, das sublimen Sinnerfassen aber das wahre Ziel und zugleich die Zierde echten Menschentums ist. In die Praxis umgesetzt bedeutet dies zunächst die Orientierung am Forschungsobjekt, das äußere Studieren etwa geschichtlicher Erscheinungen, um dann bis zum Geistkosmos vorzudringen. Denn dieser ist ja nicht nur äußeres Umfeld, sondern das Ziel auch einer gereiften Heimatkunde.

Reifung hat aber ihre Zeit. Ein bekanntes Wort variierend könnte man sagen: „Und abermals nach 100 Jahren kam ich desselben Wegs gefahren“. Man beachte, daß es hier nicht 99 oder 101 heißt, daß aber eine „Hundert-Teilung“ an sich eine durchaus willkürliche ist. Gewählt werden hier für die Lokalgeschichte auch die „50-Jahr-Intervalle“, um das Örtliche besser zu erfassen. Merkwürdig ist, daß für die Geschichte Balingens die Jahreszahlen 1883, 1783, 1683 usw. von geringerer Bedeutung sind, so daß man hier an den Ausdruck „unbedeutende Zwischeninkarnationen“ erinnert wird. Auch pflegt das streng Lokale, von ein paar gravierenden Ausnahmen abgesehen, an sich ja ziemlich dürftig zu sein. Und doch lohnt sich ein Rückblick, denn das Leben hat überall Anschluß an die große Welt. Es will gelebt sein und etwaige „Spießbürgerlichkeit“ wäre deshalb kein hinderndes Kriterium. Auch nicht die Tatsache, daß der Balingen Bezirk nie eine weltgeschichtliche Rolle gespielt hat. Nötig ist hier noch der Hinweis, daß aus den gewählten Jahren „83 und „33 oft einzige noch erhaltene Nachrichten stammen, die die örtlichen Verhältnisse illustrieren. Sol-

che kleine Notizen sind also für das Lokalkolorit unentbehrlich. Selbstverständlich gibt es auch noch andere inhaltsreiche Jahresreihen, aber wir leben ja im Jahr 1983.

Und nun in bunter Folge einige lokale Beispiele: 1833: Waldstetten selbständige Gemeinde. – Ein Scheffel Dinkel kostet vier Gulden – Die Kirche in Erzingen mit romanischen Anklängen gebaut. 1783: Erster Erdäpfelanbau in Obernheim und Nusplingen. – Weinbau in Dormettingen – Balingen 2400 Einwohner. 1733: Schwäbisch-Österreichischer Landtag – Rangordnung für Schömburg und Binsdorf – Balingen besitzt rund 6000 Morgen Gemeindewald – Steuerstreit mit der

württembergischen Regierung – Im Polnischen Erbfolgekrieg Österreicher im Balingen Raum im Quartier. 1633: Schwedengeneral Horn zieht durch Balingen. 1583: Die Gießmühle wird „Lehen“ der Stadt Balingen – Zollern setzt Marksteine in die „Freie Pirsch“ – „Bernhardhof“ in Täbingen. 1533: Österreich protestiert gegen ein Tübinger Edikt. 1483: Württemberg bestätigt Balingen Freiheiten – „Scharfe Werung“: Münzkurswert festgestellt. 1433: Öffentliche Badstube im Geyerbad – Frauenklause in Balingen. 1383: Ein „Bernhardhof“ in Dotternhausen – Friedrich von Zollern Herr der Schalksburg – „Tansteig“ Binsdorf: Auch Tannen neben großem Laubwald – Ebinger Mühle: „Ebinger Maß“, Kornmaß – Balingen an Bubenhofen verpfändet. usw.

Die Heimatgeschichte, hier nur mit einigen Andeutungen für die letzten sechshundert Jahre, spiegelt die rhythmische „Verdichtung“ von einigen Einschlügen des Großgeschehens neben den indifferenten lokalen Ereignissen. Die Zeit ist also nicht nur Träger des Nacheinander, des kontinuierlichen Fließens. Und damit behauptet auch im Jahr 1983 unser Heimatbezirk aus der spezifischen Prägung seiner „bescheidenen“ Entwicklung seinen ihm dennoch gebührenden geschichtlichen Rang.

Der Riedlinger Vertrag von 1605

Von Hans Gaiser und Fritz Scheerer

Im Jahre 1605 erfolgte eine Vereinbarung zwischen den Herren von Stotzingen und den Gemeinden Roßwangen, Dotternhausen und Geislingen über Fronen, Schafhaltung, Dung und Holz sowie über Aufforstung ausgestockter Waldungen (s. KBschr. Bd. II S. 388).

Durch den Verkauf der Grafschaft Hohenberg im Jahre 1381 und die Erwerbung der Herrschaft Schalksburg durch Württemberg im Jahre 1403, waren Gebietsverhältnisse in unserer engeren Heimat geschaffen, wie sie im wesentlichen bis 1805 bestanden haben. Die Grafschaft Hohenberg wurde österreichisch. Im württembergisch-österreichischen Grenzgebiet konnten einige Ritter ihre Unabhängigkeit von jeglicher Landeshoheit behaupten. So besaßen die Herren von Bubenhofen Geislingen, Dotternhausen und Roßwangen und konnten vor 1528 zum dortigen Hofgericht den Blutbann als Reichslehen erwerben. Mit Geislingen ging das Rittergut Dotternhausen-Roßwangen 1527 an die Herren von Stotzingen über. In deren Besitz blieb es rund ein Jahrhundert.

Am 18. April 1598 teilten Hans Jakobs von Stotzingen vier Söhne ihr ganzes väterliches Erbe (s. HBI. 1961 S. 347). Hans Jakob erhielt Schloß Geislingen bis zum „ummauerten Eingang“, Hans Sigmund die andere Hälfte, Hans Jakob das Gut Beuren (Markung Vöhringen) und Hans Ulrich Bronnhaupten. Zu beiden Rittergütern Geislingen zählten 1598 350 Geislinger Leibeigene, nur 5 Personen waren frei.

Sowohl in Dotternhausen wie in Geislingen waren die Einwohner zu Frondiensten verpflichtet. Aus jedem Haus mußte eine Person je einen Tag im Jahr in der Heu-, Haber-, Öhmd- und Hanfernte Frondienste leisten. Tagelöhner mußten bei dringendem Bedarf gegen Bezahlung fronen. Im Heuet mußte zuerst

der Herrschaft das Heu gemäht und gedörrt werden. Wenn das Korn reif war, blitzte die Sichel des Bauern zuerst durch das herrschaftliche Korn. Der Herr konnte den Fronpflichtigen rufen, wenn er ihn gerne brauchte oder wie es ihm beliebte. Oft mag bitterer Groll im Herzen des Bauern aufgestiegen sein, wenn ihm die Spatzen die überreife Gerste aushieben und wenn das Heu auf seiner Wiese verfaulte, während er zuerst die herrschaftlichen Äcker und Wiesen leeren und die herrschaftlichen Scheunen füllen mußte.

Allem Anschein nach müssen die Geislinger und Dotternhäuser Bauern 1525 an der Plünderung des Dominikanerklosters Kirchberg beteiligt gewesen sein, denn sie wurden schwer bestraft. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts müssen erneut Streitigkeiten zwischen Herrschaft und den Gemeinden Geislingen und Dotternhausen entstanden sein, wie der am 29. 7. 1605 abgeschlossene Vertrag beweist.

Der Riedlinger Vertrag

Reskriptum des Originals auf Pergament befindet sich im Gemeindearchiv Dotternhausen. Es beweist, daß auch mit Roßwangen und Geislingen 1605 über verschiedene Dinge Vereinbarungen getroffen wurden: „Zue wüßen (wissen) und khundt gethan seyen aller mönglichen mit diesem Brüeff, . . . demnach . . . vor rukkter (zurückliegender) Zeit von den Unterthanen deren drey Dörfern GEYSLINGEN, DOTTERNHAUSEN und ROSSWANGEN ein aller underthänigster Supplikation überraicht und um Abstellung etlichen ingegebener Beschwerden, alß nambl. der Frondiensten, Aufschlags des Viehs und der Schaaf, Beholtzung und waß dergleichen mehr ist . . . demüetigt gebeten“.

Am 25. Juli kamen zusammen Hanß Martin von Stotzingen zu Dotternhausen und Roßwangen, Hanß Sügmund von Stotzingen zu Geislingen (für Hanß Reinhardt, der wegen seiner „Leibschwachheit“ nicht kommen konnte), Hanß Ulrichen von Stotzingen zu Bronnhaupten sowie ein Notar und waren erschienen „gehorsamlich“ die „gevollmächtigte Ausschütz“. Nicht „ohne Mühe und Arbeit“ wurde aber vereinbart und „verglichen“:

1. Die Untertanen der drei Orte müssen für die etliche Monate verweigerten Frondienste je 100 Gulden Rottweiler Währung Fronngeld zahlen und zwar je 50 Gulden auf Sanct Georgen- und auf Sanct Martinstag.

2. Da die „Obrigkeit“ den Untertanen die Frondienste hat „sinken und fallen lassen“, müssen die Untertanen aller drei Dörfer künftig im Jahr „sechstäg“ (ein Tag im Heuet, zwei Tage in der Korn- und Habernte, ein Tag im Öhmdet und zwei Tage im „Tung“, jeden Tag drei Fahrten), Frondienst leisten. Die Tagelöhner haben je einen Tag in Korn- und Habernte, je einen Tag im Heuet und Öhmdet, ein Tag im Frühling und einen Tag im Herbst mit Holzhauen zu leisten. Die Fronpflichtigen von Geislingen sollen ortsüblich entlohnt werden, die von Dotternhausen sollen für eine Fahrt in der Heu- und Öhmderte einen Batzen erhalten, für eine Fahrt Dung auf die Äcker 6 Kreuzer, auf die Wiesen einen Batzen. Müssen die Untertanen auf den „Blaichenberg“ (Plettenberg) fahren, soll eine Fahrt für drei gerechnet und drei Batzen gegeben werden. Die Tagelöhner werden mit gewöhnlichem Essen und Lohn wie bisher üblich entlohnt. Außer den bestimmten Fahrten dürfen die Untertanen nicht mutwilligerweise eingesetzt werden.

3. Hans Martin von Stotzingen und seine Nachkommen sollen nicht mehr als ungefähr 300 Schafe, 70 oder 80 Stück „Hauptvieh“ und etwa 30 Kühe, „so es im Fleckhen Dotternhau-

sen hat“, halten und „uf gemeinem Trit und Tratt“ zur dörflichen Herde schlagen. Auf dem Blaichenberg soll er aber Schafe und Vieh „nach seiner Gelegenheit innehalten“ und die Schafe, wenn die Untertanen ihr Vieh zur Winterzeit eingestellt haben, „herab in gemeinem Trit und Tratt zu treiben befugt sein. Die Obrigkeit von Geislingen darf nicht mehr als 500 Schafe halten und das Melkvieh unter einem eigenen Hirten halten.

4. Zum „Tungweg“ oder „Auchtwaidt“ (Nachtweide) zu Dotternhausen hat sich die Obrigkeit bereit erklärt, daß die Auchtweide gemeinsames Eigentum sei.

5. Bei der „Beholtzung“ soll es wie bisher gebräuchlich verbleiben. Die Untertanen dürfen „notdürftig“ Brenn- und Bauholz hauen. Die Obrigkeit ist aber berechtigt, eine bestimmte Ordnung vorzuschreiben. Der Waldschütz soll in Dotternhausen gemeinsam sein. Für den Geislinger Witthau gilt eine besondere Regelung.

6. Im Wald „Wangen“ zu Dotternhausen sollen die Felder abgemessen werden und was über 30 Jauchert ist, ist wieder in Wald umzuwandeln. Von den Feldern haben die Bauern ein Drittel Zehnten zu geben. Die Lagerbücher sollen in Ordnung gebracht werden. Alles, was Irrung war, zwischen Obrigkeit und Untertanen, soll der Vergangenheit angehören. Die „Mitgemeinsleuthe“ bitten um Verzeihung und verpflichten sich zu Gehorsam. Aber auch die Obrigkeit will guten Willen zeigen. Der Ausschuß für sich selbst und für ihre „Mitgemeinsleuthe“ geben dem kaiserlichen Kommissar mit „handtgegebener Treu“ an Aidesstah angelobt und Versprechen gethan“. Von beiden Parteien und im Namen ihrer „Principalen“ wurden die „Insigel“ angehängt.

„Actum Riedlingen den Neunundzwanzigsten Monatstag Anno Salutis humanae Sechzehnhundert und fünfe“.

Vettern eine kleine Herrschaft in Schlesien. Diese Linie starb aber schon 1622 aus.

Die spätere Geschichtsschreibung hat dem Grafen Karl wegen der Zersplitterung Vorwürfe gemacht. Aber Karl mag in der Reichspolitik und im Dienst des habsburgischen Hauses größere Chancen gesehen haben als in einer eigenständigen Politik zu den Nachbarn Württemberg und Österreich.

Der Hechinger Graf Eitelfriedrich baute in Hechingen im Schloß, St. Lutzen, Hospital, Hofgarten und großartigem Hofleben eine Residenz auf, deren Aufwand die Kräfte der kleinen Grafschaft weit überstieg. Zu alten Schulden kamen neue, so daß sich das Ländchen nach dem Dreißigjährigen Krieg unter seinen Nachfolgern nicht erholen konnte. Wir können so ununterbrochene Kämpfe der Bewohner, die um ihre Existenz kämpften, verstehen. Die zwei Jahrzehnte hohen Hechinger Kulturlebens (Hofkapelle, bedeutende Musiker wie Orlando di Lasso und Leonhard Lechner, bildende Künstler wie Joachim und Thadäus Taubenschmid u. a. wirkten im Hechingen) zu Ende des 16. Jahrhunderts wogen zwei Jahrhunderte sozialen Tiefstandes nicht auf.

In Sigmaringen dagegen hielten sich die Dinge in Grenzen. In Haigerloch konnte Graf Christof und später sein Sohn in seiner Residenz auf dem rechten Eyachufer die stattliche Schloßkirche schaffen. Mit Johann Christof starb 1634 die Haigerlocher Linie aus. Nach dem Teilungsvertrag seines Großvaters fiel die Herrschaft an den regierenden ältesten des Geschlechts und das war der 1623 in den Reichsfürstenstand erhobene Fürst Johannes II. von Hohenzollern-Sigmaringen.

Unter Meinrads II. (1689-1715) Sohn Fürst Josef Friedrich wurde das allodiale Haigerloch sogar Residenz der Fürsten. Unter ihm als baufreudigem barockem Fürsten erlebte Haigerloch von den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts an eine Glanzzeit, in welcher besonders die bildenden Künste blühten. Ihm standen durch reiche Einkünfte seiner drei Gemahlinen große Privatmittel für Bauten zur Verfügung. St. Anna, das vollkommenste Bauwerk im Kreis und von europäischem Rang wurde 1752-1755 geschaffen. Die Schloßkirche wurde Barock ausgestattet und in Bad Imnau stattliche Badgebäude erstellt.

Nutzen durch Napoleon

Als einzige von den zahlreichen ähnlichen Staatsgebilden in Süddeutschland blieben die beiden hohenzollerischen Fürstentümer Hechingen und Sigmaringen bei den großen staatlichen Umwälzungen in der napoleonischen Zeit erhalten. Als Grund dafür haben die nahen Beziehungen der Gemahlin des Sigmaringer Fürsten Anton Aloys, Prinzessin Amalie Zephyrine zur ersten Gemahlin Napoleons Josephine Beauharnais zu gelten, und der Sigmaringer Erbprinz Karl heiratete eine Nichte Napoleons, die Prinzessin Antoinette Murat. Statt der Auflösung der Fürstentümer erhielten sie bedeutenden Gebietszuwachs, vor allem der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen am Neckar bei Fischingen, Glatt, Neckarhausen usw. und dann bei Trochtelfingen. Durch die Rheinbundakte von 1806 wurden die beiden hohenzollerischen Fürsten zu souveränen Herren erklärt. Selbstverständlich hatten die beiden Fürstentümer als Rheinbundstaaten militärische Kontingente zu stellen. Die hohen Kriegslasten führten aber zu einer Verarmung des Ländchens, so daß sich vor allem das Fürstentum Hechingen ständig am Rande des Staatsbankrotts bewegte.

Übergang Hohenzollerns an Preußen

In günstigeren Verhältnissen war das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen. Doch auch hier mußten sich zahlreiche Bewohner zur Auswanderung entschließen, da durch die starke Zunahme der Bevölkerung die kleinbäuerlichen Betriebe die wachsenden Familien nicht mehr ernähren konnten. Zum Beispiel Empfingen wuchs 1844 auf 2033 Einwohner an, während Sigmaringen um diese Zeit nur 1804 Einwohner hatte.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Revolution von 1848/49 steht dann der An-

Von den Hohenzollern und ihrer Burg

Von Fritz Scheerer (Schluß)

So blieb als zollerische Grafschaft nur das Gebiet um die Stammburg, das 1412 durch den Tod des Schwarzgrafen an Friedrich, genannt der Öttinger, und Eitelfritz fiel, die trotz zahlreicher Teilungsverträge und Schlichtungen, auch der Nürnberger Vettern und Württemberger Grafen, in Streitigkeiten lebten. Das Ende bildete die Fehde von 18 Reichsstädten, denen sich auch die Württemberger anschlossen, mit der Belagerung, Einnahme und Zerstörung der Zollerburg, 1422 und 1423. Das Ende der zollerischen Grafschaft schien gekommen. Kurz nachher war aber nach dem Ausscheiden des Öttinger Eitelfriedrich, ein kluger Politiker und Rechner, Herr der kläglichen Reste. Er begann mit dem Wiederaufbau, der wie ein Wunder erscheint.

Wiederaufbau der Verwaltung und der Burg

Die Bemühungen Eitelfriedrichs um Ordnung der verworrenen Verhältnisse waren von Erfolg gekrönt. Er hinterließ nach seinem Tode eine geordnete Grafschaft. Durch Vermählung mit der Tochter Ursula des Freiherrn Heinrich von Razüns in Graubünden konnte er den Fortbestand seines Geschlechtes sichern und der Anfall der Grafschaft an die Württemberger war hinfällig, die nach dem Gönninger Vertrag erbberichtigt gewesen wären.

30 Jahre nach der Katastrophe konnte die Zollerburg neu erstehen. 1454 wurde die Grundsteinlegung mit großem Gepränge als eine machtvolle Demonstration des Adels gegen die Städte begangen. Der Wiederaufbau erfolgte unter maßgebender Mitwirkung und Beihilfe des brandenburgischen Veters, des Kurfürsten Albrecht Achilles. Auch die Grafschaft konnte erweitert werden (Rangendingen, Steinhofen, Stetten u. H., Hörschwag und Killertal). Von großer Bedeutung wurde das Erbe der Herrschaft Razüns.

1488 schloß der Sohn von Jos Niklas, Eitelfriedrich II., mit seinen fränkisch-brandenburgischen Vettern einen Erbvertrag über den

Anfall der zollerischen Herrschaft bei einem etwaigen Aussterben eines Zweiges, der 200 Jahre später eine Fortsetzung erfahren sollte. Eitelfriedrich nahm auch den Tausch der Herrschaft Razüns gegen die Herrschaft Haigerloch mit König Maximilian im Jahre 1497 vor. Damit war der größte Teil des späteren Kreises Hechingen in zollerischer Hand. Als 1535 das Geschlecht der Werdenberger ausstarb, konnte der Zollergraf Karl noch die Grafschaften Sigmaringen und Veringen als österreichisches Lehen übernehmen, und so war der größte Teil des späteren Hohenzollern in seiner Hand.

Wir sehen, über der schwäbischen Linie waltet, wenn auch in engerem Rahmen wie bei der brandenburgischen, doch ein gütiges Geschick, nachdem sie im 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts vom völligen Untergang bedroht war. Drei tüchtige Persönlichkeiten, Eitelfriedrich I., Jos Niklas und Eitelfriedrich II., gelangt es die kleine Grafschaft um die Stammburg zu erhalten und zu sichern. Durch die Herrschaft Haigerloch erfährt sie 1497 einen großen Zuwachs, der 1535 nach dem Aussterben der Werdenberger durch die Grafschaft Sigmaringen vermehrt werden konnte.

Die Erbteilungen von 1575

Am 8. März 1576 wurde von den Söhnen Karls entsprechend der „väterlichen Verordnung“ von 1575 eine Erbteilung vorgenommen, deren Auswirkungen bis zur Gegenwart entscheidend waren (Verwaltungsreform). Der älteste Sohn Eitelfriedrich erhielt die reichsunmittelbare Stammgrafschaft Hechingen, der zweite, Graf Karl, die lehenbaren Grafschaften Sigmaringen und Veringen und der dritte, Graf Christof, die allodiale Herrschaft Haigerloch, womit die drei süddeutschen Zollerlinien Hechingen, Sigmaringen und Haigerloch entstanden waren. Der vierte Sohn Joachim, der zur Reformation übergetreten war, erhielt von seinen brandenburgischen

schluß der beiden hohenzollerischen Fürstentümer an Preußen. Der Hechinger Fürst Friedrich Wilhelm Konstantin bot nach dem Hechinger Märzsturm sein Land der Sigmaringer Linie an, die aber wie auch das Frankfurter Parlament ablehnte. Erst nach langen Verhandlungen entschloß sich König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zur Übernahme der Souveränität. Am 12. März 1850 wurde das Gesetz über die Vereinigung der hohenzollerischen Fürstentümer mit Preußen veröffentlicht. Die nächsten Jahre brachten einen völligen Um- und Ausbau der Landesverwaltung nach preußischem Muster, bis dann nach 1945 durch die französische Besatzungsmacht Südwürttemberg-Hohenzollern geschaffen wurde.

Die Zollerburg

Auf dem Zollerberg entstand 30 Jahre nach der Zerstörung (1423, s. oben) eine zweite Burg, die große strategische Bedeutung und ein wechselvolles Schicksal hatte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war sie aber verfallen. Als im Sommer 1819 der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm, der „Romantiker“ auf dem späteren Königsthron, auf einer Italienreise Hechingen besuchte, jammerte ihn die verfallene Burg und er faßte den Entschluß, jene Burg zu bauen, die heute alljährlich von vielen Zehntausenden besucht wird.

Aus früherer Zeit blieben erhalten die spätgotische Michaelskapelle, die Fundamente des Hochschlosses und die Umrißlinie der Basteianlage des 17. Jahrhunderts. In der Mitte des 19. Jahrhunderts, in der Zeit des Historismus, erstand nun die Burg neu. Die Steine dazu wurden bei Ostdorf und Engstlatt gebrochen. Sie wurden für die Hoffassade des Schlosses, den Torturm, die Ecktürme auf den Basteien, die ganze bastionierte Umfassung den Rampenturm, den Wilhelmsturm und große Teile des Schlosses verwendet.

Als Architekt zog König Wilhelm IV. den Berliner Hofbaurat Stüler, ein Schüler Friedrich Schinkels heran, Erbauer des Neuen Museums und der Schloßkuppel in Berlin, der mit Unterstützung des Generals von Prittwitz, der damals den Ausbau der Festung Ulm leitete, den Neubau der Burg errichtete. Die neugotische Architektur ist, „verglichen mit Bauten der echten Gotik, teilweise etwas spröde und steif, doch hatte sie hohe Qualitäten und atmet etwas vom Geist der Romantik, die damals besonders in den Musikdramen Richard Wagners Kunstwerke von hoher Bedeutung hervorbrachte“ (Genzmer). Beim Betreten des Grafensaales vermeint man, eine zeitgenössische Inszenierung zu „Tannhäuser“ oder „Lohengrin“ vor sich zu haben.

In den letzten Jahrzehnten sind im Äußeren der Burg die acht überlebensgroßen Bronzefiguren des brandenburgischen Kurfürsten, sechs deutscher Könige und eines deutschen Kaisers (Wilhelm I.) aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts aufgestellt worden, die sich früher in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses befanden. Darunter befinden sich Werke bekannter Bildhauer wie von Erdmann Encke, dem Schöpfer des Sarkophags Kaiser Wilhelm I. und der Kaiserin Augusta, und von Emil Hundrieser, der beim Kyffhäuserdenkmal und beim Deutschen Eck in Koblenz mitwirkte. Von der alten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin kamen aus der Zeit von 1900 zwei reiche, wertvolle Bronzetüren, die beim Bastioneingang und bei der evangelischen Kirche angebracht wurden.

Auf der Michaelsbastei wurde nach dem Tode des Kronprinzen Wilhelm eine Begräbnisstätte geschaffen, auf der das Kronprinzenpaar und preußische Prinzen beigesetzt sind.

Das Innere der Burg birgt wertvolle Kunstwerke aus dem Besitz des preußischen Königshauses. In einer Schatzkammer sind Gegenstände aus dem Besitz Friedrich des Großen, der Königin Luise, Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II. Im Bilderkabinett sind Bildnisse der Königsfamilie und Altberliner Stadtansichten und eine große Sammlung zeitgenössischer Porträts von Friedrich des Großen ausgestellt.

In der evangelischen Burgkapelle stehen unter historischen Fahnen von Potsdam die Särge der beiden Preußenkönige Friedrich

Wilhelm I. und Friedrich des Großen. Im Obergeschoß des ehemaligen Wehrhauses sind bedeutende Sammlungen untergebracht.

Heute ist die Zollerburg für Hunderttausende weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus ein Anziehungspunkt geworden. Durch die „Prinzessin-Kira-von-Preußen-Stiftung“ für Berliner Kinder und Heimatvertriebene, die von der Gattin des heutigen Chefs des Hauses, Prinz Louis Ferdinand, ins Leben gerufen wurde, wurde die Burg populär. Drei Wochen lang konnten hier schon Tausende von Berliner Kindern sich erholen, zu deren Gunsten Wohltätigkeitskonzerte veranstaltet werden.

Das ganz Besondere und Einzigartige der Burg Hohenzollern besteht, abgesehen von der herrlichen Aussicht, darin, daß sie sich im gemeinsamen Besitz der beiden Linien des hohenzollerischen Hauses, der protestantischen (norddeutschen) und der katholischen (süddeutschen) Linie befindet, und daß hier Schwäbisches (die Michaelskapelle und die Landessammlungen) und Preussisches (der Stülerbau und die Kunstwerke aus dem Besitz des Königshauses) vereint sind.

Ein guter Teil der Geschichte der süddeutschen Hohenzollern drückt sich auch im Bild der drei Zollernstädte Hechingen, Haigerloch und Sigmaringen aus und dazu gehört auch Balingen. Die Städte waren Mittelpunkt zollerischer Herrschaften. Balingen bekam 1255 Stadtrechte und wahrscheinlich um dieselbe Zeit auch Hechingen durch den Zollerngrafen Friedrich den Erlauchten. Er nahm bei Balingen eine Stadtgründung auf dem linken Eyachufer zwischen Steinach und Eyach vor. Die Grafen von Zollern, Herren zu Schalks-

burg, nahmen dann im 14. Jahrhundert ihren Wohnsitz in Balingen, wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Zollernschlosses. In Balingen fand der letzte dieser Linie seine Ruhestätte (heute Stadtkirche). Die Schalksburg bauten sie zu einer mächtigen Feste aus. Auch Balingen erhielt durch sie schon Tore, Mauern und Graben, wie 1377 bezeugt ist.

Die Innenstadt von Hechingen hat die Linien der ersten zollerischen Stadtgründung deutlich bewahrt. Die Haigerlocher Zollerngrafen sind zwar knapp 50 Jahre nach der Teilung von 1575 ausgestorben. Die kurze Zeit hat aber genügt, um mit dem Ausbau der älteren Burg und der Schloßkirche den Grund zu legen, der in der Barockzeit von dem Sigmaringer Zollerfürsten Joseph zu seiner heutigen vielgestaltigen Form ausgestaltet wurde.

Was wäre Sigmaringen ohne sein Wahrzeichen, das Schloß! Es gibt kaum ein schöneres Beispiel für die Umwandlung einer kleinen mittelalterlichen Stadt in eine Fürstenresidenz wie Sigmaringen. In den Schloß- und sonstigen Bauten spiegelt sich das politische und kulturelle Wirken des Fürstenhauses. Ganz werden sich auch die zollerischen Erinnerungen und Denkzeichen im weiten Raum des einstigen preußischen Staates nicht auswischen lassen. Ja, der Name Hohenzollern wird kaum einmal aus der Geschichte unseres Volkes verschwinden können. Von den hohen Steilhängen der Zollernalb, an der sich der markante Zollerberg gekrönt mit der stolzen Zollerburg erhebt, wird diese als Wahrzeichen der schwäbischen Heimat Zeuge geschichtlicher Vergangenheit und Tradition und Künden von über 900 Jahre Haus Hohenzollern bleiben.

Die urkundliche Ersterwähnung der Orte des Zollernalbkreises

Von Fritz Scheerer

Vorbemerkung: Die ersten Erwähnungen unserer Orte soll in folgendem zusammengestellt werden. Dabei sollen auch die Gemeinden, die durch die Gemeindereform ihre Selbständigkeit verloren bzw. schon einige Jahrzehnte zuvor eingemeindet wurden, berücksichtigt werden. Es sei aber zum voraus darauf hingewiesen, daß die urkundliche Erwähnung eines Ortes nur das buchmäßige Datum in seiner Existenz darstellt und nicht das „Gründungsdatum“ oder gar den „Geburtsstag“ der Gemeinde, denn wir besitzen aus dieser Zeit von keinem Ort eine Geburtsurkunde bzw. ein genaues Gründungsdatum. Die erste Erwähnung hängt von Auffälligkeiten ab und sagt durchaus nichts über das Alter der Siedlung.

Albstadt. Die Große Kreisstadt Albstadt entstand am 1. Januar 1973 durch Vereinigung der im Schmiecha- und oberen Eyachtal gelegenen Gemeinden und des am 1. Januar 1971 nach Pfeffingen eingemeindeten Burgfelden. **Albstadt-Burgfelden.** Der Ort wird erstmals 1064 als „Burchveld“ erwähnt und bestand vermutlich aus einem Hof, der im 14. Jahrhundert als Dinghof bezeugt ist. 1064 schenkte Graf Rudolf aus dem Geschlecht der Habsburger den Hof und die Kirche dem Kloster Ottmarsheim.

Albstadt-Ebingen. In einer Schenkung des Grafen Berthold von 793 an das Kloster St. Gallen wird Ebingen erstmals urkundlich erwähnt. 817 wurde hier eine St. Galler Urkunde ausgestellt. Das Dorf Ebingen lag im Bereich der Martinskirche und bildete vermutlich den Mittelpunkt der Scherragrafschaft.

Albstadt-Laufen. 793 erhielt das Kloster St. Gallen Güter oder Rechte in „Loufa“. Der Ort mag ursprünglich nur eine zu Burgfelden gehörige Mühlensiedlung gewesen sein.

Albstadt-Lautlingen. In Lautlingen, das 793 anlässlich der Güterschenkung an St. Gallen erstmals urkundlich erwähnt ist, saß 1092-94 ein edelfreies Geschlecht, von dem Erbo und Gero de Luttelingen genannt werden, vielleicht Besitznachfolger die Herren von Tierberg.

Albstadt-Margrethausen. Der im liber decimationus 1275 erwähnte Ort hieß ursprünglich nur Hausen und gehörte zur Herrschaft Burgfelden. Zur Unterscheidung von andern -hausen-Orten wurde der Name der Kirchenheiligen dem Ortsnamen beigelegt.

Albstadt-Onstmettingen. Als 1064 zu „Ansmutigen“ das elsässische Kloster Ottmarsheim von Graf Rudolf von Habsburg Besitz erhielt, müssen Ober- und Niederhofen schon zu einem Dorf zusammengewachsen sein.

Albstadt-Pfeffingen. „Faffinga“ wird 793 erstmals erwähnt. es gehörte zur Herrschaft Burgfelden. Der Namen ist wohl von Pfaffe herzuleiten. Kirchlich gehörte Pfeffingen früher stets zur Pfarrei Burgfelden.

Albstadt-Tailfingen. Auch in „Dagoluinga“ machte der obengenannte Graf Berthold 793 Schenkungen an das Kloster St. Gallen. 1064 bestätigte König Heinrich IV. eine Schenkung, die Graf Rudolf von Habsburg und seine Frau Kunigunde dem elsässischen Kloster Ottmarsheim gemacht haben, unter denen auch Güter in „Tagelvingen“ waren.

Albstadt-Truchtelfingen. Das am 1. Juli 1934 in die Stadt Tailfingen eingemeindet wurde, wird 950 erstmals erwähnt, als König Otto I. die Schenkung von „Truchtolfinga“-Besitz durch seinen Sohn Liudolf von Schwaben an die Abtei Reichenau bestätigte. Dieser Besitz gelangte später vermutlich an St. Gallen, das hier einen Maierhof (Dinghof) einrichtete.

Balingen. Die erste Erwähnung von „Balunga“, als Graf Eberhard von Friaul 863 seiner Tochter Judith hier Besitz vermachte, bezieht sich auf das Dorf Balingen, das um die frühere Pfarrkirche (heute Friedhofkirche) auf dem rechten Eyachufer lag. Die 1255 von Graf Friedrich von Zollern gegründete Stadt, wurde flussaufwärts auf dem linken Eyachufer, 200 m vom Dorf entfernt, als rechteckige Anlage von 400 × 220 m erbaut. Die 5 Reihengräberfriedhöfe lassen vermuten, daß die Dorfsiedlung Balingen aus Teilsiedlungen zusammengewachsen ist.

Balingen-Dürnwangen. Der Ort wird erstmals 1064 als „Durniwa(n)ch“ erwähnt. Er ist vermutlich aus zwei Ortsteilen entstanden, die um 1500 zusammengewachsen sind. Auch hier machte Graf Rudolf von Habsburg 1064 eine Schenkung an das Kloster Ottmarsheim (s. Burgfelden). Am 1. April 1937 erfolgte die Eingemeindung nach Frommern.

Balingen-Endingen. Auch in „Endinga“ vermachte 793 Graf Berthold dem Kloster St. Gallen Besitz, 799 Graf Gerold, Schwager Karl des Großen, dem Kloster Reichenau.

Balingen-Engstlatt. Um 1125 schenkte Udhild, Witwe des Grafen Friedrich von Zollern, dem Kloster Zwiefalten eine Hube in „Ingistatt“. Das Kloster hat aber diesen Besitz bald wieder verloren, denn 1399 gehörte ein großer Selhof dem Kloster Alpirsbach.

Balingen-Erzingen. Der Ort wird erst 1225 urkundlich erwähnt, dürfte aber schon im 7. Jahrhundert bestanden haben, wie ein Reihengräberfriedhof beweist. Im 13. und 14. Jahrhundert hatte Erzingen einen eigenen Ortsadel, der vermutlich bei der Kirche seine Burg hatte.

Balingen-Frommern. Das Kloster St. Gallen, das seit 793 in „Frumara“ Besitz hatte, bildete einen Fronhof und ließ zu Ehren des Hl. Gallus eine Kirche und eine Mühle bauen. Bereits 838 war der Hof so weit ausgebaut, daß sich hier die Edlen der Scherragrafschaft versammeln konnten, um eine Güterschenkung im benachbarten Weilheim zu bezeugen.

Balingen-Heselwangen. „Hesiliuanc“ wird 793 erstmals in einer St. Galler Urkunde erwähnt, als der oben erwähnte Peretoldus dem Kloster hiesige Güter schenkte. Gräberfunde aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts verraten, daß Heselwangen nicht viel jünger ist als die Nachbarorte.

Balingen-Ostdorf. Der Ort wird zwar erst um 1200 urkundlich erwähnt, gehört aber aufgrund seines Ortsnamens zu einer im 7./8. Jahrhundert planmäßig angelegten Gruppe von -dorf-Orten um Oberndorf und auf dem Kleinen Heuberg.

Balingen-Roßwangen. Der Ort wird erstmals 1094 erwähnt, als der Edelfreie Alker von Roßwangen seinen hiesigen Besitz dem Kloster St. Georgen schenkte. 100 Jahre später tritt das Kloster St. Blasien als Besitznachfolger auf. Doch hatten schon früher die Ritter Walger von Bisingen auf dem Burgbühl eine Burg erbaut und Klosterbesitz an sich gebracht. Balingen-**Stockenhausen** ist wohl eine Rodesiedlung des 8. Jahrhunderts, die 1094 in einer Schenkung der Herren von Winzeln erwähnt wird. Balingen-**Streichen.** Das um 1134 genannte „Strichin“ gehörte zur Herrschaft Schalksburg.

Balingen-Weilstetten. Der heutige Ortsname ist am 1. November 1936 aus den beiden Ortsnamen Weilheim und Waldstetten gebildet worden. Waldstetten wird 793 und Weilheim 838 erstmals genannt. Der Name Waldstetten deutet auf eine Siedlung von Welschen („Walahstetti“) hin, die vermutlich im 7. Jahrhundert erfolgte. Weilheim 838 = Wilon deutet auf römische Baureste hin (Name vom römischen villa).

Balingen-Zillhausen. Die Siedlung wird erstmals 793 urkundlich erwähnt („Zillinhuisir“). Sie dürfte eine ältere Ausbausiedlung sein, die spätestens im 7. Jahrhundert entstanden ist.

Bisingen wird 786 in der Schenkung des Grafen Gerold an das Kloster St. Gallen erstmals erwähnt und gehörte damals zur Perihiltinbaar (Bertholdsbaar). Seit dem 12. Jahrhundert werden als Inhaber der Ortsherrschaft die Walger von Bisingen genannt, die im 13. Jahrhundert zollerische Truchsessen waren.

Bisingen-Steinhofen. Am 1. April 1935 wurde der Ort nach Bisingen eingemeindet. Er war der kirchliche Mittelpunkt des Pfarrspiels St. Peter, in den Bisingen ganz und Thanheim teilweise eingepfarrt waren. Bisingen-**Thanheim.** Um 1125 wird der Ort erstmals genannt, als Gräfin Udhild von Zollern zwei hiesige Bauernhöfe (Huben) dem Kloster Zwiefalten schenkte.

Bisingen-Wessingen. In Wessingen erhielt schon 786 das Kloster St. Gallen Besitz. Der

Ort lag in der Perihiltinbaar, gelangte aber bald in die Hattenhunte.

Bisingen-Zimmern. Der 1134-1156 erwähnte Graf Gottfried von Zimmern, ein Bruder des Grafen Egi no von Zollern, hatte hier seinen Sitz. Zur Markung Zimmern gehört die Burg Hohenzollern, die erstmals vor 1061 erbaut wurde. 1061 werden die zwei Zollergrafen Burchard und Wezel in der Chronik Bertholds von Reichenau erwähnt, die erschlagen wurden.

Bitz. Der Ort ist vermutlich eine Siedlung des Hochmittelalters und erscheint im 14. Jahrhundert in der Hand der Herren von Lichtenstein (bei Neufra), die das Dorf 1386 an die Stadt Ebingen verkauften.

Burladingen. Burladingen, Gauselfingen und Melchingen werden erstmals 772 bei Schenkungen an das Kloster Lorsch genannt, die wie die abgegangenen Mayingen (bei Burladingen), Buringen (bei Ringingen), Mertingen (bei Stetten u. H.) im Gau Burichinga lagen. Im 12. und 13. Jahrhundert erscheinen als Besitzer von Burladingen die edelfreien Herren von Burladingen, die wahrscheinlich in der Nähe der St. Georgskirche ihren Sitz hatten. Burladingen-**Gauselfingen.** Der erstmals 772 genannte Ort gehörte zur Herrschaft Hölstein.

Burladingen-Hausen im Killertal war schon im 14. Jahrhundert zollerisch. Burladingen-**Hörschwag** gehörte im 14. und 15. Jahrhundert zur Herrschaft Hölstein.

Burladingen-Killer. 1255 wird „Killiwar“ = Kirchweiler erwähnt. Es war im Mittelalter auch Pfarrort für Hausen, Starzeln, Jungingen und für das abgegangene Weiler über Schlatt. Der Name des Pfarrsprengels wurde Namen für das obere Starzeltal = Killertal.

Burladingen-Melchingen. Im 772 genannten Melchingen waren die Herrschaftsrechte im 14. Jahrhundert zwischen den Grafen von Zollern, Eberstein und Württemberg geteilt. Von der Burg der Herren von Melchingen sind noch umfangreiche Reste erhalten.

Burladingen-Ringingen. In Ringingen erhielt die Abtei Reichenau 779 Besitz.

Burladingen-Salmendingen. Im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts besaßen die Grafen von Hohenberg die Oberhoheit.

Burladingen-Starzeln. Der Ort kam schon im 13. Jahrhundert zusammen mit Jungingen von den Herren von Jungingen an den Johanniterorden. Burladingen-**Stetten** unter Holstein. Nach der Burg Hölstein nannte sich ein edelfreies Geschlecht, das mit den Herren von Lichtenstein und Melchingen verwandt war.

Dautmergen. Der Name des Orts lautete 1275 „Tutmaringen“. Der Ort gehört zur -ingen-Gruppe um den Kleinen Heuberg: Geislingen, Erzingen, Dormettingen, Isingen, Leidringen, Täbingen.

Dormettingen. 786 wird der Ort in der Schenkung des Grafen Gerold als Toromoatingen erwähnt. Der Graf schenkte hier Güter dem Kloster St. Gallen. 793 verließ dieses Kloster dem Grafen Berthold die von ihm geschenkten Güter als „Prekarie“ zurück.

Dotternhausen. Der Ort erscheint erstmals 1064 als „Doderenhusen“ (dann 1115 Todirnhusen), als das Kloster Ottmarsheim durch den Habsburger Grafen Rudolf Besitz erhielt.

Geislingen. 1279 wird „Giselingen“ erstmals erwähnt, vielleicht auch schon 1188. Wie die Reihengräber am „Ellenberg“ ausweisen, bestand hier schon in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts eine Siedlung. Der Ort dürfte zu den alten -ingen-Siedlungen gehören.

Geislingen-Binsdorf. Dem wohl schon 843, sicher aber im 11. Jahrhundert dem Kloster Reichenau gehörenden Dorf (1024 „Binztorf“), erteilte 1315 König Friedrich dem Grafen Rudolf von Hohenberg gehörenden Dorf Binsdorf alle Freiheiten und Rechte, die die Stadt Oberndorf besaß. Geislingen-**Erlaheim.** Der erstmals 1298 genannte Ort „Erlhain“ gehörte zur Herrschaft Kallenberg. In der Nähe des Dorfes wird 1320 ein Dachdorf genannt, das aber nach 1300 abgegangen sein muß.

Grosselfingen. Der Ort war im Spätmittelalter Mittelpunkt der Herrschaft Haimburg. Die Burg wird erstmals 1344 genannt und wurde

vermutlich von dem Zollerngrafen Friedrich (gest. 1361) erbaut.

Haigerloch. Die Gründung der Stadt Haigerloch durch die Grafen von Hohenberg muß um 1237 abgeschlossen gewesen sein, da damals ein Schultheiß erwähnt wird. Im 13. Jahrhundert bekam die Oberstadt Erweiterungen („Haag“, Vorstadt in der nördlichen Eyachschleife). Kirchlich war die Stadt geteilt: Oberstadt zu Weildorf, Unterstadt zu Trillfingen. Schon 1095 wird die Burg links der Eyach erwähnt, als auf ihr Manegold de Ahusen (Anhausen bei Ostdorf abg.) zusammen mit andern Adeligen als Zeugen bei einer Schenkung an das Kloster St. Georgen auftraten.

Haigerloch-Bad Imnau. Durch Schenkungen am Ausgang des 11. Jahrhunderts wurde das Kloster Reichenbach (im Murgtal) der größte Grundherr in Imnau. Das Heilbad wurde 1733 durch Fürst Joseph Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen begründet.

Haigerloch-Bittelbronn. Das heute noch vorwiegend landwirtschaftlich orientierte Bittelbronn gehörte immer zur Herrschaft Haigerloch. Haigerloch-**Gruol.** Ein Ortsadel kann hier seit 1094 nachgewiesen werden, der im Gefolge der Grafen von Haigerloch, später der Grafen von Hohenberg auftritt.

Haigerloch-Hart. Der Ort wird in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts erstmals genannt, (sofern das genannte Hart nicht beim Ziegelwesen gemeint ist), als Gräfin Udhild eine Hube in Hart dem Kloster Zwiefalten schenkte.

Haigerloch-Owigen. 1094/95 werden Adelige von Owigen erwähnt. Ein Suikerus de Owigen schenkte Besitz in Zimmern (Wahrscheinlich Heiligenzimmern) dem Kloster St. Georgen. Demselben Kloster schenkte „Heinricus nominz de Stouphenberg“ Besitz in Owigen. Das Kloster St. Georgen errichtete in Oberowigen eine dem Hl. Georg geweihte Kirche.

Haigerloch-Stetten. Hesso, der Mitbegründer des Klosters St. Georgen, schenkte 1086 mit Ausnahme eines Hofes seinen Besitz in Stetten dem Schwarzwaldkloster St. Georgen, richtete hier im Kayhof einen Mittelpunkt seiner Verwaltung ein.

Haigerloch-Trillfingen. Im liber decimationis von 1275 wird der Ort erstmals erwähnt.

Haigerloch-Weildorf. Im Jahr 786 schenkte Graf Gerold unter anderem all seinen Besitz in Weildorf an das Kloster St. Gallen. Das Kloster St. Georgen erhielt 1095 durch „Chunenmundus presbyter“ und seine Brüder hiesigen Besitz (2 Mansen).

Hausen am Tann. Vom Herrensitz Winzeln aus sind wahrscheinlich im 7./8. Jahrhundert Hausen a. T., Ratshausen und Kernhausen (abg. bei Ratshausen) und die auf der Markung Hausen abgegangene Waltershausen und Weiherhausen angelegt worden. Der Name des Orts tritt 1253 als Husen, später als Husen ob Lochen und Husen unter Lochen auf.

Hechingen. Bei dem 786 in der Perihiltinbaar und 789 in der Hattenhunte gelegenen Dorf „Hachinga“, in dem Schenkungen an das Kloster St. Gallen gemacht wurden, dürfte es sich um die später abgegangene Siedlung Niederhechingen zwischen Starzel und Martinsberg handeln, die eine Martinskirche besaß.

Hechingen-Bechtoldsweiler. Der Ort zählte im 14. Jahrhundert zur Grafschaft Zollern, im 15. Jahrhundert gehörte er den Herren von Ow.

Hechingen-Beuren. Um 1134 schenkte Egi no de Zolre dem Kloster Zwiefalten „villam Burron nuncupatam iuxta Sclatam sitem“. Die nächste Nachricht von dem Ort stammt dann erst aus dem Jahr 1369.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

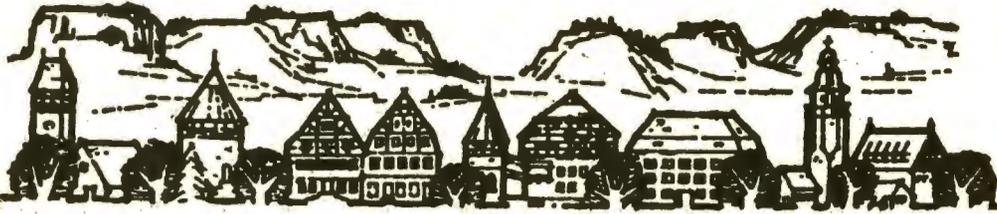
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 30

31. Dezember 1983

Nr. 12

Das K. Württ. Postamt Balingen

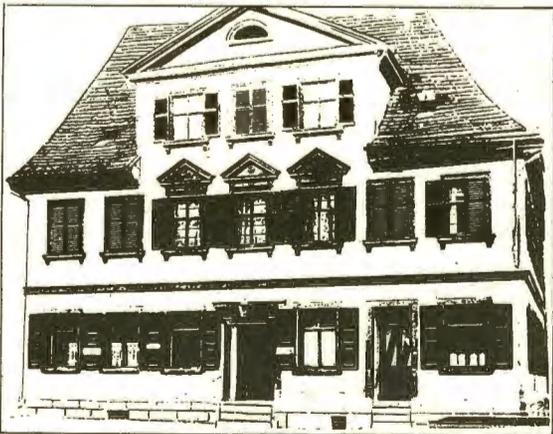
Von Rudolf Töpfer

Das K. Württ. Postamt Balingen hat als Postamt mit Poststall solange fortbestanden, bis der Königl. Württ. Posthalter Jakob Traub, der Schwanenwirt, im Dezember 1865 „seinem Ansuchen gemäß wegen körperlicher Leiden des Postexpeditionsdienstes gnädigst enthoben“, jedoch im Posthalterdienst belassen worden war (s. HBl. 1982 S. 382 ff.). Nach Ausschreibung der erledigten Stelle des Postamtsvorstands in Balingen hat „Seine Königl. Majestät vermöge höchster Entschließung vom 16. 1. 1866 die erledigte Postmeisterstelle in Balingen dem Postamtssecretär Ludwig Schmid in Stuttgart gnädigst übertragen“. So kann man es heute noch im „Amtsblatt der Königlich Württembergischen Verkehrsanstalten“ auf Seite 697 und 706/1865 bzw. 39/1865 unter „Dienstnachrichten“ nachlesen. Einige Tage später dürfte Postmeister Ludwig Schmid in Balingen eingetroffen sein und im „Schwanen“ die Postamtsgeschäfte übernommen haben.

Das K. Post- und Telegraphen-Bureau fand ab 1. März 1866 im „Gasthof zum Weißen Ochsen“ eine neue Bleibe (s. Bekanntmachung). Damit war die Balinger Post an einen posthistorischen Ort zurückgekehrt. Der nach dem Brand von 1809 wiederaufgebaute Weiße Ochsen stand nicht ganz genau auf dem Grundstück des abgebrannten gleichnamigen Gasthauses, weil ein Teil dieses Grundstücks zur Verbreiterung der Friedrichstraße benötigt worden war.

Als der Postmeister Ludwig Schmid am 1. 3. 1866 in das Gebäude „Zum Weißen Ochsen“ einzog, gehörte dieses Haus dem Oberamtsarzt Dr. Dinkelacker (Kaufbuch Stadt Balingen Bl. 398/1856). Die Gastwirtschaft war damals an einen Eugen Vayhinger verpachtet; sie ist übrigens unter verschiedenen Pächtern bis 1953 betrieben worden. Dann baute man im Vordergebäude Ladengeschäfte ein. Inzwischen ist das Vordergebäude Friedrichstraße 28 in den Besitz von Walter Hengsteler übergegangen, der darin ein Herrenmodegeschäft betreibt und soviel Sinn für Überliefertes hat, daß der kurz nach 1809 entstandene kunstgeschmiedete und etwa 3 Zentner schwere Wirtschaftsausleger mit dem weißen Ochsen darin noch immer das Hauseck ziert und unübersehbar in die Friedrichstraße hineinragt.

In der 2. Auflage des Reise- und Industrie-handbuchs für Württemberg von Julius Bernhard aus dem Jahre 1879 ist das Gasthaus zum Weißen Ochsen wie folgt beschrieben: „12 Zimmer, reingehaltene Weine, gutes Ulmer Fla-



Frontansicht des Gasthofs „Zum Weißen Ochsen“ zu Balingen, in dem vom 1. 3. 1866 bis anfangs November 1874 das K. Post- und Telegraphen-Bureau untergebracht war und zwar vermutlich im Erdgeschoß rechts mit separatem Eingang. Der Eingang in der Mitte des Hauses führte in den Gasthof. Aufnahmejahr: um 1890.

schenbier, Gaststallungen, ein- und zweispännige Equipagen, Omnibus zur Bahn auf jeden Zug“. Danach hat es sich um ein angesehenes größeres Gasthaus gehandelt. Auch ein Saal war vorhanden. Das K. Post- und Telegraphenbureau dürfte sich im Erdgeschoß rechts befunden haben; es hatte einen separaten Eingang. Der Eingang in der Mitte des Hauses führte in den Gasthof (siehe Bild). Ganz sicher aber sind die Unterbringungsverhältnisse der Post einschließlich des Telegraphen, wenn auch ohne Posthaltereie, beengt gewesen.

Bereits am 26. 3. 1866, also kurz nach der Verlegung des Postbureaus in den „Weißen Ochsen“, wurde „zur Erleichterung des Verkehrs eine weitere Brieflade am Posthaltergebäude, dem „Schwanen“, angebracht. Von da an hat es also in Balingen zwei Briefkästen gegeben, je einen am „Weißen Ochsen“ und am „Schwanen“. Die Zahl der Briefkästen nahm mithin nur langsam zu, wenn man bedenkt, daß hierzulande im Jahre 1851 die Freimarken eingeführt worden waren und abgehende gewöhnliche Briefe nicht mehr beim Postamt eingeliefert werden mußten. Allerdings waren mit Einführung der Landpost (hier ab 1. 7. 1864) in den Landgemeinden Briefkästen aufgestellt worden, weil noch keine Postanstalt im Ort war. Es handelte sich dabei um **Landbriefkästen** aus Gußeisen, die der Landpostbote nach Öffnen der Briefkastentür mit der Hand leeren mußte.

Obwohl es banal klingt, sei erwähnt, daß das Leeren der Briefkästen damals offenbar ein Problem war, weil der Leerer aus Gründen der Sicherheit und des Postheimnisses die eingeworfenen Sendungen nicht direkt erreichen sollte. So erhielt Stuttgart im Jahre 1844 bei 40 000 Einwohnern die ersten drei über das Stadtgebiet verstreuten **Stadtbriefkästen**, die zum Zwecke ihrer Leerung jeweils komplett zum Postamt getragen werden mußten, weshalb sie oben einen Handgriff hatten. 1863 kam eine neue Briefkastenart mit verschließbarem **Einschiebbeutel** zur Einführung, so daß nun zum Zwecke der Leerung nur noch die Leinenbeutel auszutauschen waren. 1873 ersetzte man bei größeren Stadtbriefkästen die Beutel durch **Einschiebkästen aus Blech**, die mit Fuhrwerken eingesammelt werden mußten. Erst 1877 ist man dann auf den Gedanken gekommen, am Boden der Stadtbriefkästen eine **Fallklappe** anzubringen, der beim Leeren ein **Sammelbeutel** untergeschoben wurde, in den der Kasteninhalt glitt. Auf diese Weise werden auch heute noch die meisten Briefkästen geleert.

Hier sollten auch noch die aus Eisenblech hergestellten und gelb angestrichenen Briefkästen erwähnt werden, die ab 1865 an den auf

Bekanntmachung,

Verlegung des Post- und Telegraphen-Bureau betr.

Das unterfertigte Amt veröffentlicht hiermit, daß das K. Post- und Telegraphen-Bureau vom Posthaltergebäude zum Schwanen vom 1. März l. J. an in den Gasthof zum weißen Ochsen verlegt wird. Balingen im Februar 1866.

Königl. Postamt.
Schmid.

den Landstraßen kursierenden Postwagen angebracht werden mußten. Die Kästen waren neben der hinteren Einsteigtür so zu befestigen, daß sie zum Leeren abgenommen werden konnten. Diejenige Poststelle, die den Brief zuerst entnahm, mußte ihn auch abstempeln. Gebührenmäßig galten die Briefe als bei ihr eingeliefert. Anfangs durften die **Postwagen-Briefkästen** nur bis zur Landesgrenze mitgeführt werden; wenig später wurde auch der grenzüberschreitende Verkehr erlaubt und hierfür besondere Bestimmungen erlassen.

Den Angaben im „Hof- und Staats-Handbuch des Königreichs Württemberg“ zufolge bestand das **Personal des Postamts Balingen anno 1866 im „Weißen Ochsen“** aus dem Postmeister Schmid, 2 Postpraktikanten, 2 Unterbediensteten und 7 Landpostboten. Daneben hat es die Traub'sche Posthaltereie im „Schwanen“ gegeben. Das Ganze war also noch eine relativ bescheidene Sache. Was die Landpostboten betraf, so mußte Postmeister Schmid anordnen, daß sie „ab 21. 5. 1866 ihr Absteigquartier im Gasthaus zum weißen Ochsen zu nehmen hätten, zur Vermeidung von Fehlgängen und überhaupt zur Erzielung einer Gleichmäßigkeit“. Offenbar hatte es hier einer ordnenden Hand bedurft.

Im **Postkurswesen** waren ebenfalls einige Änderungen eingetreten. So sind ab 1. 7. 1865 die bisherigen **Nachtteilwagenfahrten** zwischen Aulendorf (Bahnhofstation) und Balingen sowie die **Localfahrten** zwischen Balingen und Ebingen ohne Abänderung ihrer Kurszeiten in **Postomnibusfahrten** mit auf 16 kr. pro Meile ermäßigten Personaltaxen umgewandelt worden. Vom 15. 12. 1865 an verkehrte zwischen Balingen und Ebingen eine **zweite tägliche Localverbindung**, so daß nun zwischen den genannten Städten mit Hinzurechnung des Aulendorfer Kurswagens drei tägliche Postverbindungen bestanden. Die neu eingerichtete zweite tägliche Localverbindung verkehrte ab Ebingen 11 Uhr nachts/an Balingen 1 Uhr früh (zum Anschluß an die Nachtposten nach Tübingen und Tuttlingen) und in entgegengesetzter Richtung ab Balingen um 3 Uhr 25 Minuten morgens (nach Ankunft der Nachtpost von Tübingen nach Tuttlingen/an Ebingen um 5 Uhr 40 Minuten früh. – Ab 1. 1. 1866 wurden die täglichen Postfahrten von Balingen über Rosenfeld nach Oberndorf eingestellt und durch eine tägliche Postverbindung von Balingen über Rosenfeld nach Sulz ersetzt. Alle diese Angaben sind dem „Amtsblatt der Königl. Württ. Verkehrsanstalten“ Jahrgang 1865 entnommen. Man kann aus ihnen ersehen, daß bei Postens schon damals die Nacht zum Tage gemacht wurde, um die Beförderungszeiten abzukürzen. Man wollte rasch und zuverlässig sein.

Interessant ist auch, daß das **Landjägerpersonal** darüber zu wachen hatte, „daß die Post-einnahme des Staates nicht in Folge heimlicher Beförderung von Personen, Briefen, Geldern und anderen Sachen durch die Posten selbst von Seiten des Postbediensteten, namentlich der Conducteure und Postillone verkürzt wird“. Dies geschah durch Vergleich der im Wagen befindlichen Zahl der Reisenden mit dem Stundenzetteleintrag usw. Um eine Kontrolle über die richtige Erhebung der Personen- und Gepäcktaxen zu ermöglichen, waren in sämtlichen Postwagen entsprechende Übersichten auszuhängen. Andererseits waren die Landjäger auch verpflichtet, „gelegentlich ihrer Streifen alle Posten nach Bedürfnis und Möglichkeit Unterstützung zu gewähren“ (Quelle wie oben).

Als das Balingen Postamt noch im „Weißen Ochsen“ und die Balingen Posthalterei im „Schwanen“ untergebracht waren, ist in der Nacht vom 27./28. 3. 1874 die „**Alte Post**“ niedergebrannt, also das Gebäude des „Goldenen Adler“. „Der Volksfreund“ berichtete damals wie folgt: „Das Feuer entstand im nördlichen Teil des Gebäudes, in dessen oberen Räumen Heu und Stroh aufbewahrt waren. In weniger als einer Stunde stand das ganze Gebäude in Flammen, wozu namentlich die auf den großen Bühnenräumen gelagerten Futtermittel aller Art das ihrige beitrugen. Das Gebäude war lediglich von dem Redakteur des Volksfreunds, seiner Familie und dem Buchdruckerei-Personal bewohnt, die nachts halb 2 Uhr durch den Ruf „Feuer“ aus dem Schlaf gerissen wurden. Aus den unteren Räumen konnte Mobiliar aller Art, aus dem zweiten Stock Akten, Zeichnungen und andere gerettet werden. Schnell war auch die Feuerwehr zur Stelle, der vor allem zu verdanken ist, daß die Schnellpresse in wenig beschädigtem Zustande gerettet werden konnte, die 40 Centner wiegt und in einem Stück durch eine in die Wand gebrochene große Öffnung hinausgeschafft werden mußte. Auch viele Lettern konnten gerettet werden. Vieles ist jedoch verbrannt: Papiervorräte, Betten, Hausgerät usw., auch die Sängerfahne, der Stolz des hiesigen Sängerbundes, die sich in einer Bühnenkammer befand. Auch dem K. Eisenbahnbauamt sind Akten, Zeichnungen usw. zerstört worden. Der Telegraphen-Apparat, der sich im Eisenbahnbauamt befand, wurde nur zum Teil gerettet. Der Feuerwehr, der unablässig Wasser herbeischaffenden Bevölkerung, der Hilfe durch aus Nachbargemeinden herbeigeeilten Löschmannschaften ist zu danken, daß die hart bedrängten Nachbarhäuser, vor allem der „Löwen“, gerettet werden konnten. Möge es gelingen, den Brandstifter zu ermitteln.“

Unter dem 4. 8. 1874 erschien eine Anzeige der Erben des resig. Posthalter Roller betr. den „**Verkauf der Bauplätze von dem abgebrannten alten Postgebäude**“. Laut „Kaufbuch von Balingen für die Jahre 1872-1874“, Seite 436, ist der Verkauf am 24. 8. 1874 erfolgt. **Verkäufer** waren die Erben des verstorbenen Posthalters Johann Jakob Roller, nämlich a) dessen Witwe Barbara Roller geb. Flatt, sowie die Geschwisterkinder, b) Marie geb. Nieffer, Gattin des Kaufmanns Otto Ruoff von Ludwigsburg, c) Karl Nieffer, Kaufmann daselbst. **Käufer** der Fläche des abgebrannten alten Postgebäudes (einschl. Gras- und Baumgarten, Stall- und Futterboden, einem brauchbaren gewölbten Keller, einem Pumpbrunnen, Gemüsegarten vor dem unteren Thor usw.) sind gewesen: 1) Robert Geß, Sattler, hier, 2) Johann Ebner, Kaufmann, hier, 3) Wilhelm Daniel, Buchdrucker, hier, 4) Johann Schweizer, hier, 5) Friedrich Rehfuß, Rosenwirth, hier.

Die Fläche ging also in unterschiedlich großen Teilen an insgesamt 5 Käufer. Es hat sich dabei um den Platz gehandelt, auf dem „Leder-Gess“, der „Zollern-Alb-Kurier“, die „Buchhandlung Daniel“ und das „Modehaus Gaiser“ heute ihre Geschäfte umtreiben. Wo die „Alte Post“ einstmals gestanden hat, wissen wir also genau. Wie sie aussah, wissen wir nicht; eine Zeichnung etwa ihrer Ansicht, war nicht zu finden.

Unter dem 1. 9. 1874 brachte „Der Volks-

freund“ eine Anzeige, in der der Oberamtsarzt Dr. Dinkelacker als Besitzer des „Weißen Ochsen“ diesen zum Verkauf ausschrieb. Möglicherweise ist darin oder in der im „Weißen Ochsen“ sicher beengten Unterbringung des Balingen Postamts der Grund dafür zu suchen, daß Postmeister Schmid am 6. 11. 1874 das K. Postamt vom Gasthof zum Weißen Ochsen in das Parterre-Lokal des Rathauses verlegte, was aus einer entsprechenden Bekanntmachung in der Presse hervorgeht. Demnach hatte das Mietverhältnis im „Weißen Ochsen“ exakt vom 1. 3. 1866 bis 5. 11. 1874, also gut 8 ½

Jahre gedauert. Damit hatte, wie einmal ein Landrat hier augenzwinkernd zu bemerken nicht unterlassen konnte, „für die Balingen Post nach weit über einhundert Jahren die schöne Zeit der Unterbringung in Wirtshäusern ihr Ende gefunden“. Doch da sollte man wohl ergänzen, daß die Postverwaltung aus Gründen der Sicherheit und des Postgeheimnisses stets auf separate Unterbringung bedacht war. Strenggenommen ist die Post mit im Wirtshausgebäude untergebracht gewesen. Zugegebenermaßen war es jedoch bis zur Theke nicht weit.

Die urkundliche Ersterwähnung der Orte des Zollernalbkreises

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Hechingen-Boll. Im 14. Jahrhundert war das Geschlecht der Boller der hauptsächlichste Grundherr im Ort. Diese Herren schenkten große Stücke ihres Besitzes an das Kloster Stetten. Die Pfarrkirche befand sich zuerst in Mariazell am Zellerhorn.

Hechingen-Schlatt. 1276 übergab Pfalzgraf Rudolf von Tübingen „foedum videlicet curiam sitam apud Slate (Schlatt) an das Kloster Stetten, das dann später hier weiteren Besitz erwarb.“

Hechingen-Sickingen. Im 14. Jahrhundert waren hier die Walger von Bisingen begütert und hatten wohl auch die Ortsherrschaft.

Hechingen-Stein. Auch hier waren die Walger Ortsherren, dann die Herren zu Bodelshausen. Schon zur Römerzeit bestand hier ein großer römischer Gutshof.

Hechingen-Stetten. Um 1125 schenkte Gräfin Udilild von Zollern dem Kloster Zwiefalten Besitz in Stetten. Das Dominikanerinnen-Kloster wurde 1267 als zollerisches Hauskloster durch Graf Friedrich von Zollern gestiftet.

Hechingen-Weilheim. Der Ort gehörte zur Grafschaft Zollern und hatte im 13. Jahrhundert einen Ortsadel, der wahrscheinlich auf der Burg bei der Kirche saß.

Jungingen. Nach Jungingen nannte sich das erstmals 1075 erwähnte edelfreie Geschlecht der Herren von Jungingen, dessen Burg auf dem „Bürgle“ südlich des Dorfes stand. Im 13. Jahrhundert überließen sie ihren Besitz im Killertal dem Johanniterorden.

Meßstetten. Im Jahr 854 wird Meßstetten erstmals erwähnt. Es lag in der Grafschaft Scherra und seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in der Grafschaft Hohenberg. Als 854 ein Adalhart der Verenakirche zu Straßberg Güter in benachbarten Orten schenkte, behielt er sich u. a. eine Hube in Meßstetten vor, während eine andere derselben Kirche gehörte. Diese Huben kamen später an das Kloster Stein a. Rhein.

Meßstetten-Hartheim. Hiesige Güter schenkte Graf Gerold 786 dem Kloster St. Gallen.

Meßstetten-Heinstetten. Der 793 in der Schenkung Bertholds erstmals genannte Ort gehörte später zur Herrschaft Werenwag.

Meßstetten-Hossingen. Der Ort wird urkundlich mit Sicherheit erstmals 1253 erwähnt, als der Beuroner Besitz vom Klosterhof Winzeln aus verwaltet wurde.

Meßstetten-Oberdigisheim. 768 erhielt das Kloster St. Gallen Güter und Rechte in „Dichineshain“ geschenkt, das wahrscheinlich in Oberdigisheim war. 1275 wird die hiesige Pfarrei erstmals erwähnt.

Meßstetten-Tieringen. Der Name des Ortes wird urkundlich erst 1138 als „Thieringen“ erwähnt. Ein alamannischer Reihengräberfriedhof macht aber wahrscheinlich, daß die Wurzeln der Siedlung in das 5. Jahrhundert zurückgehen.

Meßstetten-Unterdigisheim. In dem 1141 genannten Ortsnamen „Tigensheim“ dürfte der Personennamen Digin stecken. Bei dem 768 genannten „Dichineshaim“ ist unklar, um welches Digesheim es sich handelt (s. Oberdigisheim). Sicher ist urkundlich nur, daß 768 ein reicher Herr namens Amalbert 8 servi mit ihren Familien samt ihren Huben an das Klo-

ster St. Gallen schenkte (Waltharius, Lallo, Panzo, Zutta, Nuno, Tuto, Utrihho, eine servus (Höriger) Paldrich wird als Zeuge angeführt).

Nusplingen. Das Dorf Nusplingen lag links der Bära bei der Peterskirche, wo sich auch der Fronhof und vermutlich auch der Sitz des um 1100 dem Hochadel angehörenden Geschlechts der edelfreien Herren von Nusplingen befand, das mit dem Ehepaar Heinrich von Nusplingen und Gepa von Dietfurt in den schriftlichen Quellen erscheint. Das Dorf bestand schon im 7. Jahrhundert, wie die aufgefundenen Reihengräberfriedhöfe beweisen. Das Ehepaar vermachte um 1130 mehr als 10 Huben dem Kloster Zwiefalten.

Obernheim. Der Ort wird bis um 1380 meist nur indirekt erwähnt. Seit 1140 nennt sich Adel nach dem Ort „Oberhain“, dessen Burg auf dem Burgbühl stand. Aber schon im 13. Jahrhundert sind die Ritter weggezogen. In der Reihe der umliegenden -heim-Orte (Digisheim 768, Egesheim 770) liegt der Ort „zu oberst“.

Rangendingen. 795 wird der Ort erstmals urkundlich erwähnt bei einer Schenkung an die dortige Peterskirche, die spätere Galluskirche, denn 802 erhielt das Kloster St. Gallen hiesigen Besitz, so daß es zu einem Patronwechsel kam. Rangendingen-Bietenhausen. Der Ort gehörte zur Herrschaft Haigerloch und kam mit dieser 1381 an Österreich.

Rangendingen-Höfendorf. 1098 schenkte Adelbert von Zollern, der Mitstifter des 1095 gegründeten Klosters Alpirsbach, Besitz in Höfendorf an dieses Kloster, das dann hier der größte Grundbesitzer wurde.

Ratshausen. Die Entstehung des Ortes steht in Zusammenhang mit dem Herrnsitz Winzeln am Fuße des Wenzelsteins (s. Hausen am Tann).

Rosenfeld. Die Stadt ist wohl um 1250 von den Herzögen von Teck auf dem dreieckigen Sporn zwischen Weingartenbach und Stunzack angelegt worden, wahrscheinlich im Anschluß an eine Burg bei der heutigen Kirche, wo sich die Herren von Isingen eine Höhenburg erstellt hatten. 1255 wird die Stadt erstmals erwähnt, als der Vicepleban Sifrid und der Schultheiß Berchtold, beide in „Rosinvelt“, hier neben Ritter Cun von Bubenhofen als Zeugen für das Kloster St. Blasien auftraten.

Rosenfeld-Bickelsberg. Der Ort wird 782 bei einer Schenkung eines gewissen Otger in „Buchilerperc“ an das Kloster St. Gallen erstmals genannt. Doch von 1094 an war das Kloster St. Georgen im Schwarzwald der führende Grund- und Ortsherr. Die Oberhoheit hatten bis 1317 die Herzöge von Teck. Rosenfeld-Brittheim. Auch hier war das Kloster St. Georgen seit dem 11. Jahrhundert Hauptgrundherr. Im Jahre 782 wird „Brittheim“ erstmals erwähnt, als ein vermutlich dem Hochadel angehörender Wolfhart seinen gesamten hiesigen Besitz dem Kloster St. Gallen schenkte. Das in die Brittheimer Markung einverleibte (1830), zu Anfang des 14. Jahrhunderts abgegangene Haarhausen (Horohusen, ein Pfarrdorf) wird 1094 erstmals erwähnt, als das Kloster St. Georgen hiesige Güter im „vicus (= Dorf) Horohusen“ von einem Owinger Herren geschenkt erhielt.

Rosenfeld-Heiligenzimmern. Der Ortsnamen lautete im Mittelalter „Zimmern in Horgan“ und weist auf die Lage der Siedlung in sumpfigem Gelände hin (horgan = sumpfig). Der größte Teil des Ortes war im Hochmittelalter im Besitz des Klosters Reichenau. Das Kloster St. Georgen erhielt dann 1094 von Suikerus de Owigen „in villa Cimberen aream unam et arui uno amplius manso“. Im 18. Jahrhundert besaß das Kloster Kirchberg den größten Teil des Dorfes.

Rosenfeld-Isingen. 786 erhielt das Kloster St. Gallen hier Besitz und errichtete einen Fronhof. Bis zur Stadtgründung Rosenfeld war Isingen, wie auch sein großer Pfarrsprengel beweist, Mittelpunkt des Kleinen Heubergs. Der Ort hat eine alte Martinskirche.

Rosenfeld-Leidringen. Der Ort wird erst 1087 als „Lidringen“ erwähnt, ist aber zweifellos eine der ältesten Siedlungen des Kleinen Heubergs. 1094, 1139 und 1231 erhielt das Kloster St. Georgen hiesigen Besitz. Das Kloster wurde der größte Ortsgrundherr und richtete einen Dinghof ein.

Rosenfeld-Täbingen. Durch den erstmals 793 genannten Ort ging im Spätmittelalter die Grenze zwischen der Grafschaft Hohenberg und dem württembergischen Amt Rosenfeld (793 „Tagawinga“). Der aufgedundene Reihengräberfriedhof bekundet, daß die Entstehung des Ortes zumindest bis in das 7. Jahrhundert zurückgeht (2 alamannische Reihengräberfriedhöfe).

Schömburg. Die wahrscheinlich von dem Zollerngrafen Friedrich dem Erlauchten um 1255 auf dem breiten Sporn der Schlichem begonnene Stadtgründung erfolgte vermutlich im Anschluß an eine Burg, die dort stand und vielleicht Schömburg oder Schönenberg hieß. Das Dorf „Altschömburg“ („Alheim?“) lag etwa 300 m vor dem Westtor der späteren Stadt, das 785 erstmals erwähnt wird und eine Peterskirche hatte, die bis in das 17./18. Jahrhundert Pfarrkirche der Stadt war. 768, 785 und 1092 wird ein Ort „Alheim“ erwähnt. Schömburg-Schörzingen. Hier erhielt das Kloster St. Gallen 785 Besitz und stiftete nach 800 eine Galluskirche.

Straßberg. Der rechts der Schmiecha liegende Teil des Ortes hieß im Frühmittelalter „Burg“ und gehörte zur Grafschaft Scherra. Diese Siedlung wurde 854 an das Kloster St. Gallen geschenkt, kam später an das schwäbische Herzogshaus und 1005 an das Kloster Stein am Rhein. Der links der Schmiecha liegende Ortsteil ist im Anschluß an die Burg entstanden und gehörte dem Stift Buchau.

Straßberg-Kaiseringen. Das Dorf wurde von den Grafen von Hohenberg 1349 an die Herren von Jungingen verkauft, die es bereits 1354 veräußerten. **Weilen** unter den Rinnen. Der Ort ist vielleicht im Zusammenhang mit der Grafenburg auf dem Oberhohenberg entstanden und wurde auch zeitweise „Weilen unter Hohenberg“ genannt, so 1394, später im 18. Jahrhundert „unter den Rennen“. 785 schenkte hier ein Anselm dem Kloster St. Gallen in „Holzheim“ mehrere Äcker und Wiesen und dazu den Wald „Lahha“ (Lachen) beiderseits der Markungsgrenze Weilen/Ratshausen.

Winterlingen. 793 schenkte Graf Berthold auch Güter in „Winterfilisninga“ dem Kloster St. Gallen. 842 übergeben ein gewisser Salomon und seine Mutter Meginrada dem Kloster St. Gallen alles, was sie zu Nusplingen, Fronstedt und Wintarfulinga (Winterlingen) hatten.

Winterlingen-Benzingen. Der 1220 erstmals genannte Ort gehörte im 12. und 13. Jahrhundert den Grafen von Gammertingen und kam über die Herren von Neuffen und die Grafen von Heiligenberg an die Grafen von Veringen, die 1291 Teile ihrer Herrschaft an Rudolf von Habsburg abtreten mußten. Winterlingen-Harthausen auf der Scher. Harthausen gehörte zur Grafschaft Veringen und teilte deren Geschichte, wie auch Benzingen.

Zimmern unter der Burg. Den Zusatz zum Ortsnamen verdankt Zimmern der südwestlich des Orts abgegangenen Burg. 1275 wird „Zimbern“ (gezimmertes Bauwerk) erstmals erwähnt und tritt später als Zerbrochen Zimmern oder Brochenzimmern, dann als Zimmern im Löchlin auf. Es gehörte wohl schon in

karolingischer Zeit zu einer Grafschaft, die sich um Oberndorf und Sulz ausdehnte. Beim Auftreten der Urkunden waren die Grafen von Sulz die Ortsherren.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß 34 der untersuchten Orte vor dem Jahr 1000 erwähnt werden, 37 Siedlungen finden dann bis 1275 Erwähnung in Urkunden, während die restlichen 22 zwischen 1275 und 1500 urkundlich erwähnt werden.

Abschließend sei noch kurz auf die Quellen eingegangen, denen eine Vielzahl die gemeinsame Ersterwähnung verdanken. Es ist dies vor allem das Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, herausgegeben von Hermann Wartmann, Zürich 1863. In ihm sind rund 40 Kreisorte aufgeführt. Eine weitere wichtige Quelle ist das „liber decimationis“ aus dem Jahre

1275. Dieses Zehntbuch verzeichnet alle Pfarreien des ehemaligen Bistums Konstanz und wurde zum Einzug des 10. Teils von den Einkünften der jeweiligen Pfarrei angelegt. Die Mittel sollten für die Finanzierung eines Kreuzzuges in das Heilige Land verwendet werden (s. Bl. 1975 S. 29). Wenn auch der Kreuzzug nicht zustande kam, so blieb doch eine unschätzbare historische Quelle im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg erhalten. Den Klöstern, die in der Frühzeit wichtige Träger der Kultur waren, verdanken wir weitere Quellen (St. Gallen, Reichenau, Zwiefalten, Alpertsbach, St. Georgen, Kirchberg usw.). In fast allen Fällen muß zwischen der Gründung einer Niederlassung und ihrer ersten urkundlichen Erwähnung eine beträchtliche Zeitspanne angenommen werden.

Von dem Zehnten

Von Fritz Scheerer

Eine drückende Last, die der Bauer bis in die Neuzeit herein zu tragen hatte, waren die Zehnten. Der „zehnte“ teil aller Erträge aus der Landwirtschaft gehörte der Obrigkeit. Ursprünglich waren die unter Karl dem Großen eingeführten Zehnten die wichtigsten Einnahmequellen der Pfarreien, deren Widumgüter und Heiligenlehen von diesen Naturalsteuern befreit waren.

Die erste Stelle nahm der **Großzehnte** ein. Zu ihm gehörten die Zehntgarben von Vesen (Dinkel), Haber, Gerste, Roggen und Emer und im württembergischen Amt Balingen auch die Zehnten von Erbsen, Linsen und Bohnen, die anderwärts zum **Kleinzehnten** zählten. Zum Kleinzehnten rechnete man außerdem Hanf, Flachs, Obst, Rüben, Kraut, Zwiebeln usw. Der herrschaftliche Zehntknecht kam zur Erntezeit auf die Felder und zählte die aufgestellten Garben ab. Mit einer Stange stieß er jeweilig die zehnte um, die aufgeladen und in die Zehntscheuer gefahren wurde.

Für die Zehntpflichtigen war es streng verboten, ihre Früchte vom Feld wegzufahren, ehe der Zehnte erhoben war. Wie war es nun aber, wenn ein Gewitter aufzog und der Zehender noch nicht da war? Dann hatte der, dem der Acker gehörte, dreimal laut zu rufen: „Zähl aus!“ damit der Zehntknecht solches hören und auszählen möchte. Ließ sich auf den dritten Ruf kein Zehender sehen, so mochte der Bauer einen fremden unparteiischen Schnitter oder einen anderen holen, der ohne Falsch auszählen mochte.

Der Kleinzehnt gehörte fast überall der zuständigen Pfarrei oder war örtlichen Kaplaneien zugeteilt. In Bittelbronn gehörte er zur einen Hälfte St. Maria zu Gruol, zur andern den Zollern. Eine württembergische „Zehntordnung“, die für die Ämter Balingen, Ebingen, Rosenfeld usw. alles festlegte, stammt aus dem Jahre 1614. Danach galt für Altwürttemberg die Bestimmung, daß die Früchte, die dem Kleinzehnt unterliegen, nicht auf den Äckern der Flur, sondern nur in den davon abgegrenzten Ländern gebaut werden sollten, eine lästige Beschränkung, von der man nur auf besondere Bitte entbunden werden konnte.

Heuzehnt wurde ursprünglich nur von den zweimähdigen Wiesen gegeben. Als man dann die Bergwiesen und andere schlechte Wiesen einmähdig nutzte, wurden diese zum Teil in den Heuzehnt einbezogen. Dadurch wurde dieser Zehnten sehr ungleichmäßig erhoben, aber nirgends waren alle Wiesen zehntpflichtig. In Balingen und in Frommern war der Heuzehnt nicht üblich.

Von den Weingärten wurde der **Weinzehnt** erhoben. In Balingen wurde Weinzehnt von allen Weingärten (Wein, Druck und Vorlaß unter den Weingärten, Druck unter der Kelter) von der Herrschaft Württemberg erhoben, ausgenommen von den Weingärten auf der „Gutenhalde“, von denen der Zehnt der St. Agathen-Kaplanei und „Unseren Frauen Pfründ“ gehörte.

Blutzehnten, d. h. Zehnten von neugeborenen Tieren waren im Württembergischen nicht üblich. Dagegen wurden in Geislingen (der Frühmesse) und Zimmern u. d. Burg (der Pfarrei Gößlingen) Lebendig- und Immenzehnt gegeben. In Tailfingen und Ringingen brachte der Genuß des lebendigen Zehnten für den Pfarrer die Verpflichtung, für den Ort den Eber zu halten.

Eine besondere Bewandnis hatte es mit dem **Neubruch- oder Novalzehnten** von solchen Grundstücken, die nicht ursprünglich Ackerboden, sondern erst neuerdings umgebrochen waren. Im württembergischen Teil wurde er ausschließlich von dem Landesherren erhoben und zwar seit 1533 für alle Neubrüche, die zur Schaffung von Äckern geführt hatten. Er war den württembergischen Grafen schon Ende des 15. Jahrhunderts vom Papst zur Unterhaltung der Universität Tübingen und zu andern frommen Zwecken bewilligt worden. 1533 ordnete Herzog Christoph an, daß alle „Neubrüche“, also neugeordnete Äcker, Wiesen und Weingärten mit den herrschaftlichen Zehntansprüchen künftig in den Lagerbüchern zu verzeichnen seien. Diese Einträge vermitteln uns vor allem ein Bild, in den Alforten, von der Rodetätigkeit und damit von den Kulturveränderungen auf den Markungen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.

In Nusplingen ergaben sich Schwierigkeiten. Hier zog die Pfarrei im Widerspruch zur Herrschaft Kallenberg den Novalzehnten ein. Um den Streit zu beenden, wurden diese Zehntflächen 1751/53 vermessen. Seit 1806 zog dann der Staat diesen Zehnten ein. In der Grafschaft Zollern bezog die Pfarrei drei Jahre nach der Rodung den Novalzehnt, dann fiel er der Herrschaft zu. Diese Regelung galt im 16. Jahrhundert für alle Pfarreien der Herrschaft, ausgenommen Steinhofen, Bisingen, Thanheim und Rangendingen. Hier stand er ohne Einschränkung der zuständigen Pfarrei zu. Gegen den Brauch, den Novalzehnt nur drei Jahre der Pfarrei zu reichen, wandte sich 1609 die Konstanzer Diözesansynode, allerdings ohne Erfolg. Im Gegensatz dazu bezog also im Württembergischen ohne Ausnahme die Herrschaft den Novalzehnten („den Zehnten der Neubrüch in seinem ganzen Land zu aim edlen und freyen Lehen“).

In den meisten Fällen bezog den Großzehnten der Patronatsherr der Kirche. Der Pfarrer erhielt davon nur eine gewisse Menge Getreide als sogenannter „Corpus“. Der Zehnt machte auch die Teilungen, Verkäufe und Vertauschungen des Patronatsrechts mit (s. unten). Er zeigt häufig eine große Zersplitterung, er kann in einem Ort unter mehreren Zehntherren geteilt sein (z. B. Rosenfeld). Der Großzehnt wurde meistens gemeinsam eingesammelt und dann nach dem Ausdreschen in die verschiedenen Anteile aufgeteilt. Die vielen Streitigkeiten, die zwangsläufig dabei entstehen mußten, wurden durch Zehntvergleiche geschlichtet.

In den allermeisten Fällen deckte sich der

Zehntbezirk mit der Markung eines Dorfes. So steht im Fürstenbergischen Urbar von 1562 die Salmendinger Markungsbeschreibung unter der Überschrift: „Salmendinger Zehnt, Zwing und Bann“, während es von Höfendorf im Kirchberger Urbar von 1564 heißt: „Der große Zehnt zu Höfendorf in- und außerhalb derselbigen Zwingen und Bännen“. Innerhalb der einzelnen Markungen gab es immer wieder Sonderregelungen; so sind die Widumgüter und das Eigengut des Herrn in der Regel zehntfrei. Diese Freiheit bleibt gewöhnlich mit dem Gut verbunden, auch wenn das Eigen zu Lehen oder wenn ein Widumgut verkauft wurde. Auch fremde Grundherren konnten Zehntansprüche besitzen. So steht dem Johanniterhof zu Starzeln der Großzehnt von einigen Jauchert zu Starzeln zu oder für Weildorf: „Item was im Etther wechst, gehort der Zehnten dem Pfarrer in der Oberstadt (Haigerloch) zu“. Das auf Grosselfinger Markung gelegene Feld Oberhausen gab den Zehnten nach Engstlatt, ebenso das Esch „Hofen“ auf Bisinger Markung. Es gibt auch Fälle, wo ein Teil der Markung einen anderen Zehnherr hat als der andere. So zehntete in Boll und Zimmern ein Teil der Markung der Pfarrei, ein anderer Teil der Herrschaft Zollern.

Die Einziehung des Heu- und Kleinzehnts war oft sehr umständlich. Seit dem 15. Jahrhundert bestand daher das Bestreben, diese

Zehnten mit Geld abzulösen. Bis um 1800 wurde dann vielerorts eine feste Abgabe üblich, „Zehntsurogat“ genannt. Auch der Großzehnt wurde im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts öfters an die Gemeinde verpachtet. Die Heu-, Klein- und Novalzehnten oder die entsprechenden Surrogatgelder wurden zwischen 1820 und 1848 und die Großzehnten nach 1852 in allen Gemeinden endgültig abgelöst. Die Ablösungssumme wurde in jährlichen Raten abgetragen und betrug den 16-fachen Reinertrag der betreffenden Zehnten. Damit war eine Einrichtung beseitigt worden, die Jahrhunderte hindurch eine große Rolle gespielt hatte.

Die **Zehntscheuern** wurden im 19. Jahrhundert überflüssig und wurden größtenteils an die Gemeinden oder auch an Private verkauft. Erhalten ist noch in Balingen die stattliche Zehntscheuer mit ihren zwei großen Rundtoren und dem mächtigen Dach. Über der Mitteltür trägt sie das gräflich württembergische Wappen und die Jahreszahlen 1617 und 1675. Die Ostdorfer Zehntscheuer wurde 1852 an die Gemeinde verkauft. Ihr massiver Unterbau trägt über der Einfahrt das württembergische Wappen und die Jahreszahl 1790. Sie wurde zu dieser Zeit nach einem Brand mit hohem abgewalmen Giebel und steinernem Torbogen neu aufgeführt und erweitert. Nach einer Inschrift wurde die frühere Zehntscheuer 1616

durch einen Wirbelsturm zerstört. Die Erzinger Zehntscheuer ist seit 1848 im Gemeindebesitz. Die ehemalige Zehntscheuer zu Bickelsberg wurde zu einem Bauernhaus umgebaut. Diese wenigen Beispiele, die vermehrt werden könnten, zeigen, wie sich die Verwendung der einst herrschaftlichen Zweckbauten heute darstellt.

Schluß folgt

Inhaltsverzeichnis 1983

	Seite
Vor 50 Jahren: Machtergreifung im Oberamt Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	385/386, 390/391
Vom oberen Kinzigtal zur Südwestalb (Fritz Scheerer)	386
Unsere Ortsnamen (Fritz Scheerer)	387/388, 391/392
Christus-Johannesgruppe (Kurt Wedler)	389
Andres Butz aus Roßwangen (Eugen Gröner)	393/394
Das Wort „Heimat“ (Alfred Munz)	394
Vom Schwäbischen Vulkan (Fritz Scheerer)	390, 394/395
Sagen aus dem Zollernalbkreis um 1850 (Adolf Klek)	395/396
Zur Wirtschaftsgeschichte unserer Dörfer (Fritz Scheerer)	397/399
Waren die Ebinger Jakobiner? (Dr. Walter Stettner)	399/400
Geislingen suchte einst nach Gold und Mineralwasser (Hermann Bienert)	400
Der deutsche Ritterorden in unserem Land (Kurt Wedler)	401/402
Zur Siedlungsgeschichte des oberen Schlichemtales (Fritz Scheerer)	402/403
Der Streit um den „Tannwald“ bei Schömberg/Ratshausen (Gerold Riede)	404, 408
Die Landschaft unserer Kuppenalb (Fritz Scheerer)	405/406
Naturschutz in Albstadt (Wolfgang Riedel)	406/408
Jakob Frischlin der Ältere und Jakob der Jüngere (Fritz Scheerer)	408, 412
Gotische Schlußsteine in Schömberg (Anton Grötzinger)	409
Vom Landkapitel Haigerloch (Fritz Scheerer)	410/411
Alte Hochzeitsbräuche (Fritz Scheerer)	411/412
Postamt Balingen im „Schwanen“ (Rudolf Töpfer)	413/414
Kloster Rottenmünster auf dem Kleinen Heuberg (Fritz Scheerer)	414/416
Die Balinger „Maixzesse“ 1848 (Hans Gaiser)	416, 420
Schloß Lichtenstein (Adolf Klek)	417/418
Von den Fluren um Haigerloch (Fritz Scheerer)	418, 424
Der Geißenstreit zu Laufen (Gustav Rieber)	419/420
Von den Hohenzollern und ihrer Burg (Fritz Scheerer)	421/422, 426/427
„Gräblensberg-Bauren und -Waydrecht“ (Gustav Rieber)	422/424
Heimatkundliche Perspektiven (Rudolf Kerndter)	425
Der Riedlinger Vertrag von 1605 (Hans Gaiser/Fritz Scheerer)	425/426
Die urkundliche Ersterwähnung unserer Orte (Fritz Scheerer)	427/428/430/431
Das K. Württ. Postamt Balingen (Rudolf Töpfer)	429/430
Von dem Zehnten (Fritz Scheerer)	431/432
Weihnachtsbaum – Stille Nacht (Kurt Wedler)	432
Felsenhungerblume (400), Doldige Wucherblume (404), Braunrote Sumpfwurz (408), Gewöhnliches Händelwurz (412), Heilwurz (416), Deutscher Enzian (420), Milzfarn (424)	Fritz Scheerer

Weihnachtsbaum – Stille Nacht, heilige Nacht

Eine weihnächtliche Betrachtung

Der Weihnachtsbaum hat sich die Welt erobert, jedenfalls dort, wo sich christliches Gedankengut manifestiert hat. Dabei ist dieser Christbaum noch gar nicht so alt. Erst um 1870 herum hat er sich bei uns immer mehr Eingang in die Weihnachtsstuben und in die Herzen der Menschen verschafft. Dagegen ist der Nikolaustag am 6. Dezember, mit dem Beschenken der Kinder ein uralter Brauch.

Uralt ist auch die Sitte, in der Weihnachtszeit in einer Ecke der Stube einen Tannenzweig aufzuhängen. So ist es bezeugt aus der Balingen, Blaubeurer und Uracher Gegend. Auch an Türen und Zäunen brachte man die Zweige an, um sich in den zwölf heiligen Nächten vor der „Muetes Heer“ (Wotans Heer) zu schützen – also ein heidnischer Brauch, der von der Kirche bekämpft und als Aberglauben abgetan wurde.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheinen dann im Elsaß in den Stuben auch bis zu zwei Meter hohe Tannenbäume, die man teilweise an der Decke aufhängte. Aus dem Elsaß ist ebenfalls überliefert, daß die aus den mittelalterlichen Mysterienspielen hervorgegangenen „Paradiesspiele“ und „Weihnachtsspiele“ am 24. Dezember hintereinander in den Kirchen aufgeführt wurden. Der Paradiesbaum, geschmückt mit Äpfeln, tritt als der „Baum der Erkenntnis“ auf und wird nun hier auch geheimnisvoll verwandelt als Christbaum in den Stuben erscheinen. Zu den Äpfeln kommen später Hostien, Papierrosen, Zischgold u. a. Dies ist bezeugt von Türkheim 1597, von Schlettstadt 1600 und von Straßburg 1605.

Von Straßburg aus hat sich dieser Brauch nach Süd-, Mittel- und Norddeutschland verbreitet, im ganzen Elsaß aber erst mit der Beamtenzuwanderung aus Deutschland nach 1871. Die Lichter am Baum gab es zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch nicht. Erst allmählich hat sich dieser schöne Brauch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, dann auch im Ausland, durchgesetzt. Das Licht ist das Symbol Christi, und es ist das Symbol dessen, was „höher ist als alle Vernunft“ und was über den Menschen und ihrer Welt der Unvollkommenheit steht.

In den protestantischen Bürgerfamilien und in den Reichsstädten fand der Weihnachtsbaum zuerst Eingang. Es hing ihm immer noch etwas Heidnisches an aus der Zeit um 1500 und davor, als die Tannenzweige den Zauber abhalten sollten. So schrieb Sebastian Brant aus Straßburg (1457–1521) in seinem „Narrenschiff“ 1494: „Denn, wer nicht etwas

Neues trägt und um Neujahr nicht Singens pflegt und Tannenreisig steckt ans Haus, der meint, er leb' das Jahr nicht aus“.

Und der Straßburger Kanzelredner Geiler von Kaysersberg (1445–1510) fordert um 1500 die Abschaffung dieses Brauches, weil es sich nicht zieme, Weihnachten wie die Heiden zu feiern „etlich mit tanzen und springen, andre mit stechen, andre mit „dannreiß“ in die Stuben legen, andre, daß sie einander Gaben schicken, lebkuchen, wein etc.“

Diese Zeiten sind vorbei. Der immergrüne Baum, die Symbolkraft der Lichter, die vielen schönen Weihnachtslieder, die dazugehören, und der Schmuck zur Freude der Kinder haben gesiegt. Daß dabei oft zu viel und daneben getan wird mit dem Schmuck des Baumes, den elektrischen Lichtern, den vielen Gaben usw., soll dahingestellt bleiben.

Stille Nacht, heilige Nacht

Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht interessant, an das meist gesungene, über die ganze Erde verbreitete Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ zu denken.

Der Text des Liedes stammt von dem in Salzburg geborenen Pfarrer Josef Mohr (1792–1848), der es im Jahr 1818 in Wagrain, südlich von Salzburg, dichtete. Dort ist er auch gestorben und begraben. In der Pfarrkirche erinnert eine Gedächtnisorgel an sein segensreiches Wirken in der Gemeinde. Noch im selben Jahr 1818 fand das Gedicht einen Komponisten in dem Lehrer und Chordirigenten Franz Xaver Gruber (1787–1863) in Oberndorf bei Salzburg. Er wurde im Innviertel in Unterwetzberg geboren und ist in Hallein bei Salzburg gestorben. Sein Grab ist neben der Pfarrkirche St. Antonius zu finden. Gruber komponierte das Lied für die Kirche in Arnsdorf an der Salzach in einer volkstümlichen, mehr ländlerartigen Urfassung, die später immer mehr sentimentalisiert wurde.

Der Orgelbauer Karl Mauracher brachte das Lied von Oberndorf nach Fügen im Zillertal, und von dort aus wurde es durch die Rainer Sänger weit verbreitet und hat sich schließlich die ganze Welt erobert.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollernalb-Kuriers“.